This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

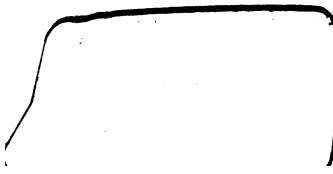
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

3433 07495940 8



NFG
Lessing

Gotthold Ephraim Leſſings

ſämmtliche Schriften.

Drei und zwanzigſter Theil.

Berlin, 1794.
In der Voſſiſchen Buchhandlung.

Inhalt.

I. Beiträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters. (Fortſetzung.)

Kritik über die Gefangnen des Plautus. (Fortſetzung.) . . . . . Seite 3.
Samuel Werenfels Rede zu Vertheidigung der Schauſpiele . . . . . — 33.

II. Auszug aus G. E. Leſſings theatraliſcher Bibliothek.

Vorrede . . . . . — 43.
1. Von dem weinerlichen oder rührenden Luſtſpiele . . . . . — 52.
2. Leben Jacob Thomſons . . . . — 65.
3. Ueber das Trauerſpiel Virginia des Don Auguſtino de Montiano y Luyando . . . . . — 95.

Inhalt.

4. Leben des Philipp Nericault Destouches . . . . . Seite 101.
5. Ueber das Luſtſpiel, die Juden . — 113.
6. Von den lateiniſchen Trauerſpielen, welche unter dem Namen des Seneca bekannt ſind . . . . . — 127.
7. Nachricht von Ludwig Riccoboni. — 265.
8. Geſchichte der engliſchen Schaubühne. — 269.
9. Vorrede zu Jacob Thomſons Trauerſpielen . . . . . — 318.
10. Zwei Vorreden zu Diderots Theater — 328.

Anhang.

I. Einige Recenſionen vom Jahre 1751 . . . . . — 337.
II. Zwey Erzählungen.
1. Die Theilung . . . . . — 401.
2. Der über uns . . . . . — 403.

Beyträge

zur

Historie und Aufnahme

des Theaters.

(Fortsetzung.)

II.

Kritik über die Gefangnen des Plautus.

(Fortsetzung.)

Ich glaube, in diesem Briefe ist alles gesagt, was man nur immer zum Nachtheil des Plautus vorbringen kann. Und vielleicht meynen auch viele meiner Leser, daß Beschuldigungen darin vorkommen, die *man nimmermehr beantworten könne, und wobey auch* der eifrigste Vertheidiger dieses Dichters seinen Witz nur umsonst anwenden würde. Doch wir wollen sehen. Alles, was man wider ihn vorgebracht hat, bezieht sich auf drey Stücke. Kunst, Witz und Moral sind es, worin sich Plautus sehr tadelhaft soll bezeigt haben. Zu dem ersten gehören alle Einwürfe, die man ihm, besonders in diesem Lustspiele, wider die Einheit der Handlung, wider die Dauer, kurz wider die ganze mechanische Einrichtung seiner Stücke macht. Zu dem andern gehören seine seichten und nichts bedeutenden Scherze; und zu dem dritten einige unbehutsame und allzusaftige Stellen, welche man bey ihm will gefunden haben. Ich *will bey dem letzten* zuerst anfangen; und

hoffe, leicht damit zu Stande zu kommen, weil ich gar nicht gesinnt bin, unsern Dichter in allen seinen Lustspielen deswegen zu entschuldigen, sondern bloß seine Gefangnen von diesem schimpflichen Vorwurfe zu befreyen suche. Ueberhaupt aber von den unkeuschen Stellen des Plautus zu urtheilen, sollte man wohl überlegen, daß vieles, was jetzt unsre Ohren auf die ärgerlichste Art beleidiget, zu seiner Zeit von ernsthaften Römern ganz gleichgültig konnte angehöret werden. Es ist die größte Ungerechtigkeit, die man gegen einen alten Schriftsteller ausüben kann, wenn man ihn nach den jetzigen feinern Sitten beurtheilen will. Man muß sich durchgängig an die Stelle seiner Zeitgenossen setzen, wenn man ihm nicht Fehler andichten will, welche bey ihm keine sind. Es war bey den alten Römern nichts gewöhnlicher, und nichts weniger anstößig, als Laster, welche offenbar im Schwange gingen, bei ihren rechten Namen zu nennen. Die Bühne war dazu, sie zu bestrafen. Was sich der Zuschauer nicht schämte zu thun, sollte sich das der Dichter schämen zu nennen? Dichter und Zuschauer waren also, wird man mir vorwerfen, im höchsten Grade unverschämt, und folglich im höchsten Grade lasterhaft. Allein, die Wahrheit zu gestehen, mit diesem folglich bin ich nicht sehr zufrieden. Ich weiß nicht, mit was für einem Rechte man die oft erzwungne *Fertigkeit*, bey Anhörung gewisser Worte, bey

Erblickung gewiſſer Gegenſtände, roth und unwillig zu ſcheinen, unter die Tugenden ſetzen kann? Die Schamhaftigkeit in dieſem Verſtande iſt oft nichts als die Schminke des Laſters. Uebrigens berufe ich mich auf alle die anſtößigen Stellen, woraus man dem Plautus ein ſo großes Verbrechen macht, und behaupte, daß keine einzige auf eine Art abgefaßt ſey, welche unſchuldige Gemüther verführen könne. Sie ſind insgeſammt allzu rauh, und können nichts als Abſcheu erwekken. Ja, ich müßte mich ſehr irren, wenn man nicht von dem, was unſre feinern Köpfe das Schalkhafte zu nennen belieben, einen weit größern Schaden zu beſorgen hätte. Das Gift, welches man uns unvermerkt einflößet, verfehlt ſeltner ſeine Wirkung, als das, welches man uns offenbar aufzudringen ſucht. Doch ich will mich jetzt hierüber nicht weiter einlaſſen; genug, wenn ich nur zeigen kann, daß in den Gefangnen nicht das Geringſte zu finden iſt, deſſen ſich Plautus, auch wenn er in unſern Zeiten gelebt, zu ſchämen hätte. Ich habe in dem zweyten Stücke bey Gelegenheit geſagt: daß je gelehrter die Commentatores ſind, je weniger Witz ließen ſie dem Schriftſteller, den ſie erklären wollen *). Jetzt will ich hinzuſetzen, je gelehrter die Commentatores über

*) Es ſcheint, als ob man meine Beſchuldigung nur für einen bloßen Einfall angenommen habe; allein

unſern komiſchen Dichter ſeyn wollen, je mehr anſtößige Stellen finden ſie bey ihm. Zwey Oerter aus gegenwärtigem Stücke, worin ſie mir alleſamt mehr zu ſehen ſcheinen, als ſie ſehen

wenn es darauf ankommen ſollte, ſo wollte ich mit mehr als hundert Beiſpielen die Wahrheit derſelben beſtärken. Eins davon habe ich allzu große Luſt hier anzuführen, weil es mir gar zu beſonders zu ſeyn ſcheint. Im erſten Auftritte des erſten Aufzuges des Curculio ſtehet ein Jüngling nebſt ſeinem Knechte, und einigen andern, die er bey ſich hat, neben einem Altare der Venus. Es iſt noch ganz früh, und er ſpricht alſo, er möchte gern der Venus ein Frühſtück zum Opfer bringen. Was denn? fragt der Knecht. Mich, dich, und dieſe alle, antwortet der Herr. Wie? ſpricht der Knecht, willſt du, daß ſich die Venus übergeben ſoll? Die Stelle ſelbſt heißt ſo:

Ph. Me inferre Veneri vovi jam jentaculum.
Pa. Quid antepones Veneri ſi jentaculo?
Ph. Me, te, atque hoſce omnes.
Pa. Num tu Venerem vomere vis?

Wer ſieht nicht ſogleich, daß der Knecht ſagen will: wenn du uns ihr willſt zum Frühſtücke vorſetzen, ſo wird es ihr gewiß ſchlecht bekommen. Wir ſind ſo ein niedlicher Biſſen, daß ſie ſich nothwendig wird *übergeben* müſſen. Der Einfall iſt knechtiſch, aber

sollten, mögen es beweisen. Allein, man wird fragen, was mich so verwegen macht, der Einsicht so vieler gelehrten Kunstrichter meine Wenigkeit entgegen zu setzen, die man noch aus kei-

so deutlich, als er nur immer seyn kann. Gleichwohl will Tan. Faber uns in einem Briefe an Sarravium versichern, daß niemand diese Stelle verstanden habe, noch verstehen könne. Er habe lange gesonnen, was wohl dahinter stecken möge, und endlich wäre er auf den Einfall gekommen, sie in das Griechische zu übersetzen, woraus sie ohne Zweifel genommen wäre. Er habe es gethan, und endlich diesen sehr richtigen griechischen Vers heraus bekommen:

Φ. ἐμε, σε και τȣτȣς, Πα. την γȣν Αφροδιτην θελης ἐμεσαι;

ὠ ποποι habe er ausgerufen, istuc ipsum est quod quaeris. Er meynt nehmlich, es sey hier ein bloßes Wortspiel zwischen ἐμε, σε und ἐμεσαι (vomere), welches von dem Plautus nicht sey bemerkt, und daher so unverständlich übersetzt worden. Wer bewundert nicht die Geschicklichkeit dieses Mannes, der aus einem noch ganz erträglichen Scherze des Plautus mit so vieler Gelehrsamkeit ein verdorbnes Wortspiel zu machen weiß! ὠ ποποι rief ich aus, als ich es das erste mal las, wie kurzsichtig sind die Herren Kunstrichter, wenn sie am weitesten zu sehen glauben!

nem einzigen lege meo periculo kennet? Ich muß es also nur gestehen, Plautus selbst. Er versichert uns in der Vorrede, daß in dem ganzen Stücke keine versus spurcidici immemorabiles wären; muß also nicht entweder Plautus selbst oder seine Ausleger lügen? Nothwendig; und wer kann es mir verdenken, daß ich lieber das Letzte glaube, da ohnedies in den streitigen Stellen ein so guter Verstand liegt, daß man gar nicht nöthig hat, zu solchen unzüchtigen Anspielungen seine Zuflucht zu nehmen. Wir wollen sie selbst ansehen. Die erste befindet sich im zweyten Auftritte des vierten Aufzuges.

Heg. Esurire mihi videre.
Erg. Mihi quidem esurio non tibi.
Heg. Tuo arbitratu facile patior.
Erg. Credo, consuetus puer.
Heg. Jupiter te Dique perdant.

Die mittelste Zeile hatte ich in meiner Uebersetzung aus den schon angeführten Ursachen (s. Th. XXII. S. 350. Anmerk.) weggelassen; jetzt aber will ich zeigen, daß sie gar nichts Böses in sich hält. Man sieht wohl, daß das Wort *patior* den Verdacht einzig und allein erweckt hat. Doch ich will nur die ganze Stelle übersetzen, und ich glaube, man wird dem Plautus *Recht widerfahren* lassen.

Heg. Du bist mir also hungrig, wie es scheint.
Erg. Ich bin mir hungrig und nicht dir.
Heg. Meinetwegen, ich kann es zufrieden seyn.
Erg. O, das weiß ich wohl, du bist von Jugend auf ein Mensch gewesen, dem es eben so nahe nicht gegangen ist, wenn einen ehrlichen Kerl hungerte.
Heg. Ey, hol dich der — —

Ich habe mit Fleiß etwas weitläuftig übersetzt, damit man es desto deutlicher einsehen möge, was ich für einen Sinn darin finde. Aus dem Fluche des Hegio ist gar nichts zu schließen. Denn dieser ist nur verdrießlich, daß ihn Ergasilus einer solchen Unempfindlichkeit und Kargheit beschuldigen will. Die andre Stelle, die ich nun zu entschuldigen habe, ist in dem zweyten Auftritte des letzten Aufzuges. Hegio sagt zu seinem verlaufnen Knechte:

Bene morigerus fuit puer: nunc non docet.

Hier ist es offenbar das arme Wort morigerus, welches unsre keuschen Kunstrichter aufmerksam gemacht hat. Ich läugne gar nicht, daß es dann und wann nicht eine schlimme Bedeutung habe; allein hier nur findet sie nicht Statt, weil Hegio nichts weniger als mit seinem Knechte Possen treiben will. Ich habe es in meiner Uebersetzung so gegeben, daß mein Gegner selbst *gestehet, er zweifle,* ob Plautus so etwas Schänd-

liches dabey gedacht habe, als es ihm seine Ausleger, und der französische Uebersetzer Herr Coste, Schuld geben. Sind aber diese beyden angeführten Stellen unschuldig, so wird man auch in dem ganzen Stücke kein einziges Wort finden, welches nur im geringsten der schärfsten Moral entgegen sey.

Ich komme zu der andern Art von Fehlern, die man häufig bey dem Plautus finden will, und deren mein Gegner auch einige in seinen Gefangnen aufgetrieben hat. Diese sind seine nichtsbedeutenden Scherze, deren Grund meistentheils ein Wortspiel ist. Ich gebe es zu, die Lustspiele des Plautus sind davon voll; nur das kann ich nicht zugeben, daß man daraus auf den übeln Geschmack dieses Dichters schließen will. Ich muß mich geschwind deutlicher erklären; denn ich bin sonst in Gefahr, daß meine Leser mir selbst einen sehr nichtswürdigen Geschmack zuschreiben werden. Ich rede gar nicht dem eingeschränkten Witze das Wort, welcher seine Scherze und Einfälle bloß aus dem Gleichlaute oder der Zweydeutigkeit der Worte nimmt. Dieser kindische Weg, sinnreich zu scheinen, ist allen Schriftstellern eine Schande, besonders aber dem Dichter, als bey dem die wahre Scharfsinnigkeit am meisten gesucht und am leichtesten vermißt wird. Ich muß gleich *meine Einschränkung* hinzusetzen, damit ich mir

nicht zu widerſprechen ſcheine: Wortſpiele, behaupte ich alſo, beſchimpfen den Dichter, als Dichter, nicht aber als Nachahmer geringer Perſonen. Alle Gedichte, wie bekannt iſt, theilen ſich in zwei Arten: in Gedichte, wo der Dichter redet, und in Gedichte, wo er Andre reden läßt. Man kann, wenn man will, die dritte Art hinzuſetzen, welche die beiden vorigen Fälle verbindet. In der erſten Art, wohin beſonders Oden und Lehrgedichte zu rechnen ſind, iſt der geringſte Schein eines Wortſpiels unerträglich. In der Ode iſt es, wo er die Sprache der Götter reden, und das Erhabene in Gedanken, Ausdruck und Ordnung herrſchen laſſen ſoll. Das Menſchliche will ihm ſchon darin nicht anſtehen, geſchweige das Pöbelhafte. Und was iſt pöbelhafter, als Wortſpiele? In den Lehrgedichten muß er die Vernunft mehr mit Gedanken zu überſchütten, als das Ohr zu kitzeln ſuchen. Man tadelt ihn ſchon, und das mit Recht, wenn er uns wenig denken läßt; wie vielmehr wird er zu tadeln ſeyn, wenn er uns gar nichts denken läßt! Und was kann man bey einem Wortſpiele je denken? Ganz anders aber iſt es in der Art von Gedichten, wo der Dichter Perſonen von verſchiedener Gattung redend aufführet; ich meyne in den dramatiſchen. Hier iſt es ſeine vornehmſte Pflicht, die Perſonen *zu ſchildern, wie* ſie ſind, und ſie dasjenige

sagen zu lassen, was sie nach ihrem Stande und nach ihrer Gemüthsart sagen können. Diejenigen von den dramatischen Gedichten aber, die zu meinem Zwecke gehören, etwas näher zu betrachten — was für Personen hat denn ein komischer Dichter in seinen Stücken zu schildern? Von was für Stande und von welcher Gemüthsart sind sie meistentheils? Hierauf muß man mit Unterschied antworten. Die Alten führten in ihren Lustspielen durchgängig Leute vom niedrigen Stande auf, die, in dem ersten Alter der griechischen Komödie, alle entweder strafbar oder lächerlich seyn mußten; gute und ernsthafte Personen waren gänzlich davon ausgeschlossen, ihre Stelle aber vertrat dann und wann der Chor, wenn es der Dichter nehmlich für nöthig hielt, den Zuschauern eine Moral beyzubringen, die in dem Munde einer strafbaren oder lächerlichen Person ihren Werth verloren hätte. Da aber in den letztern Zeiten die Komödie den Chor abschaffen mußte, weil er sich allzu viel Freyheit angemaßt hatte, so wurden die Dichter genöthiget, in ihre Stücke auch gute und ernsthafte Charaktere zu mischen, weil sie sonst unmöglich ihren letzten Zweck, die Besserung der Zuschauer, würden erhalten haben. Wir finden dergleichen Charaktere häufig bey dem Plautus und Terentius, die einzigen Muster, die uns das Alterthum von dem verbesserten Schauspiele hin-

verlassen hat; und bey dem letztern noch häufiger, als bey dem ersten. Wenn man aber alle, die uns sowohl bey dem einem als bey dem andern vorkommen, genau betrachtet, so wird man finden, daß sie sich niemals, so gut und ernsthaft sie auch sind, über den Stand komischer Personen, welches aufs höchste bey den Alten der mittlere Stand war *), erheben; das ist, sie sind so beschaffen, daß weder ein erhabner

*) Daß die Alten in der That diejenigen Stücke, worin Leute von Stande vorkamen, obgleich ihr Inhalt vollkommen komisch war, gleichwohl nicht Komödien genannt, ist aus dem Vorredner des Amphitruo deutlich zu beweisen.

Faciam ut commista sit *Tragico Comedia*:
Nam me perpetuo facere ut sit *Comedia*,
Reges quo veniant et Di, non par arbitror.
Quid igitur? Quoniam hic *servos* quoque partes habet,
Faciam et commista sit *Tragico Comedia*.

Es würde sich nicht schicken, spricht Plautus, wenn ich dieses Stück, worin Götter und vornehme Leute (denn so ist das Wort Reges hier zu übersetzen) vorkommen, eine Komödie nennen wollte; es würde sich aber auch nicht schicken, wenn ich ihm den Namen einer *Tragödie beilegte*, weil auch Personen von ge-

Geist, noch ein edles Herz dazu erfordert wird, als wahre Muster von dem, was wir im gemeinen Leben gute Leute zu nennen pflegen. Diese nun, und alle geringere Sorten von Menschen, muß man sich vorstellen, wenn man die Muster des komischen Ausdrucks und des komischen Scherzes haben will. Der letztere gehört für jetzt zu meinem Zwecke. Wie scherzen Leute, welche Glück und Auferziehung an die niedrigste Stelle gesetzt hat? Nicht selten strafbar, — oft grob, und fast allezeit mit Wortspielen. Und eben so scherzen des Plautus Knechte. Ist er aber zu tadeln, daß er seine Urbilder allzuwohl getroffen hat? Oder würde er nicht vielmehr zu tadeln seyn, wenn er ihnen seinen

ringem Stande darin auftreten; ich will es also, um weder auf der einen noch auf der andern Seite zu verstoßen, eine Tragikomödie nennen. Wie sehr weicht folglich die Bedeutung, die wir jetzt diesem Worte geben, von der ab, welche die Alten damit zu verbinden pflegten. Ich will aber damit nicht sagen, als ob die Neuern nicht Grund gehabt hätten, in Benennung ihrer Stücke mehr auf den Inhalt, als die Personen zu sehen; sondern ich will nur zeigen, daß die Alten Leute von Stande und wichtigen Bedienungen durchaus aus ihren Lustspielen ausgeschlossen, und sich die niedrigsten Sorten von Menschen darin aufzuführen begnügt haben.

Witz geliehen hätte, und sie Artigkeiten sagen ließe, die kein Römer von seinen Knechten zu hören gewohnt war? Ich will es durch ein Beyspiel erläutern. Vt pictura poësis erit. Wer kennt nicht die saubern Gemälde auf den französischen Spielkarten? Gesetzt, es kömmt einem Künstler ein, einen König daraus in aller seiner Herrlichkeit in einem Quodlibet anzubringen; und es giebt allerdings große Künstler, die ein Vergnügen finden, in Nachahmung gewisser Kleinigkeiten ihre Stärke zu zeigen. Nicht wahr, wir loben ihn, wenn er eben die groben Züge, eben die unförmliche Zeichnung, und eben die Aufeinanderkleckung widriger Farben desto ähnlicher herausbringt, je mehr Zwang er seiner Hand und seinem Geschmack bey der Arbeit hat anthun müssen? Lächerlich aber würde er seine Geschicklichkeit machen, wenn er uns einen majestätischen Körper, eine erhabene Gesichtsbildung, und einen gewählten Schmuck auf einem Blatte vorstellte, das seine ganze Schönheit von der Aehnlichkeit erlangt, und nothwendig schlecht seyn muß, wenn es ähnlich seyn soll. Warum urtheilt man also nicht auf gleiche Art von dem komischen Dichter? Warum lobt man nicht den Plautus, dessen Knechte denken und reden, wie Knechte denken und reden können? Und warum tadelt man nicht einen Marivaux, dessen Bediente zwar Bediente

ſind, aber Bediente aus einer Marivauriſchen Welt, nimmermehr aber aus der unſrigen? Ja, wendet man ein, geſetzt auch, Plautus habe in dieſer genauen Nachahmung viel Kunſt erwieſen, ſo iſt er doch deswegen zu tadeln, daß er ſich ſo ſchlechte Vorbilder gewählt hat. Doch hierin entſchuldiget ihn genugſam die damalige Einrichtung des Luſtſpiels, nach welcher er der Knechte unmöglich entbehren konnte, die, theils als geborne Sklaven, theils als gefangne oder erkaufte Barbaren, noch weit unter unſre Bedienten zu ſetzen ſind, und alſo auch das Recht haben, noch gröber zu denken und noch ungeſchickter zu ſcherzen. Nach den Knechten hat Plautus beſonders noch eine andre Art von Perſonen, die oft nicht weniger abgeſchmackt ſpaßen, und größtentheils durch Wortſpiele witzig ſeyn wollen. Dieſes ſind die Schmarotzer, Leute, denen ihre Einfälle ſtatt der Renten waren, und die von ihren Poſſen leben mußten. Allein, in dieſen Charakteren ſind die ſchlechten Scherze des Plautus nicht nur zu entſchuldigen, ſondern ſogar zu loben. Es war ſeine Abſicht, dieſe Luſtigmacher verhaßt zu machen. Würde er ſie aber erreicht haben, wenn er ihnen einen wahren Witz und einen feinen Geiſt beygelegt hätte? Nimmermehr. Ihre Verdienſte waren, daß ſie Ohrfeigen leiden konnten,

daß

daß ſie ſich zu den ſchimpflichſten Verrichtungen brauchen ließen, daß ſie von wunderbarer Gefräßigkeit waren, und Leute dann und wann zu lachen machen konnten, die bey ſeinen Scherzen gegähnt hätten. Wäre es alſo nicht ſtrafbar geweſen, wenn er ihnen durch eine feine Art zu denken, bey ſeinen Zuſchauern eine Art von Hochachtung zuwege gebracht hätte, die ſie gar nicht verdienten? Zum Exempel, ein Maler wollte einen Affen malen, der über die Farben ſeines Herrn gerathen, und mit dem Pinſel eben das zu machen ſuchte, was er oft hat machen ſehen. Würde der Maler wohl unter der Pfote des Affen das Geſicht eines liebenswürdigen Frauenzimmers entſtehen laſſen? oder würde er nicht vielmehr durch das, was er den Affen malen läßt, auszudrücken ſuchen, daß es in der That ein Affe gemalt habe?

Wenn man alſo aus den Luſtſpielen des Plautus die Knechte und Paraſiten wegnimmt, ſo werden in der That wenig oder gar keine ſchlechten Scherze übrig bleiben. Es iſt nicht wahr, daß er ſie bey aller Gelegenheit anzubringen ſucht; er weiß ſeine Perſonen vortrefflich zu unterſcheiden, und legt niemals einem Freygebornen Reden in den Mund, die man nur einem Knechte zu gute halten würde. Seine lächerlichen Alten nehme ich aus, wenn ihnen eine ausſchweifende Liebe das Vorrecht giebt,

närrischer als andre ihres gleichen zu denken und zu handeln. Mit was für Ernst hat er zum Exempel, in dem Lustspiele Trinummus, einen vernünftigen Vater in dem Philto, einen gehorsamen Sohn in dem Lysiteles, einen uneigennützigen Freund in den Callicles geschildert? Mit was für Anständigkeit sind die Muster getreuer Weiber Panegyris und Pinacium in dem Stichus, mit was für Vorsichtigkeit die Tochter des Parasiten in der Persianerin gebildet? In diesen und dergleichen Charakteren, deren in seinen meisten Stücken einige vorkommen, zeige man mir das geringste Abgeschmackte, den geringsten anstößigen Scherz; und alsdann will ich es einräumen, daß Plautus nichts als ein ungeschickter Lustigmacher ist, der zu seinen Possen weder Zeit noch Personen zu wählen weiß. Wenn aber sein Witz nur da seicht ist, wo er seicht seyn muß, wenn er nicht damit zu prahlen sucht, und ihn nicht, der Natur zum Trotz, an unwürdige Gegenstände verschwendet, so muß man ihn nothwendig, wenn man billig urtheilen will, den meisten neuern Dichtern unendlich vorziehen, die in allen Kleinigkeiten so viel Geistiges anbringen, daß sie das Körperliche ihres Gedichts gar darüber aus der Acht lassen.

Wenn mein Gegner geglaubt hat, daß ich, die *seichten* Scherze des Plautus zu entschuldigen, es

nen nach dem andern vornehmen und etwas Schönes daraus zu zwingen suchen würde, so hat er sich sehr geirrt. Ich entschuldige sie nicht an sich selber, sondern in Betrachtung auf das Ganze, und in Ansehung der getroffnen Natur. Beinahe eben so werde ich es mit den übrigen Fehlern, die er ihm vorwirft, machen, ob sie gleich etwas mehr auf sich zu haben scheinen. Die Fehler nehmlich wider die mechanische Einrichtung sind es, welche die Gefangnen in seinen Augen am meisten unwürdig machen, den Namen des schönsten Stückes, das jemals auf das Theater gekommen ist, zu verdienen. Ich will es etwas näher betrachten.

Der erste davon ist, das Plautus wider die Einheit der Handlung soll verstoßen haben. Ich wundere mich, daß es mein Gegner gewagt hat, diesen Vorwurf zu machen, da er selbst mit dem Racine glaubt, das Plautus größtentheils durch den einfachen Stoff, den er auf eine recht wunderbare Weise in seinen Stücken auseinander zu setzen, und, ohne ihn zu verdoppeln, zu erweitern weiß, die großen Lobeserhebungen, die ihm die Alten ertheilet, verdienet habe. Doch dieses zeigt, daß er lieber selbst zu urtheilen, als nach andern Urtheilen sich zu richten gewohnt ist. Es scheint mir aber, daß er hier zu *scharf urtheilet*. Wahr ist es, die Handlung *würde nicht unvollständig* seyn, wenn auch Tyn-

darus nicht ein Sohn des Hegio wäre; allein, es würde ihr eine Eigenschaft fehlen, welche de la Motte zu einer besondern Einheit gemacht hat, ob sie gleich eigentlich mit zur Einheit der Handlung gehört. Diese ist die Einheit des Antheils, oder, wie er sie in seiner Sprache nennet, l'unité de l'intérêt. Ist es nicht wahr, die Zuschauer würden mißvergnügt aus dem Schauplatze gegangen seyn, wenn nicht ein Mensch von so edlen Gesinnungen, als Tyndarus ist, nach allem seinen Unglücke, in das ihn nur sein großes Herz gestürzt hat, nichts als ein Sklav geblieben wäre? Wäre es billig gewesen, daß bey dem Schlusse des Stückes alle spielende Personen Ursache gehabt hätten, sich zu erfreuen, und nur die liebenswürdigste nicht? Stalagmus hat zwar auch nicht Ursach, sich zu freuen; allein Stalagmus ist ein Verbrecher, und mit dem Tyndarus in keine Vergleichung zu stellen. Daß aber diese Episode dem Zuschauer ganz fremd seyn würde, wenn ihm der Dichter in dem Vorredner nicht Nachricht davon gegeben hätte, glaube ich nicht. Ich bin vielmehr gewiß, daß jeder, der in den theatralischen Verwickelungen nur ein klein wenig Erfahrung hat, sich dieser Veränderung zum voraus versehen würde, wenn er den Prolog auch *vorher nicht* gelesen hätte. Denn dadurch ist *sie schon genug* vorbereitet, daß der Dichter den

Hegio in dem Stücke selbst, in dem letzten Auftritte des dritten Aufzuges, sagen läßt: Einen Sohn habe ich schon verloren, den mir ein Knecht als ein Kind von vier Jahren entwendet hat. Ich habe weder des Knechts noch des Sohnes wieder habhaft werden können. Der andre nun ist auch in der Gewalt der Feinde. Was für ein Schicksal! Habe ich denn nur Kinder gezeugt, sie zu verlieren? Hätte Hegio diesen entführten Sohn nicht bald wiederfinden sollen, so wäre der Dichter sehr grausam gewesen, wenn er ihn ohne Noth unglücklicher gemacht hätte. Denn ein Vater, der dieses Unglück nicht gehabt, hätte hier eben die Dienste gethan. Es ist aber als eine große Schönheit an dem Plautus zu rühmen, daß er unvermuthete Fälle, die er anzubringen gedenkt, auf eine so feine Art vorbereitet, daß sie die Annehmlichkeiten der Ueberraschung nicht verlieren. Viele von den neuen theatralischen Dichtern machen ihre Vorbereitungen auf eine so grobe Art, daß sie auch den dümmsten Zuschauer alles vorher sehen lassen. Der Prolog mag also bey den Alten ein nothwendiger Theil der Komödie seyn, oder nicht; Plautus ist in beyden Fällen wegen Verdoppelung der Handlung außer Schuld.

Es wäre einigermaßen gut, wenn ich ihn

auch wegen der Einheit der Zeit so leicht vertheidigen könnte. Allein mein Gegner ist mir hierin überlegen, und hat es allzudeutlich erwiesen, daß der alte Dichter allzugeschwind gegangen ist. Alles, was ich folglich thun kann, ist, daß ich einige Anmerkungen anbringe, die das Verbrechen verkleinern, wenn sie es nicht gänzlich ablehnen können. Erstlich ist es falsch, daß die beyden Oerter, der Ort, wo der Schauplatz ist, und der Ort, wohin Philokrates reiset, den Philopolemus frey zu machen, nach der Rechnung meines Gegners, zwölf deutsche Meilen von einander gelegen haben. Die Rechnung, an und für sich selbst, ist zwar richtig; allein an den Suppositionen derselben habe ich vieles auszusetzen. Der Schauplatz ist in Aetolien; so viel ist gewiß. Woher weiß man aber, daß der Ort, wo ihn Plautus hin verlegt, Calydon sey? Kömmt in dem ganzen Stücke die geringste Spur davon vor? Da sich mein Gegner auf nichts zu gründen hat, warum hat er nicht lieber einen Ort ganz auf den Gränzen von Aetolien dazu erwählt? Was nun den Ort anbelangt, wohin Philokrates reiset, so nennt ihn Plautus Elis. Was für Ursache aber hat man, zu glauben, daß Plautus die Hauptstadt der Provinz dieses Namens meyne? Kann er nicht vielmehr die ganze Provinz verstehen wollen, so daß er es uns frey stellet, den nächsten den besten Ort in Ge-

danken zu haben? Wenn man alſo dem Dichter nicht ohne Noth allzugroße Ungereimtheiten aufbürden will, ſo nehme man ein Paar Gränzörter, die aufs höchſte etliche deutſche Meilen von einander liegen können. Alsdann könnte Philokrates dieſe Reiſe ganz gemächlich in einem Tage gethan haben, da es ohnedies eine Reiſe zu Waſſer, wahrſcheinlicher Weiſe über den korinthiſchen Meerbuſen, war. Freylich, wenn man mit aller Gewalt Schwierigkeiten machen will, ſo kann man ſich auch hier einbilden, daß an dem Tage gleich vielleicht contrairer Wind könne geweſen ſeyn, und alsdann kömmt Plautus gewiß zu kurz. Zum andern: geſetzt, wie ich ſelbſt dafür halte. *Plautus* habe die Rückkunft allzuſehr beſchleunigt, man mag die beyden Oerter ſo nahe beyſammen annehmen als man will: ſo finde ich doch hierin nichts als ein Vergehen, das er mit hundert alten und neuen Dichtern gemein hat. In wie vielen theatraliſchen Stükken erfordert die Handlung, wenn ſie wirklich geſchehen ſoll, nicht weit mehr Zeit als die Vorſtellung derſelben vorbringt, wo die vier und zwanzig Stunden zu gar keiner Entſchuldigung dienen können? Corneille hat in ſeiner dritten Abhandlung genugſame Exempel davon angeführt, und ich kann mich um ſo viel beſſer darauf beziehen, da es gleich die Abhandlung iſt, welche unſre Leſer in eben dieſem Stücke über-

setzt finden. Zuschauer, welche keine Kunstrichter sind (denn diese sind immer allzu scharfsichtig, als daß sie nicht einen großen Theil von dem Vergnügen, welches sie aus der Vorstellung eines Schauspiels ziehen, verlieren sollten), lassen sich von der Hitze der Handlung fortreißen, und ich bin gewiß, die meisten Römer werden diese Uebereilung des Plautus nicht bemerkt, wenigstens nicht angemerkt haben. Drittens muß ich nicht anzuführen vergessen, daß es deutlich erhellet, Plautus habe diese Schwierigkeiten selbst eingesehen, daher er sie auch so klein und unmerklich, als immer möglich, zu machen gesucht hat. Er läßt die Reise zu Wasser, und dazu auf einem Jachtschiffe geschehen, und, was das vornehmste ist, so bestimmt er beyde Oerter nur ganz allgemein. Aetolia hac est, spricht der Parasit im ersten Auftritte. Meinem Gegner scheint diese Nachricht lächerlich, und sie würde mir es selbst scheinen, wenn ich nicht einen feinen Kunstgriff dahinter zu finden glaubte. Er will seinen Zuschauern vielleicht die Gelegenheit benehmen, auf einen gewissen Ort zu fallen, der leicht einer seyn könnte, der zu weit von Elis entfernt wäre. Corneille schreibt, in der angeführten Abhandlung, einen gleichen Kunstgriff in Ansehung der Einheit des Orts, vielen Nutzen zu. In den Stücken nehmlich, wo es unmöglich ist, daß der Schauplatz an einem Orte

bleiben kann, solle man nur den allgemeinen Ort, z. E. Paris, Lyon, niemals aber den besondern, dieses oder jenes Haus, dieses oder jenes Zimmer nennen, damit der Zuschauer die Veränderung der Bühne nicht so leicht bemerken könne. Und eben dieses wollte ich, nach Veranlassung des Plautus, in Ansehung der Einheit der Zeit rathen. Wenn es nehmlich der Inhalt des Stücks nothwendig erfordert, daß eine Person an einen Ort verschickt werden muß, der nicht anders als etwas entfernt von dem Orte der Bühne seyn kann, so ist es gut, daß man keinen von den Oertern insbesondre nennt, wenn es nehmlich wahre Oerter sind. Will man sich diese Freyheit nicht nehmen, so wird man hundert Materien, die auf dem Theater eine vortreffliche Wirkung thun würden, nicht darauf bringen können. Zum Beweise können die Gefangnen selbst seyn. Mehr weiß ich in der That nicht in diesem Punkte zum Vortheile meines Dichters beyzubringen; ich glaube aber doch, daß es genug seyn wird, zu zeigen, daß er nur alsdann einige kleine Schönheiten der Kunst aus den Augen gesetzt hat, wenn er größern und wesentlichern Schönheiten hat Platz machen wollen.

Ich will mich zu einigen andern kleinern Vorwürfen meines Gegners wenden. Die sogenannten Aparte sind ihm sehr anstößig, und sie müssen es allen Leuten von Geschmack seyn. Doch

haben ſie auf den Theatern der Alten nicht ſo viel Unwahrſcheinliches gehabt, als ſie bey uns haben. Die Bühne der Römer war von einer beſondern Größe, daß es ganz wahrſcheinlich war, daß eine Perſon die andre nicht hörte, wenn dieſe auf der, und jene auf dieſer Seite ſtand. Zum Exempel, der zweyte Auftritt des vierten Aufzuges iſt der natürlichſte eben nicht. Ergaſtilaus iſt vorn auf der Bühne, das Haus des Hegio iſt in dem hintern Theile des Theaters; er hatte alſo, nach der Größe der römiſchen Bühne, noch Schritte genug bis dahin zu machen, und er konnte noch von vielen auf ſeinem Wege aufgehalten werden. Zwar iſt es uns etwas Seltſames, daß er, da er ſo ſehr eilen will, gleichwohl ſo viel unnützes Zeug immer auf einem Platze ſpricht; ich vermuthe aber, daß dieſes bey den geſchäftig müßigen Knechten der Römer ganz wohl als eine feine Satire wird Platz gefunden haben.

Das, was mein Gegner wider die Perſon des Stalagmus ſagt, gründet ſich größtentheils auf das, was er wider die Einheit der Handlung eingewendet hat, und in ſo weit habe ich ſchon darauf geantwortet. Die Gegenwart des Stalagmus wurde nothwendig erfordert, wenn Tyndarus für den Sohn des Hegio ſollte erkannt werden; daß aber dieſes nothwendig war, habe ich aus ſeinem Charakter gezeigt: und Stalagmus fällt alſo nicht

vom Himmel. Daß aber mein Gegner nicht begreifen kann, wer ihn wieder zurückbringt, das wundert mich. Wahr iſt es, von ſich ſelbſt wiederzukommen, hatte er keine Urſache; Philokrat konnte ihn auch nicht mit Gewalt wieder mitgenommen haben, weil er ihn nicht einmal kannte. Allein war denn nicht Philopolemus in Elis? Konnte ihn der nicht während ſeiner Gefangenſchaft entdeckt haben? Und als ein Knecht ſeines Vaters, als einen Räuber ſeines Bruders, hatte er Recht, ihn auch wider ſeinen Willen mit ſich fortzuſchleppen.

Die Stelle, da Tyndarus zum Schluſſe des Stücks ſagt: Nun beſinne ich mich auch, wenn ich nachdenke. Es iſt mir, als ob ich wie im Traume einmal gehört hätte, daß mein Vater Hegio heiße, iſt in der That etwas übertrieben, wenn Tyndarus damit ſagen will, daß er es in den erſten vier Jahren ſeiner Kindheit, als er noch in ſeines Vaters Hauſe geweſen, gehört habe. Allein kann er es denn nicht in Elis einmal von ſeinem Herrn gehört haben, dem es Stalagmus vielleicht entdeckte, als er mit ihm den Handel traf? Stalagmus aber hat es ohne Gefahr entdecken können, da die Aetolier und Elienſer oft in Krieg mit einander verwickelt waren, und alſo entlaufene Sklaven einander wohl ſchwerlich auslieferten. Wie vieles läßt ſich entſchuldigen, wenn man es

nur nicht immer auf der schlimmsten Seite ansieht?

Daß der Schmarotzer in drey Aufzügen allemal der erste auf der Bühne ist, wird wohl wenigen anstößig seyn. Wenigstens sind die Kunstrichter, Gott sey Dank, so weit noch nicht gegangen, daß sie Regeln festgesetzt hätten, in welcher Ordnung die Personen auf- und abtreten sollten. Wer weiß zwar, was bald geschehen wird, da man jetzt ohnedies die geringsten Kleinigkeiten in der Poesie auf einen metaphysischen Fuß zu setzen bemühet ist? Ich will in Voraus viel Glück dazu wünschen. Daß übrigens Plautus die Parasiten dazu gebraucht, wozu die Neuern den Arlequin aufgeführet haben, ist ein sehr artiger Einfall, der aber vielleicht mehr Wahrheit haben würde, wenn man ihn umkehrte, und sagte, daß der Arlequin der neuern komischen Dichter ohne Zweifel aus der Person der Parasiten bey den Alten entstanden sey.

Ich will gern glauben, daß die Beschuldigungen meines Gegners, ungeachtet alles dessen, was ich darauf zu antworten für gut befunden habe, in vielen Stücken noch ihre Kraft behalten werden. Ich bin auch nicht so blind, daß ich an meinem Dichter nicht hier und da einige Unregelmäßigkeiten, einige üble Scherze und dergleichen sehen sollte; ich sehe sie sogar in *den Gefangnen* selbst. Gleichwohl sind sie viel

zu geringe, als daß ich mein Urtheil widerrufen sollte, daß dieses Stück das schönste sey, welches jemals auf das Theater gekommen ist. Ich will es kurz anzeigen, worauf ich mich gründe.

Ich nenne das schönste Lustspiel nicht dasjenige, welches am wahrscheinlichsten und regelmäßigsten ist, nicht das, welches die sinnreichsten Gedanken, die artigsten Einfälle, die angenehmsten Scherze, die künstlichsten Verwickelungen, und die natürlichsten Auflösungen hat: sondern das schönste Lustspiel nenne ich dasjenige, welches seiner Absicht am nächsten kömmt, zumal wenn es die angeführten Schönheiten größtentheils auch besitzt. Was ist aber die Absicht der Komödie? Die Sitten der Zuschauer zu bilden und zu bessern. Die Mittel, die sie dazu anwendet, sind, daß sie das Laster verhaßt, und die Tugend liebenswürdig vorstellt. Weil aber diese allzu verderbt sind, als daß dieses Mittel bey ihnen anschlagen sollte, so hat sie noch ein kräftigers, wenn sie nehmlich das Laster allezeit unglücklich und die Tugend am Ende glücklich seyn läßt; denn Furcht und Hoffnuug thun bey den verderbten Menschen allezeit mehr, als Scham und Ehrliebe. Wahr ist es, die meisten komischen Dichter haben gemeiniglich nur das erste Mittel *angewendet*; allein daher kömmt es auch, *daß ihre Stücke* mehr ergötzen, als fruchten.

Plautus sah es ein; er bestrebte sich also, in den Gefangnen ein Stück zu liefern, ubi boni meliores fiant, da er seine übrigen Spiele den Zuschauern nur durch ein riducula res est anpreisen konnte. Es ist ihm als einem Meister geglückt, und so, daß ihn niemand übertroffen hat. Wenn man überzeugt seyn will, wie liebenswürdig die Tugend geschildert sey, so darf man auch nur den dritten Auftritt des zweyten Aufzuges lesen. Jeder, wer eine empfindliche Seele besitzt, wird mit dem Hegio sagen: Was für großmüthige Seelen! Sie pressen mir Thränen aus. Noch schöner aber ist der fünfte Auftritt des dritten Aufzuges. Wer die Tugend und das göttliche Vergnügen, welches sie über die Seele ergießt, kennet und empfunden hat, würde gewiß niemand anders als Tyndarus seyn wollen, wenn er bey gleichen Umständen die Wahl hätte, eine von den daselbst vorkommenden Personen zu seyn, und würde das Unglück, das ihm droht, gegen die Freude, die er aus seiner löblich vollbrachten That schöpfet, wenig achten. Noch weit kräftiger aber wirken die Reitzungen seiner Tugend, da er zuletzt glücklich wird. Ich wollte wünschen, daß dem guten Plautus nicht einige Zeilen entwischt wären, die seinen Charakter, da er nunmehr sein Glück weiß, etwas hart machen:

Tynd. At ego hunc grandis grandem natu ob furtum ad carnificem dabo.

Ph. Meritus eſt. *Tynd.* Ego edepol huic meritam mercedem dabo.

Er ſagt dieſe Drohungen zwar dem ärgſten Böſewichte; doch würden ſie, ſollte ich meynen, in eines Andern Munde anſtändiger geweſen ſeyn. Die Rache iſt keine Zierde für eine große Seele. Was für ein Lob endlich verdient nicht Plautus, daß er die gereinigte Moral, welche durch das ganze Stück herrſcht, nicht durch den allzuzärtlichen Affect der Liebe geſchwächt hat! Wie viel hat er hierin Nachfolger? Keinen. Wie groß aber würde der Nutzen ſeyn, wenn man ihm gefolgt wäre? Unendlich. Alsdann würde der Schauplatz in der allereigentlichſten Bedeutung die Schule guter Sitten geworden ſeyn. Ich habe oben geſagt, daß in den Luſtſpielen der Alten auch die beſten Perſonen nur ſolche wären, die weder einen erhabnen Geiſt noch ein edles Herz verlangten. Die Gefangnen des Plautus muß man hiervon ausnehmen, worin er den nach ihm folgenden Dichtern das erſte Muſter gegeben hat, wie das Luſtſpiel durch erhabne Geſinnungen zu veredeln ſey. Wie gut wäre es, wenn ſie ihm treuer gefolgt wären!

Ich bleibe also dabey, daß die Gefangnen das schönste Stück sind, das jemals auf die Bühne gekommen ist, und zwar aus keiner andern Ursache, welches ich nochmals widerholen will, als weil es der Absicht der Lustspiele am nächsten kömmt, und auch mit den übrigen zufälligen Schönheiten reichlich versehen ist. Diese sollte ich nun umständlich entwickeln, und ihren innerlichen Werth festsetzen; ich bin aber auf den Einfall gekommen, sie lieber in einer Nachahmung empfindlich zu machen. Ich will meinen Lesern nicht voraus sagen, von welcher Art diese Nachahmung seyn soll; genug, daß ich sie in einem der nächsten Stücke liefere *).

*) Lessing hat dieses Versprechen unerfüllt gelassen.

III.

Samuel Werenfels Rede zu Vertheidigung der Schauſpiele. Aus dem Lateiniſchen ins Deutſche überſetzt, und mit einigen Anmerkungen begleitet von M. Immanuel Friedr. Gregorius aus Camenz.

Wittenberg, 1750. in 4to, auf 40 Seiten.

Dieſe Rede des berühmten Werenfels iſt in ihrer Grundſprache ein leſenswürdiges Stück. Sie iſt nicht eine Vertheidigung der Schauſpiele überhaupt, ſondern nur in ſo fern ſie in Schulen aufgeführt zu werden verdienen. Nach einem kurzen Eingange, in welchem er die Wichtigkeit ſeiner Materie darthut, und von der Annehmlichkeit der Schauſpiele, die von niemanden in Zweifel gezogen wird, redet, kömmt er auf ſeinen Hauptſatz, und zeiget auf eine doppelte Art, was ſie für einen unwiderſprechlichen Nutzen bei der Jugend haben können. Er be-

trachtet ſie erſtlich, in wie fern ſie den Zuſchauern nutzen; er redet von der Kenntniß der Menſchen, von der Verabſcheuung des Laſters, von der Liebe zur Tugend, wozu ſie uns die vortrefflichſten Anleitungen geben, und weiſet zugleich, daß dieſe Anleitungen in der lebhaften Abſchilderung wahrſcheinlicher Gemüthsarten, in der Vorſtellung einnehmender Begebenheiten, und in der Anführung wichtiger Sittenſprüche liegen können. Doch nicht genug, daß ſie uns zu tugendhaften Menſchen machen, ſie können auch unſre Wiſſenſchaften vermehren und unſre Fähigkeiten ſtärken. Die merkwürdigſten Exempel der Hiſtorie, die ernſthafteſten Wahrheiten der Weltweisheit, ja ſelbſt die Streitigkeiten unterſchiedner Religionen, können auf das nachdrücklichſte darin vorgeſtellt werden. Und was die Beredſamkeit für Nahrung in denſelben finde, haben die größten Meiſter derſelben, alter und neuer Zeit, bewieſen. Eben ſo richtig finden wir den Nutzen der Schauſpiele, wenn wir uns, andern Theils, an die Stelle derer, die ſie ſelbſt vorſtellen, ſetzen. Dieſe nehmen nicht allein an allen den angeführten Vortheilen der Zuhörer Theil, ſondern ſie ſtärken auch dadurch ihr Gedächtniß, welches nothwendig in der Jugend geſchehen muß, und üben ſich in der körperlichen Beredſamkeit, welche, nach des Demoſthenes eignem Ausſpruche, die vornehmſte Eigenſchaft

eines Redners iſt. Alles dieſes führt unſer Redner auf eine würdige Art aus, und zeigt zum Ueberfluſſe, daß die größten Schulmänner, ein Johann Sturm und ein Comenius, und, welche in dieſer Sache kein geringeres Anſehen haben, die Glieder der Geſellſchaft Jeſu ſelbſt, die Nothwendigkeit der Schauſpiele in den Schulen erkannt haben.

Dieſes, was wir anführen, iſt nichts als der trockne Inhalt. Wenn unſre Leſer von der Vortrefflichkeit der Ausführung urtheilen wollen, ſo müſſen ſie das Original ſelbſt, oder eine getreuere Ueberſetzung, als die gegenwärtige iſt, zu Rathe ziehen. Es iſt ein Glück, daß uns dieſe nicht fehlt. Schon vor einigen Jahren iſt ſie uns von einer geſchickten Feder in den kritiſchen Beyträgen geliefert worden. Wir würden ſie allzuwenig loben, wenn wir nur ſagen wollten, daß ſie die gregoriſche bey weitem übertreffe. Eine gute und ſchlechte Arbeit muß man auch nicht einmal mit einander vergleichen, wenn man beyden will Recht widerfahren laſſen. Wir ſchließen nicht ohne Grund, daß Herr M. Gregorius ſeinen Vorgänger gar nicht müſſe gekannt haben: welches ihn zwar von dem Verdachte des Ausſchreibens befreyet, in der That aber zu einer Schande gereicht. Bey einem Schriftſteller muß es das erſte ſeyn, ſich zu erkundigen, wie weit es andre in der Arbeit, die er unternimmt, ſchon gebracht ha-

ben. Und besonders ist ein Uebersetzer verbunden, keine Schrift vorzunehmen, von der man schon eine Uebersetzung hat, wenn er nicht gewiß überzeugt ist, daß er eine ungleich bessere liefern kann. Hätte der Herr Magister gewußt, daß diese Rede schon übersetzt sey, so würde er es gewiß unterlassen haben, die Welt mit ein Paar Bogen voller Schulknabenschnitzer zu beschenken, und sein Bißchen Ehre würde auf dieser Seite auch keinen Abbruch gelitten haben. Unser Urtheil würde sehr ungerecht scheinen, wenn wir es nicht bewiesen. Wir wollen ihm also in aller Kürze Stück für Stück zeigen, daß er *erstlich* die lateinische Sprache sehr schlecht verstehe; daß er *zweytens* fast eben so wenig der deutschen gewachsen sey, und welcherley *drittens* seine Anmerkungen schlecht sind.

Von dem ersten Stücke wollen wir nur ein Paar Stellen anführen, welche allzu deutlich in die Augen fallen. Weiß denn der Herr Magister nicht, was apparatus figurarum heißt, daß er es durch *Zubereitung von Figuren* übersetzt? Es ist zwar wahr, in seinem Wörterbuche wird er *Anstalt, Zurüstung* und dergleichen gefunden haben; allein, gnade Gott, wenn ein Uebersetzer noch das um Rath zu fragen gezwungen ist! Kann der Herr Magister seinen Text verstanden haben, wenn er auf der 34sten Seite *übersetzt: Wie machen es die alten la-*

teinischen und griechischen Tragödienschreiber? Gewiß, dieselben haben ihre Zuschauer mit keinem Vergnügen erfüllt; indem sie in ihren Erdichtungen alle andre Leidenschaften, nur nicht die Liebe, ausgedruckt. Wie macht es Plautus? Kömmt er uns nicht in seinen Gefangnen ganz unangenehm vor, darin er nach seinem Geständnisse ꝛc. Ein jeder, wenn man auch das Original nicht bey der Hand hat, sieht, daß der Uebersetzer gleich das Gegentheil von dem sagt, was er sagen sollte. Wir wollen die übrigen Fehler dieser Art übergehen: die angeführten sind hinlänglich, den Leser vor seiner Uebersetzung zu warnen.

Sein Deutsch würden wir nicht tadeln, wenn er es nicht ausdrücklich auf dem Titel gemeldet, daß er diese Rede ins Deutsche übersetzt. Es scheinet, als habe er selbst einen kleinen Argwohn gehabt, es möchten einige seiner Leser zweifeln, ob seine Uebersetzung nicht vielmehr wendisch sey. Es ist also ganz klug gethan, daß man, allen Irrungen vorzukommen, dem Leser gleich voraus sagt, in was für einer Sprache man habe schreiben wollen. Welcher ehrliche Deutsche sagt: Ausübungen des Körpers? Körperliche Uebungen, sagt er wohl, und *das versteht man auch*, ohne darüber nachzuden-

ken. Dem Urtheile ſeinen Namen unterſchreiben: was heißt denn das? Ein Urtheil unterſchreiben, das verſtehe ich. Wir erlangen in den Schauſpielen ein Gelächter über die Thorheit: aus welcher Sprache iſt denn dieſe ſchöne Redensart genommen? Die Vorſtellung einer zierlichen Stellung, und dergleichen Ausdrücke wollen wir gern mit Stillſchweigen übergehen; denn es iſt uns in der That ein ſchlechtes Vergnügen, dergleichen Schnitzer auszuſuchen.

Auf ſeine Anmerkungen endlich zu kommen; dieſe zeigen eine ſolche Beleſenheit an, daß man erſtaunen muß, wie ein Herr Magiſter das Herz hat haben können, die Arbeit eines Mannes, wie Werenfels war, damit zu verſtellen. Wir wollen nur Einiges davon anführen, und den, welcher Luſt hat, ſich damit zu erbauen, auf das Uebrige verweiſen. Z. E. Wenn Werenfels von der Verbindung des Angenehmen mit dem Nützlichen redet, ſo glaubt unſer Polyhiſtor wer weiß was zu ſagen, wenn er darunter ſetzt: Daher ſchreibt Horaz

Omne tulit punctum etc.

Er bringt das Wort Pedant, welches Werenfels nicht einmal gebraucht, bey Gelegenheit einmal an, und alsbald glaubt er Urſache genug zu haben, eine ganze Stelle aus dem Bayle davon anzuführen, welche nicht die geringſte Beziehung auf

den Ort, an welchem er ſie anführt, hat. Doch ſo was wäre einem Menſchen, der nichts Beſſers zu ſagen weiß, noch zu gute zu halten; wenn er nur gezeigt hätte, daß er die Stellen, welche er anführt, verſtände. Werenfels verdammt die Anrufung der Götter, und das Schwören bey ihren Namen in den Schauſpielen; und unſer Herr Magiſter ſetzt mit vieler Ueberlegung darunter: Horaz ſagt daher recht,

Nec Deus intersit, nisi dignus vindice nodus Inciderit.

Es iſt unmöglich, daß er dieſe Stelle bey dem Horaz ſelbſt kann geleſen haben, denn ſonſt würde er gewiß wiſſen, daß in dieſer Stelle eine der wichtigſten theatraliſchen Regeln verborgen liegt, und daß ſie nichts weniger als das bedeutet, was er ſie bedeuten läßt. Wer hat denn dem Herrn Gregorius geſagt, daß in dem Traume des Scipio lauter Gottheiten aufgeführet würden? Wir verlangen gar nicht, daß er dieſes Singſpiel ſelbſt ſolle geleſen haben; allein als ein Magiſter hätte er es wohl aus dem Cicero ſchließen können, daß dieſes nicht möglich ſey. Der neue Bücherſaal hat ihm vortreffliche Dienſte bey dieſen ſauern Anmerkungen gethan. Woher wüßte man es auch ſonſt, als aus dem Bücherſaale, daß Plato die Dichter aus ſeiner Republik verbannt? Werden die Verfaſſer nicht ſelbſt herzlich über die Einfalt unſers Notenſchreibers haben lachen müſſen? Seine

Art, gelehrte Männer zu loben, iſt auch ganz beſonders. Einem Manne von entſchiednem Verdienſte das Beywort unvergleichlich zu geben, iſt gewiß unvergleichlich.

Wenn wir über dieſe Rede hätten Anmerkungen machen ſollen, ſo würden wir vornehmlich darauf geſehen haben, daß wir alle die Gründe, die der Verfaſſer nur insbeſondere für die Schauſpiele in Schulen anbringt, auf die Schauſpiele überhaupt angewendet hätten. Wir würden mit Exempeln gezeigt haben, daß man wirklich die ernſthafteſten philoſophiſchen Wahrheiten, ja ſelbſt die Religionsſtreitigkeiten, auf das Theater bringen könne, und gebracht habe. Wir würden die Laſter und Tugenden angeführt haben, die man mit gleichem Glücke in den Luſtſpielen vollkommen verhaßt und vollkommen liebenswürdig vorgeſtellt hat; und viele andre Sachen, wozu man aber Beleſenheit in den Schauſpielen ſelbſt nöthig hat, die wir freylich einem Herrn Magiſter nicht zumuthen wollen.

Wir wundern uns übrigens gar nicht, daß dieſe Ueberſetzung gleichwohl in ſo vielen Zeitungen ungemein gelobt worden iſt: woher dieſe gefälligen Urtheile entſprungen, wird Herr Gregorius am beſten wiſſen, und wir wiſſen es auch.

II.

Auszug

aus

G. E. Leſſings

Theatraliſcher Bibliothek.

1754 — 1758.

Vorrede.

Man wird ſich der Beyträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters erinnern, von welchen im Jahr 1750 vier Stück zum Vorſchein kamen. Nicht der Mangel der guten Aufnahme, ſondern andere Umſtände machten ihnen ein zu kurzes Ende. Ich könnte es beweiſen, daß Leute von Einſicht und Geſchmack öffentlich die Fortſetzung derſelben gewünſcht haben. Und ſo viel man auch von dergleichen öffentlichen Wünſchen, nach Gelegenheit, ablaſſen muß, ſo bleibt doch noch immer ſo viel davon

übrig, als hinlänglich iſt, mein gegenwärtiges Unternehmen zu rechtfertigen.

Man ſieht leicht, daß ich hiermit dieſe Theatraliſche Bibliothek, als eine Folge gedachter Beyträge, ankündigen will. Ich verliere mich, nach dem Sprichworte zu reden, nicht mit meiner Sichel in eine fremde Ernte; ſondern mein Recht auf dieſe Arbeit iſt gegründet. Von mir nehmlich ſchrieb ſich nicht nur der ganze Plan jener periodiſchen Schrift her, ſo wie er in der Vorrede entworfen wird; ſondern auch der gröſte Theil der darin enthaltenen Aufſätze iſt aus meiner Feder gefloſſen. Ja ich kann ſagen, daß die fernere Fortſetzung nur dadurch wegfiel, weil ich länger keinen Theil daran nehmen wollte.

Zu dieſem Entſchluſſe brachten mich, Theils verſchiedene allzukühne und bittere *Beurtheilungen*, welche einer von meinen

Mitarbeitern einrückte; Theils einige kleine Fehler, die von Seiten ſeiner gemacht wurden, und die nothwendig dem Leſer von den Verfaſſern überhaupt einen ſchlechten Begriff beybringen mußten. Er überſetzte, zum Exempel, die Clitia des Machiavell. Ich konnte mit der Wahl dieſes Stücks, in gewiſſer Abſicht, ganz wohl zufrieden ſeyn; allein mit ſeinem Vorberichte hatte ich Urſache, es ganz und gar nicht zu ſeyn. Er ſagte unter andern darin: „Fragt man „mich, warum ich nicht lieber ein gutes als „ein mittelmäßiges Stück gewählt habe? „ſo bitte ich, mir erſt ein gutes „Stück von dem italiäniſchen Thea„ter zu nennen.“ — — Dieſe Bitte machte mich ſo verwirrt, daß ich mir nunmehr beſtändig vorſtellte, ein jeder, der in der welſchen Litteratur nur nicht ganz und gar ein Fremdling ſey, werde uns zurufen

wenn ihr die Bühnen der übrigen Ausländer nicht beſſer kennt, als die Bühne der Italiäner, ſo haben wir uns feine Dinge von euch zu verſprechen!

Was war alſo natürlicher, als daß ich die erſte die beſte Gelegenheit ergriff, mich von einer Geſellſchaft los zu ſagen, die gar leicht meinen Entwurf in der Ausführung noch mehr hätte verunſtalten können? Ich nahm mir vor, meine Bemühungen für das Theater in der Stille fortzuſetzen, und die Zeit zu erwarten, da ich das allein ausführen könnte, von welchem ich wohl ſah, daß es gemeinſchaftlich mit Andern nicht allzuwohl auszuführen ſey.

Ich weiß nicht, ob ich mir ſchmeicheln darf, dieſe Zeit jetzt erreicht zu haben. Wenigſtens kann ich verſichern, daß ich ſeitdem nicht aufgehöret habe, meinen erſtern Vorrath mit allem zu vermehren, was, nach

einer kleinen Einſchränkung des Plans, zu meiner Abſicht dienlich war.

Dieſe Einſchränkung beſtand darin, daß ich den Beyträgen, welche, ihrer erſten Anlage nach, ein Werk ohne Ende ſcheinen konnten, eine Anzahl mäßiger Bände beſtimmte, welche, zuſammengenommen, nicht bloß einen theatraliſchen Miſchmaſch, ſondern wirklich eine kritiſche Geſchichte des Theaters zu allen Zeiten und bey allen Völkern, obgleich ohne Ordnung weder nach den einen, noch nach den andern, enthielten. Ich ſetzte mir alſo vor, nicht alles aufzuſuchen, was man von der dramatiſchen Dichtkunſt geſchrieben habe, ſondern das Beſte und Brauchbarſte; nicht alle und jede dramatiſche Dichter bekannt zu machen, ſondern die vorzüglichſten, mit welchen entweder eine jede Nation als mit ihren gröſten pranget, oder welche wenigſtens Genie

genug hatten, hier und da glückliche Veränderungen zu machen. Und auch bey diesen wollte ich mich bloß auf diese von ihren Stücken einlaſſen, welchen ſie den gröſten Theil ihres Ruhms zu danken haben. Mein vornehmſtes Augenmerk blieben aber dabey noch immer die Alten, mit welchen ich das noch gewiß zu leiſten hoffe, was ich in der Vorrede zu den Beyträgen verſprochen habe.

Zweyerley wird man daſelbſt auch noch verſprochen finden, womit ich mich aber jetzt ganz und gar nicht abgeben will. Erſtlich werde ich es nicht wagen, die dramatiſchen Werke meiner noch lebenden Landsleute zu beurtheilen. Da ich mich ſelbſt unter ſie gemengt habe, ſo habe ich mich des Rechts, den Kunſtrichter über ſie zu ſpielen verluſtig gemacht. Denn entweder ſie ſind beſſer, oder ſie ſind geringer, als ich. Je ſetzen ſich über mein Urtheil hinweg; i

was dieſe ihre Leſer bitten, das muß ich die meinigen gleichfalls noch bitten:

— — — date creſcendi copiam
Novarum qui ſpectandi faciunt copiam
Sine vitiis. — —

Zweitens werde ich keine Nachrichten von dem gegenwärtigen Zuſtande der verſchiedenen Bühnen in Deutſchland mittheilen: Theils weil ich für die wenigſten derſelben würde ſtehen können; Theils weil ich unſern Schauſpielern nicht gern einige Gelegenheit zur Eiferſucht geben will. Sie brauchen, zum Theil wenigſtens, eben ſo viel Ermunterung und Nachſicht, als unſre Schriftſteller. Was die äußerliche Einrichtung dieſer theatraliſchen Bibliothek anbelangt, ſo iſt weiter dabey nichts zu erinnern, als daß immer zwey Stück einen kleinen Band ausmachen ſollen. Der letzte Band, von welchem ich aber noch nicht

beſtimmen kann, welcher es ſeyn wird, ſoll eine kurze chronologiſche Skiagraphie von allem, was in den vorhergehenden Bänden vorgekommen iſt, enthalten, und die nöthigen Verbindungen hinzuthun, damit man die Schickſale der dramatiſchen Dichtkunſt auf einmal überſehen könne. An eine gewiſſe Zeit werde ich mich dabey nicht binden; wohl aber kann ich verſichern, daß mir ſelbſt daran liegt, ſo bald es ſich thun läßt, zu Stande zu kommen.

I.

Von dem weinerlichen oder rührenden Luſtſpiele.

Neuerungen machen, kann ſowohl der Charakter eines groſſen Geiſtes, als eines kleinen ſeyn. Jener verläßt das Alte, weil es unzulänglich oder gar falſch iſt; dieſer, weil es alt iſt. Was bey jenem die Einſicht veranlaßt, veranlaßt bey dieſem der Ekel. Das Genie will mehr thun, als ſein Vorgänger; der Affe des Genies nur etwas anderes.

Beyde laſſen ſich nicht immer auf den erſten Blick von einander unterſcheiden. Bald macht die flatterhafte Liebe zu Veränderungen, daß man aus Gefälligkeit dieſen für jenes gelten läßt; und bald die hartnäckige Pedanterey, daß man, voll unwiſſenden Stolzes, jenes zu dieſem erniedriget. Genaue Beurtheilung muß mit der lauterſten Unpartheylichkeit verbunden ſeyn, wenn der aufgeworfene Kunſtrichter weder aus wollüſtiger Nachſicht, noch aus neidiſchem Eigendünkel fehlen ſoll.

Dieſe allgemeine Betrachtung findet hier ganz natürlich ihren Platz, da ich von den Neuerungen reden will, welche zu unſern Zeiten in der dramatiſchen Dichtkunſt ſind gemacht worden. Weder das Luſtſpiel, noch das Trauerſpiel, iſt davon verſchont geblieben. Das erſtere hat man um einige Staffeln erhöhet, und das andre um einige herabgeſetzt. Dort glaubte man, daß die Welt lange genug in dem Luſtſpiele gelacht und abgeſchmackte Laſter ausgeziſcht habe; man kam alſo auf den Einfall, die Welt endlich einmal auch darin weinen und an ſtillen Tugenden ein edles Vergnügen finden zu laſſen. Hier hielt man es für unbillig, daß nur Regenten und hohe Standesperſonen in uns Schrecken und Mitleiden erwecken ſollten; man ſuchte ſich alſo aus dem Mittelſtande Helden, und ſchmalte ihnen den tragiſchen Stiefel an, in dem man ſie ſonſt, nur ihr lächerlich zu machen, geſehen hatte.

Die erſte Veränderung brachte dasjenige hervor, was ſeine Anhänger das rührende Luſtſpiel, und ſeine Widerſacher das weinerliche nennen.

Aus der zweyten Veränderung entſtand das bürgerliche Trauerſpiel.

Jene iſt von den Franzoſen, und dieſe von den Engländern gemacht worden. Ich wollte faſt ſagen, daß ſie beyde aus dem beſondern Naturelle dieſer Völker entſprungen zu ſeyn ſcheinen

nen. Der Franzoſe iſt ein Geſchöpf, das immer gröſſer ſcheinen will, als es iſt. Der Engländer iſt ein anderes, welches alles Groſſe zu ſich herniederziehen will. Dem einen ward es verdrießlich, ſich immer auf der lächerlichen Seite vorgeſtellt zu ſehen; ein heimlicher Ehrgeiz trieb ihn, ſeines gleichen aus einem edeln Geſichtspunkte zu zeigen. Dem andern war es ärgerlich, gekrönten Häuptern viel voraus zu laſſen; er glaubte bey ſich zu fühlen, daß gewaltſame Leidenſchaften und erhabne Gedanken nicht mehr für ſie, als für einen aus ſeinen Mitteln wären.

Dieſes iſt vielleicht nur ein leerer Gedanke; aber genug, daß es doch wenigſtens ein Gedanke iſt. — — Ich will für dieſesmal nur die erſte Veränderung zu dem Gegenſtande meiner Betrachtungen machen, und die Beurtheilung der zweyten auf einen andern Ort ſparen.

Ich habe ſchon geſagt, daß man ihr einen doppelten Namen beylegt, welchen ich auch ſogar in der Ueberſchrift gebraucht habe, um mich nicht durch die bloſe Anwendung des einen, ſo ſchlecht weg gegen den Begriff des andern zu erklären. Das weinerliche Luſtſpiel iſt die Benennung derjenigen, welche wider dieſe neue Gattung eingenommen ſind. Ich glaube, ob ſchon nicht hier, ſondern anderwärts, das Wort weinerlich, um das franzöſiſche larmoyant auszudrücken, am erſten gebraucht zu haben. Und ich

wüßte es noch jetzt nicht beſſer zu überſetzen, wenn anders der ſpöttiſche Nebenbegriff, den man damit hat verbinden wollen, nicht verloren gehen ſollte. Man ſieht dieſes an der zweyten Benennung, wo ihre Vertheidiger ihre Rechnung dabey gefunden haben, ihn gänzlich wegzulaſſen. Ein rührendes Luſtſpiel läßt uns an ein ſehr ſchönes Werk denken, da ein weinerliches, ich weiß nicht was für ein kleines Ungeheuer zu verſprechen ſcheint.

Aus dieſen verſchiedenen Benennungen iſt genugſam, glaub' ich, zu ſchließen, daß die Sache ſelbſt eine doppelte Seite haben müſſe, wo man ihr bald zu viel, und bald zu wenig thun könne. Sie muß eine gute Seite haben, ſonſt würden ſich nicht ſo viele ſchöne und ſcharfſinnige Geiſter für ſie erklären; ſie muß aber auch eine ſchlechte haben, ſonſt würden ſich andre, die eben ſo ſchön und ſcharfſinnig ſind, ihr nicht widerſetzen.

Wie kann man alſo wohl ſichrer hierbey gehen, als daß man jeden von dieſen Theilen höret, um ſich alsdann entweder auf den einen, oder auf den andern zu ſchlagen, oder auch, wenn man lieber will, einen Mittelweg zu wählen, auf welchem ſie ſich gewiſſermaßen beyde vereinigen laſſen? Zum guten Glücke finde ich, ſowohl hier als da, zwey Sprecher, an deren

Geſchicklichkeit es wahrhaftig nicht liegt, wenn ſie nicht beyde Recht haben.

Der eine iſt ein Franzoſe, und der andre ein Deutſcher. Jener verdammt dieſe neue Gattung, und dieſer vertheidigt ſie; ſo wahr iſt es, daß die wenigſten Erfindungen, an dem Orte, wo ſie gemacht werden, den meiſten Schutz und die meiſte Unterſtützung finden.

Der Franzoſe iſt ein Mitglied der Akademie von Rochelle, deſſen Name ſich mit den Buchſtaben M. D. C. anfängt. Er hat Betrachtungen über das weinerlich Komiſche geſchrieben, welche bereits im Jahr 1749 auf fünf Bogen in klein Octav herausgekommen ſind. Hier iſt der völlige Titel: Réflexions ſur le Comique-larmoyant, par Mr. M. D. C., Tréſorier de France et Conſeiller au Préſidial, de l'Académie de la Rochelle; adreſſées à M. M. *Arcere et Thylorier* de la même Académie.

Der Deutſche iſt der Hr. Prof. Gellert, welcher im Jahr 1751, bey dem Antritte ſeiner Profeſſur, durch eine lateiniſche Abhandlung pro Comoedia commovente, zu der feyerlichen Antrittsrede einlud. Sie iſt in Quart auf drey Bogen gedruckt.

Die Regel, daß man das, was bereits gethan iſt, nicht noch einmal thun ſolle, wenn man nicht gewiß wiſſe, daß man es beſſer thun werde, ſcheint mir ſo billig, als bequem. Sie

allein würde mich daher entſchuldigen, daß ich itzt gleich beyde Aufſätze meinem Leſer überſetzt vorlegen will, wenn dieſes Verfahren eine Entſchuldigung brauchte.

Mit der Abhandlung des Franzoſen, die man alſo zuerſt leſen wird, bin ich ein wenig franzöſiſch verfahren, und beynahe wäre ich noch franzöſiſcher damit umgegangen. Sie iſt, wie man geſehen hat, an zwey Nebenmitglieder der Akademie zu Rochelle gerichtet; und ich habe es für gut befunden, dieſe Anrede durchgängig zu verändern. Sie hat verſchiedene Noten, die nicht viel ſagen wollen; ich habe alſo die armſeligſten weggelaſſen, und beynahe hätten ſie dieſes Schickſal alle gehabt. Sie hat ferner eine Einleitung von ſechs Seiten, und auch dieſe habe ich nicht überſetzt, weil ich glaube, daß ſie zu vermiſſen iſt. Beynahe hätte ich ſogar den Anfang der Abhandlung ſelbſt übergangen, wo uns mit wenigem die ganze Geſchichte der dramatiſchen Dichtkunſt, nach dem Pater Brumoi, erzählt wird. Doch weil der Verfaſſer verſichert, daß er dieſe Schritte zurück nothwendig habe thun müſſen, um deſto ſichrer und mit deſto mehr Kräften auf ſeinen eigentlichen Gegenſtand losgehen zu können, ſo habe ich alles gelaſſen wie es iſt. Seine Schreibart übrigens ſchmeckt ein wenig nach der koſtbaren Art, die auch keine Kleinigkeit ohne Wen-

dung ſagen will. Ich habe ſie gröſsten Theils müſſen beybehalten, und man wird mich entſchuldigen.

Ohne weitere Vorrede endlich zur Abhandlung ſelbſt zu kommen; hier iſt ſie! — — — — — — — — — — — — — — — — *)

Hier iſt die Schrift des franzöſiſchen Gegners aus. Ob es nun gleich nicht ſcheint, daſs ſie der Herr Prof. Gellert gekannt habe, ſo iſt es dennoch geſchehen, daſs er auf die meiſten ihrer Gründe glücklich geantwortet hat. Weil ſie dem Leſer noch in friſchem Andenken ſeyn müſſen, ſo will ich ihn nicht lange abhalten, ſich ſelbſt davon zu überzeugen. Nur habe ich eine kleine Bitte an ihn zu thun. Er mag ſo gut ſeyn, und es dem Hrn. Prof. Gellert nicht zuſchreiben, wenn er finden ſollte, daſs er ſich dieſesmal ſchlechter ausdrücke, als er ſonſt von ihm gewohnt iſt. Man ſagt, daſs auch die beſten Ueberſetzer Verhunzer wären. — — — — — — — — — — — — — — — — **)

So weit der Herr Prof. Gellert! Ich würde meinen Leſern wenig zutrauen, wenn ich nicht glaubte, daſs ſie es nunmehr von ſelbſt wiſſen könn-

*) Hier folgen in dem Original: Betrachtungen über das weinerlich Komiſche, aus dem Franzöſiſchen des Herrn M. D. C.

**) Hier folgt Gellerts Abhandlung für das rührende Luſtſpiel, vollſtändig überſetzt.

ten, auf welche Seite die Wage den Ausschlag thue. Ich will zum Ueberflusse alles, was man für und wider gesagt hat, in einige kurze Sätze bringen, die man auf einmal übersehen kann. Ich will sie so einrichten, daß sie, wo möglich, alles Mißverständniß heben, und alle schweifende Begriffe in richtige und genaue verwandeln.

Anfangs muß man über die Erklärung der rührenden oder weinerlichen Komödie einig werden. Will man eine solche darunter verstanden haben, welche hier und da rührende und Thränen auspressende Scenen hat; oder eine solche, welche aus nichts als dergleichen Scenen besteht? Meynet man eine, wo man nicht immer lacht, oder wo man gar nicht lacht? Eine, wo edle Charaktere mit ungereimten verbunden sind; oder eine, wo nichts als edle Charaktere vorkommen?

Wider die erste Gattung, in welcher Lachen und Rührung, Scherz und Ernst abwechseln, ist offenbar nichts einzuwenden. Ich erinnere mich auch nicht, daß man jemals dawider etwas habe einwenden wollen. Vernunft und Beyspiele der alten Dichter vertheidigen sie. Er, der an Scherz und Einfällen der reichste ist, und Lachen zu erregen nicht selten Witz und Anständigkeit, wie man sagt, bey Seite gesetzt hat, Plautus, hat die Gefangnen gemacht, und, was noch mehr ist, dem Philemon seinen Schatz, unter der Aufschrift Trinummus

abgeborgt. In beyden Stücken, und auch in andern, kommen Auftritte vor, die einer zärtlichen Seele Thränen koſten müſſen. Im Moliere ſelbſt, fehlt es an rührenden Stellen nicht, die nur deswegen ihre völlige Wirkung nicht thun können, weil er uns das Lachen allzu gewöhnlich macht. Was man von dem ſchleunigen Uebergange der Seele von Freude auf Traurigkeit, und von dem Unnatürlichen deſſelben geſagt hat, betrifft nicht die Sache ſelbſt, ſondern die ungeſchickte Ausführung. Man ſehe das Exempel, welches der Franzoſe aus dem Schauſpiele Simſon anführt. Freylich muß der Dichter gewiſſe Staffeln, gewiſſe Schattirungen beobachten, und unſre Empfindungen niemals einen Sprung thun laſſen. Von einem Aeußerſten plötzlich auf das andre geriſſen werden, iſt ganz etwas anderes, als von einem Aeußerſten allmählig zu dem andern gelangen.

Es muß alſo die andre Gattung ſeyn, über die man hauptſächlich ſtreitet: diejenige nehmlich, worin man gar nicht lacht, auch nicht einmal lächelt; worin man durchgängig weich gemacht wird. Und auch hier kann man eine doppelte Frage thun. Man kann fragen: iſt ein ſolches Stück dasjenige, was man von jeher unter dem Namen Komödie verſtanden hat? Und darauf antwortet Hr. Gellert ſelbſt Nein.

Iſt es aber gleichwohl ein Schauſpiel, welches nützlich und für gewiſſe Denkungsarten angenehm ſeyn kann? Ja; und dieſes kann der franzöſiſche Verfaſſer ſelbſt nicht gänzlich in Abrede ſeyn.

Worauf kömmt es alſo nun noch weiter an? Darauf, ſollte ich meynen, daß man den Grad der Nützlichkeit des neuen Schauſpiels, gegen die Nützlichkeit der alten Komödie beſtimme, und nach Maßgebung dieſer Beſtimmung entſcheide, ob man beyden einerley Vorzüge einräumen müſſe oder nicht. Ich habe ſchon geſagt, daß man niemals diejenigen Stücke getadelt habe, welche Lachen und Rührung verbinden; ich kann mich dieſerwegen unter andern darauf berufen, daß man den Destouches niemals mit dem la Chauſſee in eine Klaſſe geſetzt hat, und daß die hartnäckigſten Feinde des letztern niemals dem erſtern den Ruhm eines vortrefflichen komiſchen Dichters abgeſprochen haben, ſo viel edle Charaktere und zärtliche Scenen in ſeinen Stücken auch vorkommen. Ja, ich getraue mir zu behaupten, daß nur dieſes allein wahre Komödien ſind, welche ſowohl Tugenden als Laſter, ſowohl Anſtändigkeit als Ungereimtheit ſchildern, weil ſie eben durch dieſe Vermiſchung ihrem Originale, dem menſchlichen Leben, am nächſten kommen. Die Klugen und Thoren ſind in der Welt untermengt; und ob es gleich gewiß iſt,

daß die erſtern von den letztern an der Zahl übertroffen werden, ſo iſt doch eine Geſellſchaft von lauter Thoren beynahe eben ſo unwahrſcheinlich, als eine Geſellſchaft von lauter Klugen. Dieſe Erſcheinung ahmet das Luſtſpiel nach, und nur durch die Nachahmung derſelben iſt es fähig, dem Volke nicht allein das, was es vermeiden muß, auch nicht allein das, was es beobachten muß, ſondern beydes zugleich, in einem Lichte vorzuſtellen, in welchem das eine das andre erhebt. Man ſieht leicht, daß man von dieſem wahren und einigen Wege auf eine doppelte Art abweichen kann. Der einen Abweichung hat man ſchon längſt den Namen des Poſſenſpiels gegeben, deſſen charakteriſtiſche Eigenſchaft darin beſteht, daß es nichts als Laſter und Ungereimtheiten, mit keinen andern als ſolchen Zügen ſchildert, welche zum Lachen bewegen, es mag dieſes Lachen nun ein nützliches oder ein ſinnloſes Lachen ſeyn. Edle Geſinnungen, ernſthafte Leidenſchaften, Stellungen, wo ſich die ſchöne Natur in ihrer Stärke zeigen kann, bleiben aus demſelben ganz und gar weg; und wenn es außerdem auch noch ſo regelmäßig iſt, ſo wird es doch in den Augen ſtrenger Kunſtrichter dadurch noch lange nicht zu einer Komödie. Worin wird alſo die andre Abweichung beſtehen? Unfehlbar darin, wenn man nichts als Tugenden und anſtändige Sitten, mit keinen andern

als ſolchen Zügen ſchildert, welche Bewunderung und Mitleiden erwecken, beydes mag nun einen Einfluß auf die Beſſerung der Zuhörer haben können, oder nicht. Lebhafte Satire, lächerliche Ausſchweifungen, Stellungen, die den Narren in ſeiner Blöße zeigen, ſind gänzlich aus einem ſolchen Stücke verbannt. Und wie wird man ein ſolches Stück nennen? Jedermann wird mir zurufen: das eben iſt die weinerliche Komödie! Noch einmal alſo mit einem Worte: das Poſſenſpiel will nur zum Lachen bewegen; das weinerliche Luſtſpiel will nur rühren; die wahre Komödie will beydes. Man glaube nicht, daß ich dadurch die beyden erſtern in Eine Klaſſe ſetzen will; es iſt noch immer der Unterſchied zwiſchen beyden, der zwiſchen dem Pöbel und Leuten von Stande iſt. Der Pöbel wird ewig der Beſchützer der Poſſenſpiele bleiben, und unter Leuten von Stande wird es immer gezwungne Zärtlinge geben, die den Ruhm empfindlicher Seelen auch da zu behaupten ſuchen, wo andre ehrliche Leute gähnen. Die wahre Komödie allein iſt für das Volk, und allein fähig, einen allgemeinen Beyfall zu erlangen, und folglich auch einen allgemeinen Nutzen zu ſtiften. Was ſie bey dem einen nicht durch die Scham erlangt, das erlangt ſie durch die Bewunderung; und wer ſich gegen dieſe verhärtet, dem macht ſie jene fühlbar. Hieraus ſcheinet die Regel des

Contraſts oder der Abſtechung gefloſſen zu ſeyn, vermöge welcher man nicht gern eine Untugend aufführt, ohne ihr Gegentheil mit anzubringen; ob ich gleich gern zugebe, daß ſie auch darin gegründet iſt, daß ohne ſie der Dichter ſeine Charaktere nicht wirkſam genug vorſtellen könnte.

Dieſes nun, ſollte ich meynen, beſtimme den Nutzen der weinerlichen Komödie genau genug. Er iſt nehmlich nur die Hälfte von dem Nutzen, den ſich die wahre Komödie vorſtellet; und auch von dieſer Hälfte geht nur allzuoft nicht wenig ab. Ihre Zuſchauer wollen ausgeſucht ſeyn, und ſie werden ſchwerlich den zwanzigſten Theil der gewöhnlichen Komödiengänger ausmachen. Doch geſetzt, ſie machten die Hälfte derſelben aus. Die Aufmerkſamkeit, mit der ſie zuhören, iſt, wie es der Herr Prof. Gellert ſelbſt an die Hand giebt, doch nur ein Compliment, welches ſie ihrer Eigenliebe machen; eine Nahrung ihres Stolzes. Wie aber hieraus eine Beſſerung erfolgen könne, ſehe ich nicht ein. Jeder von ihnen glaubt der edlen Geſinnungen und der großmüthigen Thaten, die er ſiehet und höret, deſto eher fähig zu ſeyn, je weniger er an das Gegentheil zu denken, und ſich mit demſelben zu vergleichen, Gelegenheit findet. Er bleibt was er iſt, und bekömmt von den *guten Eigenſchaften* weiter nichts, als die *Einbildung*, daß er ſie ſchon beſitze.

Wie ſteht es aber mit dem Namen? Der Name iſt etwas ſehr Willkührliches, und man könnte unſerer neuen Gattung gar wohl die Benennung einer Komödie geben, wenn ſie ihr auch nicht zukäme. Sie kömmt ihr aber mit völligem Recht zu, weil ſie ganz und gar nicht etwas anders als eine Komödie, ſondern bloß eine Untergattung der Komödie iſt.

Ich wiederhole es aber noch einmal, daß dieſes alles nur auf diejenigen Stücke gehet, welche völlig den Stücken des la Chauſſee ähnlich ſind. Ich bin weit entfernt, den Herrn Gellert für einen eigentlichen Nachahmer deſſelben auszugeben. Ich habe beyde zu wohl geleſen, als daß ich in den Luſtſpielen des letztern nicht noch genug lächerliche Charaktere und ſatiriſche Züge angetroffen haben ſollte, welche aus den Luſtſpielen des erſtern ganz und gar verwieſen ſind. Die rührenden Scenen ſind bey dem Herrn Gellert nur die meiſten, und ganz und gar nicht die einzigen. Wer weiß aber nicht, daß das Mehrere oder Wenigere wohl die verſchiedne Gemüthsart der Verfaſſer anzeigt, nicht aber einen weſentlichen Unterſchied ihrer Werke ausmacht?

Mehr braucht es hoffentlich nicht, meine Meynung vor aller Mißdeutung zu ſichern.

II.

Leben Jacob Thomſons.

Thomſon iſt auch in Deutſchland als ein großer Dichter nicht unbekannt. Seine Jahrszeiten ſind von denen, welche ihn in ſeiner Sprache nicht leſen können, in der Ueberſetzung des Herrn Brockes bewundert worden, ſo viel ſie auch von ihrer Schönheit darin verloren haben. Vor einiger Zeit haben wir auch eine Ueberſetzung ſeines Agamemnons erhalten, deren ich weiter unten mit mehrerem gedenken werde. Es wäre ſchlecht, wenn beydes ſeine Leſer nicht ſollte begierig gemacht haben, nähere Umſtände von dem Verfaſſer zu wiſſen. Man erlaube mir alſo, daß ich mir ſchmeicheln darf, ihnen durch die Mittheilung derſelben einen Gefallen zu erzeigen.

Es wird nöthig ſeyn, vor allen Dingen meine Quelle anzuzeigen. Dieſe ſind die Lebensbeſchreibungen der Dichter Großbritan-

niens und Irlands *), welche im vorigen Jahre in fünf Duodezbänden zu London herauskamen. Es haben verschiedene daran gearbeitet; der vornehmste Verfasser aber, der auf dem Titel genannt wird, ist Herr Cibber, welcher auch die Leben der berühmtesten Schauspieler und Schauspielerinnen Englands herausgegeben hat **). Aus diesem Werke also, welches Lobsprüche genug erhalten hat, will ich dasjenige ziehen, was den Herrn Thomson angehet, und zwar vornehmlich von der Seite eines theatralischen Dichters betrachtet.

Jacob Thomson war der Sohn eines Geistlichen der Schottischen Kirche, in dem Presbyteriate von Jedburgh.

Er ward an eben dem Orte geboren, wo sein Vater Prediger war, und zwar im Anfange des jetzigen Jahrhunderts. Seine erste Erziehung genoß er in einer Privatschule der dasigen Gegend. In seinen ersten Jahren zeigte er so wenig ein besonderes Genie, daß ihm vielmehr sein Lehrmeister, und alle, die mit seiner Erziehung zu thun hatten, kaum die gewöhnlichsten und schlechtesten Gaben zutrauten.

*) The Lives of the Poets of Great Britain and Ireland, by Mr. Cibber and other hands.

**) The Lives and Characters of the most eminent Actors and Actresses of Great Britain and Ireland, from Shakespear to the present Time etc.

Als er auf [illegible]
und griechiſche Sprache lernte, [illegible] lateiniſche
einen Geiſtlichen, deſſen Kirchſpiel mit [illegible]
Kirchſpiele ſeines Vaters in eben demſelben Presbyteriate lag. Es war dieſes der Herr Rickerton, ein Mann von ſo beſondern Eigenſchaften, daß ſehr viele Leute von Einſicht, und Herr Thomſon ſelbſt, welcher mit ihm umging, erſtaunten, ſo große Verdienſte an einem dunkeln Orte auf dem Lande vergraben zu ſehen, wo er weder Gelegenheit hatte, ſich zu zeigen, noch ſonſt mit Gelehrten umzugehen, außer etwa bey den periodiſchen Zuſammenkünften der Geiſtlichen.

Ob nun ſchon der Lehrmeiſter unſers Thomſons ſeinen Schüler kaum mit einem ſehr geringen Verſtande begabt zu ſeyn glaubte, ſo konnte ſich doch den Augen des Hrn. Rickerton deſſen Genie nicht entziehen. Er bemerkte gar bald eine frühzeitige Neigung zur Poeſie bey ihm, wie er denn auch nach der Zeit noch verſchiedne von den erſten Verſuchen, die Herr Thomſon in dieſer Provinz gemacht hatte, aufhob.

Ohne Zweifel nahm unſer junge Dichter durch den fernern Umgang mit dem Hrn. Rickerton ſehr zu, welcher ihm die Liebe zu den Wiſſenſchaften einflößte. Und die Einſicht in die natürliche und ſittliche Philoſophie, welche er hat-

[illegible] zeigte, hatte er vielleicht nach [illegible] Einbrücken dieses Gelehrten zu danken.

So wenig nun aber Herr Rickerton den jungen Thomson für einen Menschen ohne alle Gabe hielt, sondern vielmehr ein sehr feines Genie an ihm wahr nahm: so hätte er sich doch, wie er oft selbst gestanden, niemals eingebildet, daß er es so weit bringen und auf eine so erhabne Staffel unter den Dichtern gelangen sollte. Als er daher zuerst Thomsons Winter zu sehen bekam, welches in einem Buchladen zu Edinburgh geschah, erstaunte er ganz, und ließ, nachdem er die ersten Zeilen desselben, welche nicht erhabner seyn könnten, gelesen hatte, das Buch vor Verwunderung und Entzücken aus den Händen fallen.

Nachdem Hr. Thomson die gewöhnliche Zeit mit Erlernung der todten Sprachen auf der Schule zugebracht, ward er auf die Universität nach Edinburgh geschickt, wo er seine Studien enden und sich zu dem geistlichen Amte tüchtig machen sollte. Hier machte er eben so wenig als auf der Schule eine große Figur; seine Mitschüler dachten sehr verächtlich von ihm, und die Lehrer selbst, unter welchen er studierte, hatten keinen bessern Begriff von seiner Fähigkeit, als ihre Untergebenen. Nachdem er endlich die philosophischen Classen durchgegangen war, ward er als Candidat des h. Predigt-

amts, in das theologiſche Collegium aufgenommen, in welchem die Studierenden ſechs Jahr verziehen müſſen, ehe ſie ihre Probe ablegen dürfen.

Er war zwey Jahr in dieſem theologiſchen Collegio, deſſen Profeſſor damals Hr. William Hamilton war, als ihm von dieſem eine Rede über die Macht des höchſten Weſens auszuarbeiten, aufgetragen ward. Als es ſeine Mitſchüler erfuhren, hielten ſie ſich nicht wenig über die ſchlechte Beurtheilungskraft des Profeſſors auf, eine ſo fruchtbare Materie einem jungen Menſchen aufzugeben, von dem man ſich ganz und gar nichts verſprechen konnte. Doch, als Herr Thomſon ſeine Rede ablegte, fanden ſie Urſache, ſich ihre eigene ſchlechte Beurtheilungskraft vorzuwerfen, daß ſie einen Menſchen verachtet hatten, der dem größten Genie unter ihnen überlegen war. Dieſe Rede war ſo erhaben, daß ſowohl der Profeſſor als die Studierenden, welche ſie halten hörten, darüber erſtaunten. Sie war in reimloſen Verſen abgefaßt, welches aber Hr. Hamilton daran ausſetzte, weil es ſich zu dieſer Materie nicht ſchicke. Verſchiedene von den Mitgliedern des Collegii, welche ihm den durch dieſe Rede erlangten Ruhm nicht gönnten, glaubten, er müßte einen gelehrten Diebſtahl begangen haben, und gaben ſich daher alle Mühe, ihn zu entdecken. Doch ihr Nachforſchen war vergebens, und Herr Thom-

son blieb in dem unverkürzten Besitze seiner Ehre, so lange er sich auf der Universität aufhielt.

Man weiß eigentlich nicht, warum Hr. Thomson den Vorsatz, in das heilige Predigtamt zu treten, fahren ließ. Vielleicht glaubte er, dieser Stand sey zu strenge, als daß er sich mit der Freiheit seiner Neigung vertragen könne; vielleicht fühlte er sich auch selbst, und glaubte, daß er sich, in Ansehung seiner Gaben, auf etwas Größeres Rechnung machen könnte, als ein Presbyterianischer Geistlicher zu werden; denn selten pflegt sich ein großes Genie mit einer dunkeln Lebensart, und mit einer jährlichen Einkunft von sechzig Pfund in dem entfernten Winkel einer schlechten Provinz zu begnügen, welches doch gewiß das Schicksal des Hrn. Thomson gewesen wäre, wenn sich seine Absichten nicht über die Sphäre eines Predigers der schottischen Kirche erstreckt hätten.

Nachdem er also alle Gedanken auf den geistlichen Stand aufgegeben hatte, so war er mit mehr Sorgfalt darauf bedacht, sich zu zeigen und sich Gönner zu erwerben, die ihm zu einer vortheilhaften Lebensart behülflich seyn könnten. Weil aber der Theil der Welt, wo er sich jetzt befand, ihm ganz und gar keine Hoffnung hierzu machen konnte, so fing er an, sein Augenmerk auf die Hauptstadt zu richten.

Das erſte Gedicht des Hrn. Thomſons, welches ihm einiges Anſehen bey dem Publico erwarb, war ſein Winter, deſſen ſchon gedacht worden; doch hatte er auch ſchon wegen verſchiedener andern Stücke, noch ehe er ſein Vaterland verließ, den Beyfall derer, welchen ſie zu Geſichte gekommen waren, erhalten. Er machte eine Paraphraſe über den 104ten Pſalm, welche er ſeinen Freunden abzuſchreiben erlaubte, nachdem ſie vorher von dem Hrn. Rickerton war gebilliget worden. Dieſe Paraphraſis kam endlich durch verſchiedne Wege in die Hände des Hrn. Auditor Benſon, welcher ſeine Verwunderung darüber entdeckte, und zugleich ſagte, wenn der Verfaſſer in London wäre, ſo würde es ihm ſchwerlich an einer ſeiner Verdienſte würdigen Aufmunterung mangeln. Dieſe Anmerkung ward dem Hrn. Thomſon durch einen Brief mitgetheilt, und machte einen ſo ſtarken Eindruck bey ihm, daß er ſeinen Aufenthalt in der Hauptſtadt zu nehmen beſchleunigte. Er machte ſich alſo bald nach Newcaſtle, wo er zu Schiffe ging, und in Billinogate anlandete. Als er angekommen war, ließ er es ſeine unmittelbare Sorge ſeyn, den Hrn. Mallet, ſeinen ehemaligen Schulkameraden, zu beſuchen, welcher jetzt in Hannover-Square lebte, und zwar als Hofmeiſter bey dem Herzoge von Montroſe und ſeinem verſtorbnen Bruder, dem Lord

Graham. Ehe er aber in Hannover-Square anlangte, begegnete ihm ein Zufall, der ein wenig lächerlich ist. Er hatte von einem vornehmen Manne in Schottland Empfehlungsschreiben an verschiedene Standespersonen in London mitbekommen, die er sehr sorgfältig in sein Schnupftuch eingewickelt hatte. Als er nun durch die Gassen schlenderte, konnte er die Größe, den Reichthum und die verschiednen Gegenstände, die ihm alle Augenblicke in dieser berühmten Hauptstadt vorkamen, nicht genug bewundern. Er blieb oft stehen, und sein Geist war mit diesen Scenen so erfüllt, daß er auf das beschäftigte Gedränge um sich herum wenig Acht gab. Als er nun endlich den Weg nach Hannover-Square in einer zehnmal längern Zeit, als er ordentlich nöthig gehabt hätte, zurückgelegt hatte, und daselbst ankam, fand er, daß er seine Neugierde habe bezahlen müssen; man hatte ihm nehmlich das Schnupftuch aus dem Schubsacke gezogen, in welches die Briefe eingewickelt waren. Dieser Zufall würde einem, der weniger philosophisch gewesen wäre, als Herr Thomson, sehr empfindlich gewesen seyn; doch er lächelte darüber, und brachte hernach oft selbst seine Freunde durch die Erzählung desselben zum Lachen.

Es ist natürlich, daß Hr. Thomson, nach seiner Ankunft in der Stadt, verschiednen von seinen Bekannten das Gedicht auf den Winter

zeigte. Es beſtand Anfangs aus abgeriſſenen Stükken und gelegentlichen Beſchreibungen, die er auf des Hrn. Mallets Rath in ein Ganzes zuſammen brachte. So vielen Beifall es nun auch etwa fand, ſo wollte es ihm doch zu keiner hinlänglichen Empfehlung bey ſeinem Eintritte in die Welt dienen. Er hatte den Verdruß, es verſchiednen Buchhändlern vergebens anzubieten, welche die Schönheit deſſelben ohne Zweifel nicht zu beurtheilen vermochten, noch ſich eines unbekannten Fremdlings wegen, deſſen Name keine Anpreiſung ſeyn konnte, in Unkoſten ſetzen wollten. Endlich bot es Herr Mallet dem Herrn Millan, jetzigem Buchhändler in Charing-croß, an, der es auch ohne Umſtände übernahm, und drucken ließ. Eine Zeitlang glaubte Hr. Millan, ſehr ſchlecht gefahren zu ſeyn; es blieb liegen, und nur ſehr wenige Exemplare wurden davon verkauft, bis endlich die Vortrefflichkeit deſſelben durch einen Zufall entdeckt ward. Ein gewiſſer Hr. Whatley, ein Mann von einigem Geſchmacke in den Wiſſenſchaften, der aber die Bewunderung alles deſſen, was ihm gefiel, bis zum Enthuſiasmus übertrieb, warf von ungefähr die Augen darauf; und weil er verſchiednes fand, was ihn vergnügte, ſo las er es ganz durch, und erſtaunte nicht wenig, daß ein ſolches Gedicht eben ſo unbekannt, als ſein Verfaſſer ſey. Er erfuhr von dem Buchhändler die jetzt gedachten

Umstände, und in der Entzückung ging er von einem Kaffeehause auf das andre, posaunte die Schönheiten seines Dichters aus, und bot alle Leute von Geschmack auf, eins von den größten Genies, die jemals erschienen wären, aus seiner Dunkelheit zu retten. Dieses Verfahren hatte eine sehr glückliche Wirkung; die ganze Auflage ward in kurzer Zeit verkauft, und alle, die das Gedicht lasen, glaubten den Hrn. Whatley keiner Uebertreibung beschuldigen zu dürfen, weil sie es selbst so vortrefflich fanden, daß sie sich glücklich schätzten, einem Manne von solchem Verdienste Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Das Gedicht auf den Winter ist ohne Zweifel das am meisten vollendete und zugleich das malerischste von seinen Jahrszeiten. Es ist voll großer und lebhafter Scenen. Die Schöpfung scheinet in dieser Jahrszeit in Trauer zu seyn, und die ganze Natur nimmt eine melancholische Bildung an. Eine so poetische Einbildungskraft, als des Thomsons seine war, konnte also keine andre, als die grausesten und schrecklichsten Bilder darbieten, welche die Seele mit einem feyerlichen Schauer über die Dünste, Stürme und Wolken, die er so schön schildert, erfüllen. Die Beschreibung ist die eigene Gabe Thomsons; wir zittern bei seinem Donner im Sommer; wir frieren bey der Kälte seines Winters; wir werden erquickt, wenn sich die Natur bey

ihm erneuert, und der Frühling ſeinen angenehmen Einfluß empfinden läßt.

Eine kleine Anekdote iſt hier mitzunehmen. Sobald der Winter gedruckt war, ſchickte Herr Thomſon ſeinem Landsmanne und Bruder in Apollo, dem Hrn. Joſeph Mitchel, ein Exemplar zum Geſchenke. Dieſer fand ſehr wenig darin, was nach ſeinen Gedanken zu billigen wäre, und ſchickte ihm folgende Zeilen zu:

Beauties and faults so thick lie scatter'd here,
Those i could read, if these were not so near.

d. i. Schönheiten und Fehler liegen hier ſehr dick unter einander. Ich könnte jene geleſen haben, wenn dieſe ihnen nicht ſo nahe wären. Herr Thomſon antwortete hierauf aus dem Stegreife:

Why all not faults, injurious Mitchell? why
Appears one beauty to thy blasted eye?
Damnation worse than thine, if worse can be,
Is all I ask, and all I want from thee.

d. i. Warum ſieheſt du nicht überall Fehler, ehrenrühriger Mitchell? Warum entdeckt ſich deinem verdorbenen Auge auch einige Schönheit? Noch eine ungerechtere Verdammung, wenn es eine ungerechtere giebt, iſt alles, was ich von dir verlange, und alles, was ich von dir erwarte. Auf die Vorſtellung,

die ein Freund dem Hrn. Thomson that, daß man den Ausdruck: blasted eye (verdorbenes Auge), für eine persönliche Anzüglichkeit annehmen könnte, weil Herr Mitchell wirklich dieses Unglück hatte, änderte er das Beywort blasted in blasting (verderbend).

Weil der Winter einen so allgemeinen Beyfall fand, so ward Hr. Thomson, besonders auf das Anrathen des Hrn. Mallet, bewogen, auch die andern drey Jahrszeiten auszuarbeiten, mit welchen es ihm eben so wohl glückte. Die, welche davon zuerst ans Licht trat, war der Herbst; hierauf folgte der Frühling und endlich der Sommer.

Von jedem dieser vier Stücke, als ein besonderes Gedicht betrachtet, hat man geurtheilet, daß es in Ansehung des Plans fehlerhaft sey. Nirgends zeigt sich ein besonderer Zweck; die Theile sind einer dem andern nicht untergeordnet; man bemerkt unter ihnen weder Folge noch Verbindung: doch dieses ist vielleicht ein Fehler, der von einer so abwechselnden Materie untrennbar war. Genug, daß er sich keiner Unfüglichkeit schuldig gemacht, sondern durchgängig lauter solche Scenen geschildert hat, die jeder Jahrszeit besonders zukommen.

Was den poetischen Ausdruck in den Jahrszeiten anbelangt, so ist dieser dem Hrn. Thomson gänzlich eigen: er hat eine Menge zusam-

mengesetzter Worte eingeführt, Nennwörter in Zeitwörter verwandelt, und kurz, eine Art einer neuen Sprache geschaffen. Man hat seine Schreibart als sonderbar und steif getadelt; und wenn man dieses auch schon nicht gänzlich läugnen kann, so muß man doch zugestehen, daß sie sich zu den Beschreibungen vortrefflich wohl schicket. Der Gegenstand, den er malet, stehet ganz vor uns, und wir bewundern ihn in allem seinem Lichte; wer wollte aber eine natürliche Seltenheit nicht lieber durch ein Vergrößerungsglas, welches alle kleine Schönheiten desselben zu entdecken fähig ist, betrachten, ob es gleich noch so schlecht gefaßt ist, als durch ein anderes, welches zu dieser Absicht nichts taugt, aber sonst mit vielen Zierrathen versehen ist? Thomson ist in seiner Manier ein wenig steif, aber seine Manier ist neu; und es ist niemals ein vorzügliches Genie aufgestanden, welches nicht seine eigene Weise gehabt hätte. So viel ist wahr, daß sich die Schreibart des Hrn. Thomson zu den zärtlichen Leidenschaften nicht allzuwohl schickt, welches man näher einsehen wird, wenn wir ihn bald als einen dramatischen Dichter betrachten werden; eine Sphäre, in welcher er zwar sehr, aber doch nicht so sehr, als in andern Gattungen der Dichtkunst, geglänzet hat.

Die Vortrefflichkeit dieser Gedichte hatte

unserm Verfasser die Bekanntschaft verschiedner Personen erworben, die theils wegen ihres vornehmen Standes, theils wegen ihrer erhabnen Talente berühmt waren. Unter den letztern befand sich Dr. Rundle, nachheriger Bischof von Derry, welchem der Geist der Andacht, der überall in den Jahrszeiten hervorstrahlet, so wohl gefallen hatte, daß er ihn der Freundschaft des verstorbenen Kanzlers Talbot empfahl, der ihm die Aufsicht über seinen ältesten Sohn anvertraute, welcher sich eben zu seiner Reise nach Frankreich und Italien fertig machte.

Mit diesem jungen Edelmanne hielt er sich drey Jahre lang in fremden Ländern auf, wo er ohne Zweifel seinen Geist durch die vortrefflichen Denkmäler des Alterthums, und durch den Umgang mit gelehrten Ausländern bereicherte. Die Vergleichung, die er zwischen dem neuen Italien und dem Begriffe anstellte, den er von den alten Römern hatte, brachte ihn ohne Zweifel auf den Einfall, seine Freyheit in drey Theilen zu schreiben. Der erste Theil enthält die Vergleichung des alten und neuen Italiens; der zweyte Griechenland, und der dritte Britannien. Das ganze Werk ist an den ältesten Sohn des Lord Talbots gerichtet, welcher im Jahre 1734 auf seinen Reisen starb.

Unter den Gedichten des Hrn. Thomson findet sich auch eins zum Andenken des Isaac Newton, von welchem wir nichts mehr sagen wollen, als dieses, daß er durch dieses Stück allein, wenn er auch sonst nichts mehr geschrieben hätte, eine vorzügliche Stelle unter den Dichtern würde verdient haben.

Um das Jahr 1728 schrieb Hr. Thomson ein Gedicht, welches er Britannia nannte. Sein Vorsatz war darin, die Nation zu Ergreifung der Waffen aufzumuntern, und in den Gemüthern des Volks eine edle Neigung anzuflammen, das von den Spaniern erlittene Unrecht zu rächen. Dieses Gedicht ist bey weitem nicht eins von seinen besten.

Auf den Tod seines großmüthigen Beförderers, des Lord Talbots, welchen die ganze Nation mit dem Herrn Thomson zugleich aufrichtig bedauerte, schrieb er eine Elegie, welche ihrem Verfasser und dem Andenken des großen Mannes, den er darin gepriesen hatte, Ehre machte. Er genoß, bey Lebzeiten des Kanzler Talbots, eine sehr einträgliche Stelle, die ihm dieser würdige Patriot als eine Belohnung für die Mühe, den Geist seines Sohnes gebildet zu haben, zugetheilt hatte. Nach seinem Tode behielt der Nachfolger desselben diese Stelle dem Hrn. Thomson vor, und wartete nur darauf, bis dieser zu ihm kommen, und durch Beobachtungen

einiger kleinen Formalitäten, ſie in Beſitz nehmen würde. Doch dieſes verſäumte der Dichter durch eine unverantwortliche Nachläſſigkeit, ſo daß zuletzt ſeine Stelle, die er ohne viele Mühe länger hätte behalten können, einem andern zufiel.

Unter die letzten Werke des Herrn Thomſon gehört ſeine Burg der Trägheit (Castle of Indolence), ein allegoriſches Gedicht von ſo außerordentlichen Schönheiten, daß man nicht zu weit geht, wenn man behauptet, dieſes einzige Stück zeige mehr Genie und poetiſche Beurtheilungskraft, als alle ſeine andern Werke. Es iſt in dem Style des Spencer geſchrieben, welchen die Engländer in den allegoriſchen Gedichten eben ſo nachahmen, als die Franzoſen den Styl des Marots in den Erzählungen und Sinnſchriften.

Es iſt nunmehr Zeit, den Herrn Thomſon auf derjenigen Seite zu betrachten, welche mit unſerer Abſicht eine nähere Verwandtſchaft hat: nehmlich auf der Seite eines dramatiſchen Dichters. Im Jahre 1730, ungefähr in dem ſechſten Jahre ſeines Aufenthalts in London, brachte er ſeine erſte Tragödie, unter dem Titel: Sophonisbe, auf die Bühne, die ſich auf die Karthaginienſiſche Geſchichte dieſer Prinzeſſin gründet, welche der bekannte Nathanael Lee gleichfalls in ein Trauerſpiel gebracht hat. Dieſes Stück ward von dem Publico ſehr wohl

wohl aufgenommen. Die Mad. Oldfield that ſich in dem Charakter der Sophonisbe ungemein hervor, welches Hr. Thomſon ſelbſt in ſeiner Vorrede geſtehet. „Ehe ich ſchließe,“ ſagt er, „muß ich noch bekennen, wie ſehr ich „denjenigen, welche mein Trauerſpiel vorgeſtellt „haben, verbunden bin. Sie haben in der That „mir mehr als Gerechtigkeit widerfahren laſſen. „Was ich dem Maſiniſſa nur Liebenswürdiges und Einnehmendes gegeben hatte, alles „dieſes hat Hr. Wilk vollkommen ausgedrückt. „Auch die Mad. Oldfield hat ihre Sophonisbe unverbeſſerlich geſpielt; ſchöner als es „der zärtlichſte Eigenſinn eines Verfaſſers verlangen, oder ſich einbilden kann. Der Reitz, „die Würde und die glückliche Abwechſelung „aller ihrer Stellungen und Bewegungen hat „den durchgängigſten Beyfall erhalten, und ihn „auch mehr als zu wohl verdient.“

Bei der erſten Vorſtellung dieſes Trauerſpiels fiel eine kleine lächerliche Begebenheit vor. Herr Thomſon läßt eine von ſeinen Perſonen gegen die Sophonisbe folgende Zeile ſagen:

O Sophonisbe, Sophonisbe, o!

Dieſe Worte waren kaum ausgeſprochen, als ein Spötter aus dem Parterre laut ſchrie:

O Jacob Thomſon, Jacob Thomſon, o!

So ungesittet es nun auch war, die Vorstellung durch einen so lächerlichen Einfall zu unterbrechen, so kann man doch das falsch Pathetische dieser getadelten Zeile nicht läugnen, und ein tragischer Dichter muß es sich zur Warnung dienen lassen, ja wohl auf sich Acht zu haben, daß er nicht schwülstig wird, wenn er erhaben seyn will. — — Herr Thomson mußte nothwendig an dem ersten Tage seines Trauerspiels alle die Bewegungen und Besorgnisse eines jungen Schriftstellers empfinden; er hatte sich daher an einen dunkeln und abgelegenen Ort auf der obersten Gallerie gemacht, wo er die Vorstellung ungehindert abwarten konnte, ohne für den Dichter erkannt zu werden. Doch die Natur war viel zu stark bey ihm, als daß er sich hätte enthalten können, die Rollen den Schauspielern nachzusagen, und manchmal bey sich zu murmeln: „nun muß die Scene kommen; nun muß das geschehen." Und hierdurch ward er gar bald von einem Manne von Stande, welcher wegen des großen Gedränges keinen Platz als auf der Gallerie hatte finden können, als der Verfasser entdeckt.

Nach einem Zwischenraume von vier Jahren brachte Thomson seine zweyte Tragödie, den Agamemnon, zum Vorschein. Hr. Pope gab bey dieser Gelegenheit einen sehr merklichen Beweis seiner großen Gewogenheit gegen

Herrn Thomson; er schrieb seinetwegen zwey Briefe an die Entrepreneurs der Bühne, und beehrte die erste Vorstellung mit seiner Gegenwart. Weil er seit langer Zeit in kein Schauspiel gekommen war, so wurde dieses für ein Zeichen einer ganz besondern Hochachtung aufgenommen. Ob man nun schon an dem Hrn. Thomson ausetzte, daß er in diesem Trauerspiele die Handlung allzusehr verkürzt habe; daß verschiedne Theile desselben zu lang, und andre ganz und gar überflüßig wären, weil nicht die Person, sondern der Dichter darin rede; und obschon die Aufführung selbst erst in dem Monate April vor sich ging: so ward sie doch zu verschiednen malen mit Beyfall wiederholt.

Einige Kunstrichter haben angemerkt, daß die Charaktere in seinen Tragödien mehr durch Beschreibungen als durch thätige Leidenschaften ausgedrückt werden; daß sie aber alle einen Ueberfluß an den seltensten Schönheiten, an Feuer, an tiefen Gedanken und an edeln Empfindungen haben, und in einem nervenreichen Ausdruck geschrieben sind. Seine Reden sind oft zu lang, besonders für ein englisches Auditorium, dem sie manchmal ganz übernatürlich gedehnt vorkommen. Es ist überhaupt angenehmer für das Ohr, wenn die Unterredung öfter gebrochen wird; doch wird die angestrengtere Aufmerksamkeit desselben wohl in keinem Stücke des

Thomſon beſſer belohnt, als in dem Agamemnon, und beſonders in der beweglichen Erzählung, welche Meliſander vor ſeiner Ausſetzung auf die wüſte Inſel macht.

— — — Als ich im Schooß der Schatten,
Von Furcht und Argwohn frey, in ſtillem Schlummer lag,
Brach ein vermummter Schwarm von des Aegiſthus Bande
Schnell in mein Zimmer ein: vermuthlich weil er mich
Für eine Hinderniß der Abſicht angeſehen,
Die ich errathen kann, und die vielleicht Mycene
Jetzt beſſer weiß als ich. Man riß mich zu der See.
In meinem Sinn war ich ſchon die beſtimmte Speiſe
Der Fiſche, als das Schiff vom Ufer ſtieß: die Fluth,
Die brauſend klatſchete, entdeckte mir mein Schickſal.
Es ſchien, der Tod war ſelbſt ein allzumilder Lohn
Für meine Redlichkeit: ein unbewohnter Fels,
An deſſen rauhem Fuß die ſtärkſte Brandung zürnte,
War mir beſtimmt, daß ich von Freund und Feind entfernt
Und hülflos, alle Pein des Todes fühlen möchte.
Oft muß daß Unrecht ſelbſt ſein eigner Rächer ſeyn:
Stumm klagt ſichs an, und ſchreyt um die verdiente Strafe!
Du öffneſt ihm den Mund, unwandelbarer Rath
Der Götter — — Dieſer Schwarm ſetzt mich die nächſte Nacht

(Die mir noch ſchrecklich iſt) an das betrübte Ufer
Der wildſten Inſel: nie hat außer mir ein Menſch
Auf ſie den Fuß geſetzt. Allein die Menſchenliebe
(Das glaube) iſt ſo tief in unſre Bruſt gepflanzt
Und unſer menſchlich Herz iſt ſo mit ihr durchwachſen,
Daß ich im Leben nichts Erſchrecklichers gehört,
Als den betrübten Schall, da mich ihr Boot verließ.
Ich ſeufzte ihnen nach: — — Die fürchterlichſte Stille
Umſchloß mich nun, die bloß das brauſende Geräuſch
Der nimmer müden Fluth mit einem Laut durchbrach.
Bisweilen blies ein Wind durch den betrübten Wald,
Und ſeufzte faſt wie ich. Hier ſetzt' ich mich in Schatten,
Mit einem Kummer hin, den ich noch nicht gefühlt,
Und klagte mir den Gram. Die Muſe, die die Wälder
Bewohnt, und (ich weiß nicht, ob faſt aus gleichem Triebe
Als wir?) die Menſchen ſucht, ſang über meinem Haupte
Ihr unvergleichlichs Lied; ihr klagend ſchöner Ton
Betrog mich faſt, als ob ſie meine Noth beſänge;
Ich hört' ihr traurig zu, und dichtete ein Lied
Zu ihrem Ton, bis daß der Schatten ſein Geſchenk,
Das er dem Aermſten giebt, den angenehmen Schlummer
Mir gönnete. Sobald das frühe Morgenroth
Der Vögel Dank empfing, ſo weckte mich ihr Lied;
Das Auge ſchloß ſich auf; vermiſſend ſuchte es
Den alten Gegenſtand, und fand doch nichts als Wellen,
Darauf der Himmel lag, und hinter mir den Fels
Und einen grauſen Wald. In einem Augenblick,

Indem ich mich vergaß, entzückte mich das Schrecken;
Ich schien mir nicht mehr Ich. Doch eben so geschwind
War dieser Traum vorbei, mein nagendes Gedächtniß
Erneurte meine Noth — —

Ich habe mich nicht enthalten können, diese Stelle abzuschreiben; und zwar nach der obgedachten Ueberſetzung. Sie ist in Göttingen im Jahr 1750 auf sieben Bogen in Octav ans Licht getreten. Ihren Urheber weiß ich nicht zu nennen. Zwar könnte ich mit einem vielleicht angezogen kommen; doch dieſes vielleicht könnte sehr leicht falsch seyn. Wie man wird gemerkt haben, so ist sie, gleich dem engliſchen Originale, in reimloſen Verſen abgefaßt. Nur bey der Rolle der Caſſandra ist eine Ausnahme beobachtet worden; als eine Prophetin redet dieſe in Reimen, um ſich von den übrigen Perſonen zu unterſcheiden. Der Einfall ist sehr glücklich; und er würde gewiß die beſte Wirkung von der Welt thun, wenn wir uns nur Hoffnung machen dürften, dieſe Ueberſetzung auf einer deutſchen Bühne aufgeführt zu ſehen. Sie ist, überhaupt betrachtet, treu, fließend und ſtark. Ihr Verfaſſer aber geſtehet, daß er die zweyte Hand nicht daran habe legen können, ſondern daß er den erſten Entwurf dem Drucker ohne Abſchrift habe ausliefern müſſen. Die-

sem Umstande also müssen wir nothwendig einige kleine Versehen zuschreiben, die ich vielleicht schwerlich würde gemerkt haben, wenn ich nicht ehemals selbst an einer Verdollmetschung dieses Trauerspiels gearbeitet hätte. Zum Exempel: in der ersten Scene des ersten Aufzuges werden die Worte given to the beasts a prey, or wilder famine übersetzt: dich gab ich den Thieren Preis, ihr wilder Hunger hat längst meinen Freund verdauet. Ich will hier nicht erinnern, daß zwar Aegisthus, aber nicht Klytemnestra, den Melisander auf die wüste Insel setzen lassen; auch nicht, daß der Ausdruck: der wilde Hunger der Thiere hat ihn schon längst verdaut, der schönste nicht ist; sondern nur dieses muß ich anmerken, daß wilder famine gar nicht auf beasts gehet, und daß der Dichter die Klytemnestra eigentlich sagen läßt: entweder die Thiere haben ihn umgebracht, oder er hat verhungern müssen. Auch gewisse kleine Zusätze würde der Verfasser hoffentlich ausgestrichen und einige undeutsche, wenigstens nicht allen verständliche Worte mit gewöhnlichern vertauscht haben, wenn ihm eine Uebersetzung seiner Arbeit wäre vergönnt gewesen. Zum Exempel, am Ende des zweyten Auftritts im ersten Aufzuge giebt er die Worte: and as a Greek rejoic'd me, sehr gut und poe-

tisch, durch: es schwoll mein treu und griechisch Herz; allein der Anhang, den er dazu macht: und drohete dem überwundnen Troja, taugt gar nichts. Der Engländer schildert seine Person als einen Mann, der sich über die Siege seines Vaterlandes erfreut; der Uebersetzer aber bildet ihn durch den beygefügten Zug als einen Poltron. Denn was kann das für eine Tapferkeit seyn, einer überwundnen Stadt zu drohen? — Zur Probe der undeutlichen Worte berufe ich mich auf das Wort Brandung in der angeführten Stelle. — — Doch ich bekenne es nochmals, alles dieses sind Kleinigkeiten, die ich vielleicht gar nicht einmal hätte anführen sollen. Wo das meiste glänzt, da ward auch Horaz durch wenige Flecken nicht beleidiget. Wollen wir ekeler seyn, als Horaz.

Ich komme wieder zu unserm Dichter selbst. Im Jahr 1736 bot Herr Thomson der Bühne ein Trauerspiel an, unter dem Titel: Edward und Eleonora, dessen Vorstellung aber, aus politischen Ursachen, welche nicht bekannt geworden, untersagt wurde.

Im Jahr 1744 ward sein Tancred und Sigismunda aufgeführt, welches Stück glücklicher ausfiel, als alle andere Stücke des Thomson, und noch jetzt gespielet wird. Die Anlage dazu ist von einer Begebenheit in dem bekann-

ten Roman Gil Blas geborgt. Die Fabel ist ungemein anmuthig; der Charaktere sind wenige, aber sie werden alle sehr wirksam vorgestellt. Nur den Charakter des Seffredi hat man mit Recht als mit sich selbst streitend, als gezwungen und unnatürlich, getadelt.

Auf Befehl Sr. Königl. Hoheit des Prinzen von Wallis, verfertigte Herr Thomson, gemeinschaftlich mit dem Herrn Mallet, die Maske des Alfred, welche zweymal in dem Garten Sr. Hoheit zu Cliffden aufgeführet ward. Nach dem Tode des Herrn Thomson ward dieses Stück von dem Herrn Mallet ganz neu umgearbeit, und 1751 wieder auf die Bühne gebracht.

Die letzte Tragödie des Herrn Thomson ist sein Coriolanus, welcher erst nach seinem Tode aufgeführet ward. Die dem Verfasser davon zukommenden Einkünfte wurden seinen Schwestern in Schottland gegeben, davon eine mit einem Geistlichen daselbst, und die andre mit einem Manne von geringem Stande in Edinburgh verheyrathet ist. Dieses Trauerspiel, welches unter allen Trauerspielen des Thomson, ohne Zweifel, das am wenigsten vollkommne ist, ward zuerst dem Herrn Garrik angeboten, der es aber anzunehmen nicht für gut befand. Der Prolog war von dem Herrn George Lyttleton verfertigt worden,

und von dem Herrn Quin wurde er gehalten, welches einen ſehr glücklichen Eindruck auf die Zuhörer machte. Hr. Quin war ein beſondrer Freund des Hrn. Thomſon geweſen; und als er folgende Zeilen, die an und für ſich ſelbſt ſehr zärtlich ſind, ausſprach, ſtellten ſich ſeiner Einbildungskraft auf einmal alle Annehmlichkeiten des mit ihm lange gepflogenen Umganges dar, und wahrhafte Thränen floſſen über ſeine Wangen.

He lov'd his friends (forgive this guſhing tear:
Alas! I feel I am no actor here)
He lov'd his friends with ſuch a warmth of heart,
So clear of int'reſt, ſo devoid of art,
Such generous freedom, ſuch unſhaken zeal,
No words can ſpeak it, but our tears may tell.

d. i. Er liebte ſeine Freunde — verzeiht den herabrollenden Thränen: Ach! ich fühle es, hier bin ich kein Schauſpieler mehr — — Er liebte ſeine Freunde mit einer ſolchen Inbrunſt des Herzens, ſo rein von allem Eigennutze, ſo fern von aller Kunſt, mit einer ſo großmüthigen Freyheit, mit einem ſo ſtandhaften Eifer, daß es mit Worten nicht auszudrücken iſt. Unſre Thrä-

nen mögen davon sprechen! Die schöne Abbrechung in diesen Worten fiel ungemein glücklich aus. Hr. Quin übertraf sich selbst, und er schien niemals ein größerer Schauspieler, als in dem Augenblicke, da er von sich gestand, daß er keiner sey. Die Pause, der tiefe Seufzer, den er damit verband, die Einlenkung und alles das Uebrige war so voller Rührung, daß es unmöglich ein bloßes Werk der Kunst seyn konnte; die Natur mußte dabey das Beste thun.

Auch der Epilog, welcher von dem Herrn Weffington mit außerordentlicher Laune gehalten ward, gefiel ungemein. Diese Umstände nun, nebst der Ueberlegung, daß der Verfasser nunmehr dahin sey, verschafften diesem Trauerspiele eine neunmalige Vorstellung, die es an und für sich selbst schwerlich würde gefunden haben. Denn, wie gesagt, es ist bey weitem nicht irgend einem von den Thomsonschen Werken an Güte gleich. Er hatte als ein dramatischer Dichter den Fehler, daß er niemals wußte, wenn er aufhören müsse; er läßt jeden Charakter reden, so lange noch etwas zu sagen ist; die Handlung steht also, während dieser gedehnten Unterredungen, still, und die Geschichte wird matt. Nur sein Tancred und Sigismunde muß von diesem allgemeinen Tadel ausgenommen werden; dafür aber sind auch die Charaktere darin nicht genug unterschieden, welche

ſich faſt durchgängig auf einerley Art ausdrükken. Kurz, Thomſon war ein geborner maleriſcher Dichter, welcher die Bühne nur aus einem Bewegungsgrunde beſtieg, der allzubekannt iſt, und dem man allzuſchwerlich widerſteht. Er iſt in der That der Aeltſtgeborne des Spencer, und er hat es ſelbſt oft bekannt, daß er das Beſte, was er gemacht habe, der Begeiſterung verdanken müſſe, in die er ſchon in ſeinen jüngſten Jahren durch die Leſung dieſes alten Dichters ſey geſetzt worden.

Im Auguſt 1748 verlor die Welt dieſe Zierde der poetiſchen Sphäre durch ein heftiges Fieber, welches ihn im 48ſten Jahre ſeines Alters dahin riß. Vor ſeinem Tode ward ihm von dem Herrn George Lyttleton die einträgliche Stelle eines Controlleurs von Amerika verſchafft, deren wirklichen Genuß er aber kaum erlebte. Hr. Thomſon ward von allen, die ihn kannten, ſehr geliebt. Er war von einer offnen und edlen Gemüthsart; hing aber dann und wann den geſellſchaftlichen Ergötzungen allzu ſehr nach: ein Fehler, von welchem ſelten ein Mann von Genie frey zu ſeyn pfleget. Sein äußerliches Anſehen war nicht ſehr einnehmend; es ward aber immer angenehmer und angenehmer, je länger man mit ihm umging. Er hatte ein dankbares Herz, welches für die geringſte erhaltene Gefälligkeit erkenntlich zu ſeyn bereit

war; er vergaß, der langen Abweſenheit, der neuen Bekanntſchaft und des Zuwachſes eigner Verdienſte ungeachtet, ſeine alten Wohlthäter niemals, welches er bey verſchiedenen Gelegenheiten gezeigt hat. Es iſt eine richtige Anmerkung, daß ein Herz, dem die Dankbarkeit mangelt, überhaupt der allergrößten Niederträchtigkeit fähig iſt; wie ihm Gegentheils, wenn dieſe großmüthige Tugend in der Seele vorwirkt, gewiß nicht die andern liebenswürdigen Eigenſchaften fehlen werden, welche eine gute Gemüthsart ausmachen. Und ſo war das Herz unſers vortrefflichen Dichters beſchaffen, deſſen Leben eben ſo untadelhaft, als lehrreich ſeine Muſe war: denn von allen engliſchen Dichtern iſt er derjenige, welcher ſich von allem, was unanſtändig war, am meiſten entfernte, welches Zeugniß ihm unter andern auch Herr Lyttleton in dem angeführten Prolog ertheilt hat.

— His chaſte Muſe employ'd her heav'ntaught lyre
None but the nobleſt paſſions to inſpire,
Not one immoral, one corrupted thought,
One line, which, dying, he could wiſh to blot.

d. i. Seine keuſche Muſe brauchte ihre

himmliſche Leyer zu nichts, als zu Einflößung der edelſten Geſinnungen. Kein einziger unſittlicher, verderbter Gedanke, keine einzige Linie, die er ſterbend ausſtreichen zu können, hätte wünſchen dürfen.

III.

Ueber

das Trauerſpiel Virginia

des

Don Auguſtino de Montiano y Luyando.

Die Schriften der Spanier ſind diejenigen, welche unter allen ausländiſchen Schriften am wenigſten unter uns bekannt werden. Kaum, daß man einige ihrer jetztlebenden Gelehrten in Deutſchland dem Namen nach kennt, deren nähere Bekanntſchaft uns einen ganz andern Begriff von der ſpaniſchen Litteratur machen würde, als man gemeiniglich davon zu haben pflegt. Ich ſchmeichle mir, daß ſchon die gegenwärtige Nachricht ihn um ein großes erhöhen wird, und daß meine Leſer erfreut ſeyn werden, den größten tragiſchen Dichter kennen zu lernen, den jetzt Spanien aufweiſen und ihn ſeinen Nachbarn entgegen ſtellen kann. Es iſt dieſes Don Auguſtino de Montiano y Luyando,

von deſſen Lebensumſtänden ich, ohne weitere Vorrede, einige Nachricht ertheilen will, ehe ich von einem der vorzüglichſten ſeiner Werke einen umſtändlichen Auszug vorlege.

Don Auguſtino de Montiano y Luyando iſt den erſten März im Jahre 1697 geboren, und alſo jezt in einem Alter von 57 Jahren. Sein Vater und ſeine Mutter ſtammten aus adlichen Familien in Biscaya, und zwar aus den allervornehmſten dieſer Provinz. Seine Erziehung war ſeiner Geburt gemäß. Nachdem er die Humaniora wohl ſtudieret, und die gewöhnlichen Wiſſenſchaften eines jungen Menſchen von Stande begriffen hatte, that er ſich als ein geſchickter Weltweiſer und Rechtsgelehrter hervor. Er verſtehet übrigens die franzöſiſche und italiäniſche Sprache, und hat auch einige Kenntniß von der engliſchen. Er fand ſchon in ſeiner zarteſten Jugend einen beſondern Geſchmack an der Dichtkunſt und den ſchönen Wiſſenſchaften, ſo, daß er bereits in ſeinem zwey und zwanzigſten Jahre, nehmlich im Jahre 1719, eine Oper zu Madrid, ohne ſeinen Namen, unter dem Titel: die Leyer des Orpheus (*la Lira de Orfeo*) in Octav drucken ließ, welche zu verſchiednen Zeiten zu Palma oder Majorca, der Hauptſtadt dieſer Inſel, geſungen ward. Im Jahre 1724 gab er in eben derſelben Stadt eine proſaiſche und poetiſche Beſchreibung

der

der bey der Krönung Ludwigs des I. angeſtellten Feierlichkeiten, in Quart heraus. Fünf Jahr hernach entwandte man ihm ein kleines Werk in Verſen über die Entführung der Dina, der Tochter des Jacobs, da er es eben noch ausbeſſerte, und ſtellte es in eben dem 1729ſten Jahre zu Madrid in Quart ans Licht. Dieſes Gedicht iſt nachher weit vollkommner in Barcellona in Octav, doch ohne Jahrzahl und ohne Erlaubniß, ans Licht getreten. Es führet den Titel: *El robo de Dina.*

Die Verdienſte des Don Auguſtino bewogen den König Philipp den Vten, ihn im Jahre 1732 zum Secretair bey den Conferenzen der ſpaniſchen und engliſchen Commiſſare zu ernennen. Im Jahre 1738 ward er in der Kanzley der allgemeinen Staatsangelegenheiten gebraucht. Das Jahr darauf trat er in die Königl. ſpaniſche Akademie; und als einer von den Stiftern und älteſten Mitgliedern der Königl. Geſellſchaft der Geſchichte, ward er von der erſtern in eben dem Jahre, als ſie unter Königl. Schutz genommen ward, zu ihrem Direktor ernannt, welche Stelle ihm 1745 auf Zeitlebens aufgetragen ward. Im Jahre 1746 beehrte ihn Se. Majeſtät mit der Stelle eines Secretairs bey der Begnadigungs- und Gerichtskammer und dem Staate von Caſtilien. Auch war er im Jahre 1742 in die Geſellſchaften der ſchönen

Wissenschaften zu Barcellona und Sevilien aufgenommen worden.

Außer den angeführten Werken gab er auch im Jahre 1739 zu Madrid eine Vergleichung der Aufführung des Königs von Spanien mit der Aufführung des Königs von England in Quart heraus: (*El cotejo de la conducta de S. M. con la del Rey Britannico*); desgleichen in eben diesem Jahre eine Rede an die Königl. Akademie der Geschichte; und im Jahr 1740 eine Rede an den König Philipp den Vten, im Namen gedachter Akademie, über eine Anmerkung, die dieser Monarch gemacht hatte. Beyde Reden sind in Octav gedruckt, und befinden sich in dem ersten und zweyten Theile der Schriften dieser Akademie. Ferner hat man von ihm eine Rede im Namen der spanischen Akademie an den König, bey Gelegenheit der Vermählung der Infantin Donna Maria Antoinetta Ferdinanda mit dem Herzoge von Savoyen, in Quart; und eine Lobschrift auf den Doctor Don Blasio Antonio Nassarra y Ferriz, die er auf Verlangen der spanischen Akademie machte, und 1751 zu Madrid in Octav drucken ließ.

Doch das vornehmste von seinen Werken sind unstreitig zwey Tragödien, deren eine 1750, und die andre gegen das Ende des Jahres 1753 gedruckt ward. Die eine führet den Titel Vir-

ginia, und die andre heißt Athaulpho. Beyden ist eine Abhandlung von den spanischen Trägödien vorgesetzt, in welchen er besonders gegen den Hrn. du Perron de Castera beweiset, daß es seiner Nation ganz und gar nicht an regelmäßigen Trauerspielen fehle. Wir werden ein andermal dieser Abhandlung mit mehrerem gedenken, oder sie vielmehr ganz mittheilen; für jetzt aber wollen wir uns an das erste der gedachten Trauerspiele machen, und dem Leser das Urtheil überlassen, was für einen Rang unter den tragischen Dichtern er dem Verfasser einräumen will.

Vor allen Dingen muß ich noch eine kleine Erklärung vorweg schicken. Ich habe nicht so glücklich seyn können, das spanische Original der Virginia zu bekommen, und bin also genöthigt gewesen, mich der französischen Uebersetzung des Herrn Hermilly zu bedienen, die in diesem Jahre in zwey kleinen Octavbänden in Paris an das Licht getreten ist. Der eine Band enthält die erste der angeführten Abhandlungen über die spanischen Tragödien; und der andre eine abgekürzte Uebersetzung der Virginia. Beyden ist ein historisches Register der in der Abhandlung erwähnten Verfasser zur Hälfte beygefügt, welches eine Arbeit des Herrn Hermilly ist. Eben diesem habe ich auch die angeführten Lebensumstände des spanischen Dich-

ters zu danken, die ihm dieser selbst überschrieben hat. Er hat die Virginia deswegen lieber in einen Auszug bringen, als ganz und gar übersetzen wollen, weil die Franzosen keine prosaischen Trauerspiele lesen mögen. Ich kann keine ähnliche Ursache für mich geltend machen, sondern muß mich lediglich mit der Nothwendigkeit entschuldigen, meinen Lesern eine so angenehme Neuigkeit entweder gar nicht, oder durch die Vermittelung des französischen Uebersetzers mitzutheilen. Es ist kein Zweifel, daß dieses nicht noch immer besser seyn sollte, als jenes.

Die Geschichte der Virginia ist aus dem Livius und Andern zu bekannt, als daß ich mich hier mit Erzählung ihrer wahren Umstände aufhalten dürfte. Man sehe, wie sich der Dichter dieselben zu Nutze gemacht hat. — — — — — — — — — — — — *)

*) Hier folgt in der Theatralischen Bibliothek ein weitläuftiger Auszug des Trauerspiels Virginia.

IV.

Leben

des

Philipp Nericault Destouches.

Der nur vor Kurzem erfolgte Tod dieſes berühmten komiſchen Dichters hat die Vorſtellung ſeiner Vollkommenheiten bey mir ſo lebhaft gemacht, daß ich nicht umhin kann, in dieſer Bibliothek ſeiner unter allen Franzoſen am erſten zu gedenken. Für jetzt will ich nur einige hiſtoriſche Umſtände ſeines Lebens mittheilen, und die nähere Bekanntmachung ſeiner Werke, deren vornehmſte ich mit allem Fleiß zergliedern werde, auf die nächſte Fortſetzung verſparen.

Philipp Nericault Destouches, Herr von Fortoiſeau, von Vofves, von Vives Eaux, ꝛc. Gouverneur der Stadt und des Schloſſes Melun, und eins von den vierzig Gliedern der franzöſiſchen Akademie, war im Jahr 1680 geboren. In ſeinem neunzehnten Jahre kam er zu dem Marquis von Puyzieulx, damaligem Gene-

rallieutenant der französischen Armeen, und Gouverneur von Hüningen, in dessen Diensten und unter dessen Aufsicht er sich ganzer sieben Jahr zu öffentlichen Angelegenheiten geschickt machte. Dieser Herr hatte sich ehedem nicht nur im Felde einen großen Ruhm und das Vertrauen des Türenne erworben, sondern war auch königlicher Abgesandter bey den schweizerischen Cantons gewesen. Er besaß sehr besondere Verdienste, und wußte zwey ganz entgegen gesetzte Eigenschaften, die Klugheit nehmlich und das Phlegma eines Staatsmanns mit der Kühnheit und Thätigkeit eines Soldaten, zu verbinden. Der junge Destouches befand sich noch in dem Hause des Marquis, als er seine erste Komödie ans Licht stellte. Es war dieses der unverschämte Neugierige (*le Curieux impertinent*) in Versen und fünf Aufzügen. Sie hatte Beyfall gefunden, und er glaubte verbunden zu seyn, sie seinem Wohlthäter zuzueignen; ja, wenn er in dieser Zueignungsschrift nicht sowohl die Sprache der Schmeicheley als der Wahrheit geredet hat, so war er es auch in der That. Er und seine Familie hatten ihm den löblichen Ehrgeiz, sich auch in der gelehrten Republik einen Rang zu erwerben, beygebracht; unter ihm hatte er seinen Geist gebildet und sein Herz gebessert, ja von ihm hatte er sogar manche vortreffliche Einsicht in die Kunst, in

welcher er ſich zu zeigen anfing, erlangt. So viel iſt gewiß, daß unſer Dichter ſchon in ſeinem erſten Stücke eine beſondre Kenntniß der großen Welt und der Art, durch welche ſich das Lächerliche derſelben von den Lächerlichkeiten des Pöbels unterſcheidet, zeigte, und überall diejenige Anſtändigkeit auch bey Schilderung der Laſter blicken ließ, die faſt nur denen, die unter Leuten von Stande aufgewachſen ſind, natürlich zu ſeyn ſcheinet. Nachdem er das Haus des Marquis von Puyzieulx verlaſſen, ward er nach und nach in verſchiedenen Staatsunterhandlungen gebraucht, in welchen er immer glücklich war. Er unterließ dabey nicht, ein vortreffliches Stück nach dem andern dem Theater zu liefern, und widerlegte durch ſein Beyſpiel auf eine ſehr nachdrückliche Art das Vorurtheil, daß ſich ein Dichter zu weiter nichts als zum Dichten ſchicke, und beſonders die geringſten öffentlichen Angelegenheiten zu verwalten unfähig ſey. Die Belohnungen ſeiner Verdienſte blieben nicht aus. Im Jahre 1723 machte ihn die franzöſiſche Akademie zu ihrem Mitgliede, und einige Jahre darauf erhielt er das gedachte Gouvernement von Melun. Er hörte auch in ſeinem höchſten Alter nicht auf, ſich immer neue komiſche Lorbeerkränze zu flechten, und trieb dieſe ſeine gelehrte Beſchäftigung mit dem mühſamſten Fleiße. Er arbeitete unter an-

dern ganzer zehn Jahre an dramatiſchen Commentariis über alle tragiſche und komiſche, ſowohl alte als neue Dichter, ohne die ſpaniſchen, engliſchen und italiäniſchen auszunehmen. Er machte über jeden derſelben kritiſche Anmerkungen, und der erſte Theil, welcher Verſuche über den Sophokles, Euripides, Ariſtophanes, Plautus und Terenz enthält, iſt bereits vor verſchiedenen Jahren fertig geweſen. In dem andern Theile war er auch ſchon bis auf die beiden Corneilles gekommen, und fand den Jüngern, je mehr er ihn unterſuchte, beſonders in Anſehung der Erfindung und Einrichtung ſeiner Stücke, immer ſchätzbarer, als man ſich ihn gemeiniglich einbildet. Ob der Verfaſſer dieſes Werk noch vor ſeinem Tode zu Stande gebracht, und ob es das Licht ſehen werde, wird die Zeit lehren. Niemand kann über große Meiſter beſſer urtheilen, als wer ſelbſt ein großer Meiſter iſt, und zugleich die edle Beſcheidenheit beſitzt, welche den Hrn. Destouches allezeit liebenswerth gemacht hat. Er ſtarb zu Melun, den 5ten Julius dieſes Jahres.

Seine dramatiſchen Stücke ſind zu verſchiedenen malen zuſammen gedruckt worden. Die neueſte Ausgabe davon iſt ohne Zweifel die, welche ich vor mir habe, und zu Haag 1752 in vier Theilen in 12. gedruckt iſt. Der Buchhändler Benjamin Gibert hat ſie dem Hrn.

Destouches selbst zugeeignet, und bittet ihn in der Zueignung um Verzeihung, daß er ohne seine Erlaubniß alles, was er von seiner Arbeit auftreiben können, zusammen gedruckt und der Welt mitgetheilt habe. Ich glaube, eine Zueignungsschrift ist in solchen Fällen die geringste Genugthuung, die der gewinnsüchtige Buchhändler dem beschämten Verfasser kann widerfahren lassen. Doch ohne mich um die Rechtmäßigkeit dieser Ausgabe viel zu bekümmern, will ich mir vielmehr ihre Vollständigkeit zu Nutze machen, und den Inhalt daraus anzeigen.

Der erste Theil enthält sechs Stücke. Das erste ist der unverschämte Neugierige, dessen ich schon gedacht habe. Der Prolog, den ihm der Dichter vorgesetzt hat, ist erst lange nach der Zeit dazu gekommen, und ist auf die Feierlichkeit gerichtet, bey welcher er von einer Gesellschaft Freunde auf dem Lande vorgestellet ward. Das zweyte Stück ist der Undankbare (*l'Ingrat*), in Versen und fünf Aufzügen. Dieses folgte in der That gleich auf das erste, wie denn überhaupt alle folgende Stücke nach der Zeitrechnung geordnet sind. Das dritte Stück ist der Unentschlüssige (*l'Irresolu*), auch in Versen und fünf Aufzügen. Der Verfasser hat es dem Marquis von Courcillon zugeeignet, welcher zu eben der Zeit das Gouvernement von Touraine, der Provinz, in welcher unser

Destouches geboren war, erhalten hatte. Das vierte Stück ist der Verläumder (*le Médisant*), gleichfalls in Versen und fünf Aufzügen. Das fünfte Stück ist nur in einem Aufzuge, in Prosa, und heißt: Die dreyfache Heyrath (*le triple mariage*). Das sechste Stück ist auch nur in einem Aufzuge, aber in Versen, und führt den Titel: Die schöne Stolze, oder das verwöhnte Kind (*la belle orgueilleuse, ou l'Enfant gaté*).

Der zweyte Theil bestehet aus fünf Stücken. Erstlich, aus dem unvermutheten Hinderniß, oder dem Hinderniß ohne Hinderniß (*l'obstacle imprévu, ou l'obstacle sans obstacle*), einem Lustspiele in Versen und fünf Aufzügen. Dieses Stück ist dem Herzoge von Orleans, damaligem Regenten von Frankreich, zugeeignet. Zweytens, aus dem Verschwender, oder der ehrlichen Betrügerin (*le Dissipateur ou l'honnête friponne*), in Versen und fünf Aufzügen. Drittens, aus dem Ruhmredigen (*le Glorieux*), auch in Versen und fünf Aufzügen. Dieses ist ohne Zweifel dasjenige Stück, welches dem Herrn Destouches den meisten Beifall erworben hat. Er ist so bescheiden, einen großen Theil dieses Beyfalls den Schauspielern zuzuschreiben, welche sich alle mögliche Mühe gegeben hatten, ihren Rollen ein Genüge zu thun. Wie glücklich ist

der dramatiſche Dichter, der ſich eines ſolchen Schickſals rühmen kann, und dem nicht das Herz brechen darf, ſeine Arbeit durch Eigenſinn und Unwiſſenheit verhunzt zu ſehen! Der ältere Quinault hatte die Rolle des Licanders darin gemacht, und ſich als der unglückliche Vater des Grafen Tuſiere und der Liſette die Hochachtung und die Bewunderung aller Zuſchauer erworben. Der Herr Dufreſne hatte den Ruhmredigen vorgeſtellt, und ſeinen Charakter, noch ehe er ein Wort geredet, durch die bloße Art, ſich auf der Bühne zu zeigen, auszudrücken gewußt. Solche Leute können auch das ſchlechteſte Stück aufrecht erhalten; doch ſollten nur diejenigen Verfaſſer das Vorrecht haben, ſie für ihre Geburten zu finden, die auch die ſchlechteſten Schauſpieler nicht ſo vorſtellen können, daß ſie nicht noch immer Schönheiten genug behalten ſollten. — Das vierte Stück in dieſem Theile ſind die verliebten Philoſophen (*les philoſophes amoureux*), gleichfalls in Verſen und fünf Aufzügen; und das ſechſte Stück iſt der poetiſche Dorfjunker (*le poëte campagnard*). Dieſes letztere hat einen beſondern Prolog, welcher der Triumph des Herbſtes (*le Triomphe de l'Automne*) heißt.

Der dritte Theil begreift ebenfalls fünf Schauſpiele und einige Kleinigkeiten. Das erſte Stück iſt das Geſpenſt mit der Trommel (*le*

Tambour nocturne), in Prosa und fünf Aufzügen. Es ist eigentlich nicht von der Erfindung des Herrn Destouches, sondern eine Nachahmung eines englischen Stückes des Herrn Addison, welches in seiner Sprache *The Drummer* heißt, und auch in Deutschland bekannt genug ist. Unser Dichter war in England gewesen, und hatte Herrn Addison persönlich kennen lernen. Er giebt ihm das Zeugniß, daß er unter allen schönen Geistern seiner Nation die wenigste Entfernung für das französische Theater gehabt habe, und mit den regellosen Unanständigkeiten der englischen Bühne gar nicht zufrieden gewesen sey. Er hatte auch seinen *Drummer* in keiner andern Absicht geschrieben, als seinen Landsleuten zu zeigen, daß sich Regeln und Witz, Anständigkeit und Satire ganz wohl vertrügen. Gleichwohl aber behielt sein Stück noch allzuviel Englisches, als daß es ohne Veränderungen auf dem französischen Theater hätte gefallen können. Diese nun machte Herr Destouches mit aller möglichen Geschicklichkeit; und wenn er die stolze Treulosigkeit der englischen Schriftsteller, besonders Drydens, hätte nachahmen wollen: so hätte er recht wohl das ganze Schauspiel für sein eigen ausgeben, und in der Vorrede noch dazu auf den englischen Urheber schimpfen können. — — Der verheirathete Philosoph (*le Philosophe marié*)

ist das zweyte Lustspiel im dritten Theile. Es ist in Versen und fünf Aufzügen. Auch dieses fand ungemeinen Beyfall, und sein Verfasser schrieb es dem Minister und Staatssecretair Grafen von Morville zu. Das dritte Stück ist eigentlich nichts als eine dramatische Satire über die unbilligen Urtheile, welche einige neidische Kunstrichter über das vorhergehende Stück gefällt hatten. Es ist in Prosa abgefaßt, hat nur einen Aufzug, und heißt der Neidische (*l'Envieux*). Der Kürze ungeachtet, ist der Charakter darin vortrefflich ausgedrückt. — — Das vierte Stück nennt der Verfasser eine Tragikomödie. Es führt den Titel: Der Ehrgeitzige und die Unbesonnene (*l'Ambitieux et l'Indiscrète*). Er hat ihm deswegen den Namen eines bloßen Lustspiels nicht geben wollen, weil alle Personen darin von einem gewissen Range sind, und er die Scene bey Hofe hat annehmen müssen, wollte er anders seine Helden in die vortheilhaftesten Umstände für e Entwickelung ihrer Charaktere setzen. Es ist ein Prolog bey dem Ehrgeitzigen, der die innere Einrichtung des Stücks betrifft, und worin verschiedene Personen aufgeführet werden, die dafür oder dawider reden. Das fünfte Schauspiel in diesem Theile ist die abgenutzte Liebe (*l'Amour usé*), ein prosaisches Lustspiel in fünf Aufzügen. Mit diesem Stücke ging es dem

Verfaſſer ein wenig unglücklich. Feinde und unbillige Richter brachten es bey der erſten Vorſtellung um allen Beyfall. Er beklagte ſich deswegen in einem Briefe an den Grafen von L**, welcher dem Luſtſpiele vorgedruckt iſt, ſehr empfindlich darüber, und es ſchmerzte ihn, daß eine fünf und dreyßigjährige Bemühung für das Vergnügen des Publici, ihn vor dieſer Beſchimpfung nicht habe ſichern können. — — Außer dieſen fünf Stücken findet man in dem dritten Theile noch drey kleine Divertiſſements, welche aber durchaus nichts ſagen wollen, und beynahe ihres Verfaſſers unwerth wären, wenn ſie vielleicht nicht in dem Cirkel der Freunde, in welchem ſie geſpielt worden, gewiſſe geſellſchaftliche Vollkommenheiten gehabt hätten, die für fremde Leſer durchaus unmerklich ſind.

Der vierte Theil enthält nur drey ganze Stücke. Das erſte iſt der Sonderling (*l'Homme ſingulier*), ein Luſtſpiel in Verſen und fünf Aufzügen. Es iſt eher gedruckt als aufgeführt worden. Der Verfaſſer bezeigt eine beſondre Liebe für daſſelbe, und ſchmeichelt ſich ſelbſt, daß man nicht allein das hohe Komiſche und die lebhafte und männliche Moral, welche ſeinen übrigen Stücken ſo vielen Beyfall erworben, ſondern auch einen ziemlich neuen und ſehr lehrreichen Charakter darin antreffen werde. Das zweyte Stück iſt die Stärke des Naturells

(*la force du naturel*) ebenfalls in Verſen und fünf Aufzügen. Man iſt mit dem Inhalte dieſes Luſtſpiels nicht zufrieden geweſen, und kann es auch gewiſſermaßen nicht wohl ſeyn, wie wir ein andermal zeigen wollen. Es iſt gleich das Gegenſpiel von der Nanine des Hrn. von Voltaire, welcher wenigſtens in dieſem Stücke ein beſſerer Kenner der Natur, als der alte Destouches geweſen iſt. Das dritte Stück endlich heißt: *le jeune homme à le preuve*, der junge Menſch, der die Probe aushält; es iſt in Proſa und in fünf Aufzügen. Wenn auch dieſes gleich die Frucht des Alters iſt, ſo iſt es doch die Frucht des Alters eines Destouches, und würde der Blüthe eines andern Schriftſtellers Ehre machen. Der übrige Inhalt des vierten Theils beſtehet aus den erſten Auftritten verſchiedener Luſtſpiele, die der Verfaſſer ohne Zweifel noch hat ausarbeiten wollen, ob er ſie gleich für nichts, als für bloße Entwürfe ausgiebt, die er für einen jungen Chevalier von B., der ſich in der komiſchen Dichtkunſt üben wollen, gemacht habe. Die vornehmſten davon ſind Anfangsſcenen zu einem Luſtſpiele, welches der liebenswürdige Alte heißen ſollen; desgleichen zu einem über den Charakter des Rachſüchtigen. Auch iſt der Anfang zu einem Luſtſpiele Protheus da, worin der Dichter einen Betrüger aufführen

wollen, der jeden Charakter anzunehmen fähig iſt. Wird wohl jemand ſo kühn ſeyn, und dasjenige auszuführen wagen, was ein ſolcher Dichter entworfen hat? — — Noch findet man in dieſem vierten Theile eine Sammlung von hundert und drey und ſiebzig Sinnſchriften, und ein poetiſches Schreiben an den König, über ſeine Geneſung. Nur die Lieder des Herrn Destouches, deren er verſchiedene und gewiß ſehr artige gemacht hat, vermiſſe ich in dieſer ganzen Sammlung ſeiner Werke.

V.

Ueber

das Luſtſpiel die Juden.

Unter den Beyfall, welchen die zwey Luſtſpiele in dem vierten Theile meiner Schriften *) gefunden haben, rechne ich mit Recht die Anmerkungen, deren man das eine, die Juden, werth geſchätzt hat. Ich bitte ſehr, daß man es keiner Unleidlichkeit des Tadels zuſchreibe, wenn ich mich eben jetzt gefaßt mache, etwas darauf zu antworten. Daß ich ſie nicht mit Stillſchweigen übergehe, iſt vielmehr ein Zeichen, daß ſie mir nicht zuwider geweſen ſind, daß ich ſie überlegt habe, und daß ich nichts mehr wünſche, als billige Urtheile der Kunſtrichter zu erfahren, die ich auch alsdann, wenn ſie mich unglücklicher Weiſe nicht überzeugen ſollten, mit Dank erkennen werde.

*) Der erſten Ausgabe von 1753—1755.

Es ſind dieſe Anmerkungen in dem 70ſten Stücke der Göttingiſchen Anzeigen von gelehrten Sachen, dieſes Jahres gemacht worden, und in den Jenaiſchen gelehrten Zeitungen hat man ihnen beygepflichtet. Ich muß ſie nothwendig herſetzen, wenn ich denjenigen von meinen Leſern, welchen ſie nicht zu Geſichte gekommen ſind, nicht undeutlich ſeyn will. „Der Endzweck dieſes „Luſtſpiels," hat mein Herr Gegner die Gütigkeit zu ſagen, „iſt eine ſehr ernſthafte Sittenlehre: nehmlich die Thorheit und Unbilligkeit „des Haſſes und der Verachtung zu zeigen, womit wir den Juden meiſtentheils begegnen. „Man kann daher dieſes Luſtſpiel nicht leſen, „ohne daß einem die mit gleichem Endzweck „gedichtete Erzählung von einem ehrlichen Juden, die in Herrn Gellerts ſchwediſcher Gräfin ſtehet, beyfallen muß. Bey Leſung beyder „aber iſt uns ſtets das Vergnügen, ſo wir „reichlich empfunden haben, durch etwas unterbrochen worden, das wir entweder zu Hebung des Zweifels, oder zu künftiger Verbeſſerung der Erdichtungen dieſer Art bekannt „machen wollen. Der unbekannte Reiſende iſt „in allen Stücken ſo vollkommen gut, ſo edelmüthig, ſo beſorgt, ob er auch etwa ſeinem „Nächſten Unrecht thun und ihn durch ungegründeten Verdacht beleidigen möchte, gebildet, daß es zwar nicht unmöglich, aber doch

„allzu unwahrſcheinlich iſt, daß unter einem „Volke von den Grundſätzen, Lebensart und „Erziehung, das wirklich die üble Begegnung „der Chriſten auch zu ſehr mit Feindſchaft, oder „wenigſtens mit Kaltſinnigkeit gegen die Chri„ſten erfüllen muß, ein ſolches edles Gemüth „ſich gleichſam ſelbſt bilden könne. Dieſe Un„wahrſcheinlichkeit ſtört unſer Vergnügen deſto „mehr, je mehr wir dem edeln und ſchönen „Bilde Wahrheit und Daſeyn wünſchten. Aber „auch die mittelmäßige Tugend und Redlichkeit „findet ſich unter dieſem Volke ſo ſelten, daß „die wenigen Beiſpiele davon den Haß gegen „daſſelbe nicht ſo ſehr mindern, als man wün„ſchen möchte. Bey den Grundſätzen der Sitten„lehre, welche zum wenigſten der größte Theil „derſelben angenommen hat, iſt auch eine all„gemeine Redlichkeit kaum möglich, ſonderlich „da faſt das ganze Volk von der Handlung le„ben muß, die mehr Gelegenheit und Verſu„chung zum Betruge giebt, als andre Lebens„arten."

Man ſieht leicht, daß es bey dieſen Erinnerungen auf zwey Puncte ankömmt. Erſtlich darauf, ob ein rechtſchaffner und edler Jude an und für ſich ſelbſt etwas Unwahrſcheinliches ſey; zweytens, ob die Annehmung eines ſolchen Juden in meinem Luſtſpiele unwahrſcheinlich ſey. Es iſt offenbar, daß der eine Punct den andern

hier nicht nach ſich zieht; und es iſt eben ſo offenbar, daß ich mich eigentlich nur des leztern wegen in Sicherheit ſetzen dürfte, wenn ich die Menſchenliebe nicht meiner Ehre vorzöge, und nicht lieber eben bey dieſem, als bey dem erſtern verlieren wollte. Gleichwohl aber muß ich mich über den leztern zuerſt erklären.

Habe ich in meinem Luſtſpiele einen rechtſchaffnen und edeln Juden wider die Wahrſcheinlichkeit angenommen? — — Noch muß ich dieſes nur bloß nach den eignen Begriffen meines Gegners unterſuchen. Er giebt zur Urſache der Unwahrſcheinlichkeit eines ſolchen Juden die Verachtung und Unterdrückung, in welcher dieſes Volk ſeufzet, und die Nothwendigkeit an, in welcher es ſich befindet, bloß und allein von der Handlung zu leben. Es ſey; folgt aber alſo nicht nothwendig, daß die Unwahrſcheinlichkeit wegfalle, ſobald dieſe Umſtände ſie zu verurſachen aufhören? Wann hören ſie aber auf, dieſes zu thun? Ohne Zweifel alsdann, wenn ſie von andern Umſtänden vernichtet werden; das iſt, wenn ſich ein Jude im Stande befindet, die Verachtung und Unterdrückung der Chriſten weniger zu fühlen, und ſich nicht gezwungen ſieht, durch die Vortheile eines kleinen nichtswürdigen Handels ein elendes Leben zu unterhalten. Was aber wird mehr hierzu erfordert, als Reichthum? Doch ja, auch die richtige Anwendung dieſes

Reichthums wird dazu erfordert. Man sehe nunmehr, ob ich nicht beydes bey dem Charakter meines Juden angebracht habe. Er ist reich; er sagt es selbst von sich, daß ihm der Gott seiner Väter mehr gegeben habe, als er brauche; ich lasse ihn auf Reisen seyn; ja, ich setze ihn sogar aus derjenigen Unwissenheit, in welcher man ihn vermuthen könnte; er lieset, und ist auch nicht einmal auf der Reise ohne Bücher. Man sage mir, ist es also nun noch wahr, daß sich mein Jude hätte selbst bilden müssen? Besteht man aber darauf, daß Reichthum, bessere Erfahrung, und ein aufgeklärterer Verstand nur bey einem Juden keine Wirkung haben könnten: so muß ich sagen, daß dieses eben das Vorurtheil ist, welches ich durch mein Lustspiel zu schwächen gesucht habe; ein Vorurtheil, das nur aus Stolz oder Haß fließen kann, und die Juden nicht bloß zu rohen Menschen macht, sondern sie in der That weit unter die Menschheit setzt. Ist dieses Vorurtheil bey meinen Glaubensgenossen unüberwindlich, so darf ich mir nicht schmeicheln, daß man mein Stück jemals mit Vergnügen sehen werde. Will ich sie denn aber bereden, einen jeden Juden für rechtschaffen und großmüthig zu halten, oder auch nur die meisten dafür gelten zu lassen? Ich sage es gerade heraus: noch alsdann, wenn

mein Reiſender ein Chriſt wäre, würde ſein Charakter ſehr ſelten ſeyn, und wenn das Seltene bloß das Unwahrſcheinliche ausmacht, auch ſehr unwahrſcheinlich. — —

Ich bin ſchon allmählich auf den erſten Punct gekommen. Iſt denn ein Jude, wie ich ihn angenommen habe, für ſich ſelbſt unwahrſcheinlich? Und warum iſt er es? Man wird ſich wieder auf die obigen Urſachen berufen. Allein, können denn dieſe nicht wirklich im gemeinen Leben eben ſowohl wegfallen, als ſie in meinem Spiele wegfallen? Freylich muß man, dieſes zu glauben, die Juden näher kennen, als aus dem liederlichen Geſindel, welches auf den Jahrmärkten herumſchweift. — — Doch ich will lieber hier einen Andern reden laſſen, dem dieſer Umſtand näher an das Herz gehen muß: einen aus dieſer Nation ſelbſt. Ich kenne ihn zu wohl, als daß ich ihm hier das Zeugniß eines eben ſo witzigen, als gelehrten und rechtſchaffenen Mannes verſagen könnte. Folgenden Brief hat er bey Gelegenheit der Göttingiſchen Erinnerung, an einen Freund in ſeinem Volke, der ihm an guten Eigenſchaften völlig gleich iſt, geſchrieben. Ich ſehe es voraus, daß man es ſchwerlich glauben, ſondern vielmehr dieſen Brief für eine Erdichtung von mir halten wird; allein ich erbiete mich, denjenigen, dem daran gelegen iſt,

unwiderſprechlich von der Authenticität deſſelben zu überzeugen. Hier iſt er *).

Mein Herr,

„Ich überſchicke Ihnen hier das 70ſte Stück „der Göttingiſchen gelehrten Anzeigen. Leſen „Sie den Artikel von Berlin. Die Herren An„zeiger recenſiren den vierten Theil der Leſſin„giſchen Schriften, die wir ſo oft mit Vergnü„gen geleſen haben. Was glauben Sie wohl, „daß ſie an dem Luſtſpiele, die Juden, aus„ſetzen? Den Hauptcharakter, welcher, wie ſie „ſich ausdrücken, viel zu edel und viel zu groß„müthig iſt. Das Vergnügen, ſagen ſie, das „wir über die Schönheit eines ſolchen Charak„ters empfinden, wird durch deſſen Unwahr„ſcheinlichkeit unterbrochen, und endlich bleibt „in unſrer Seele nichts, als der bloße Wunſch „für ſein Daſeyn übrig. Dieſe Gedanken mach„ten mich ſchamroth. Ich bin nicht im Stande, „alles auszudrücken, was ſie mich haben em-

*) Michaelis war der Göttingiſche Recenſent. Der Brief iſt von Moſes Mendelsſohn, und an den Doctor Gumperz, einen Arzt in Berlin, der aber nicht praktiſirte, ſondern von ſeinen Mitteln lebte, und ſich eigentlich mit Mathematik beſchäftigte. Gumperz war um die damalige Zeit Secretair bey Maupertuis. A. d. H.

„pfinden laſſen. Welche Erniedrigung für un„ſere bedrängte Nation! Welche übertriebene „Verachtung! Das gemeine Volk der Chriſten „hat uns von jeher als den Auswurf der Na„tur, als Geſchwüre der menſchlichen Geſell„ſchaft angeſehen. Allein von gelehrten Leuten „erwartete ich jederzeit eine billigere Beurthei„lung; von dieſen vermuthete ich die uneinge„ſchränkte Billigkeit, deren Mangel uns insge„mein vorgeworfen zu werden pflegt. Wie „ſehr habe ich mich geirrt, als ich einem jeden „Chriſtlichen Schriftſteller ſo viel Aufrichtigkeit „zutrauete, als er von andern fordert!

„In Wahrheit! mit welcher Stirne kann „ein Menſch, der noch ein Gefühl der Redlich„keit in ſich hat, einer ganzen Nation die Wahr„ſcheinlichkeit abſprechen, einen einzigen ehrli„chen Mann aufweiſen zu können? Einer Na„tion, aus welcher, wie ſich der Verfaſſer „der Juden ausdrückt, alle Propheten und die „größeſten Könige aufſtanden? Iſt ſein grau„ſamer Richterſpruch gegründet? Welche Schan„de für das menſchliche Geſchlecht! Ungegrün„det? Welche Schande für ihn!

„Iſt es nicht genug, daß wir den bitterſten „Haß der Chriſten auf ſo manche grauſame Art „empfinden müſſen; ſollen auch dieſe Ungerech„tigkeiten wider uns durch Verläumdungen ge„rechtfertiget werden?

„Man fahre fort, uns zu unterdrücken, man „laſſe uns beſtändig mitten unter freyen und „glückſeligen Bürgern eingeſchränkt leben, ja „man ſetze uns ferner dem Spotte und der Ver„achtung aller Welt aus; nur die Tugend, den „einzigen Troſt bedrängter Seelen, die einzige „Zuflucht der Verlaſſenen, ſuche man uns nicht „gänzlich abzuſprechen.

„Jedoch man ſpreche ſie uns ab; was ge„winnen die Herren Recenſenten dabey? Ihre „Kritik bleibet dennoch unverantwortlich. Ei„gentlich ſoll der Charakter des reiſenden Ju„den (ich ſchäme mich, wenn ich ihn von die„ſer Seite betrachte) das Wunderbare, das Un„erwartete in der Komödie ſeyn. Soll nun „der Charakter eines hochmüthigen Bürgers, „der ſich zum türkiſchen Fürſten machen läßt, „ſo unwahrſcheinlich nicht ſeyn, als eines Ju„den, der großmüthig iſt? Laßt einen Menſchen, „dem von der Verachtung der jüdiſchen Na„tion nichts bekannt iſt, der Aufführung dieſes „Stückes beywohnen; er wird gewiß, während „des ganzen Stückes vor Langerweile gähnen, „ob es gleich für uns ſehr viele Schönheiten „hat. Der Anfang wird ihn auf die traurige „Betrachtung leiten, wie weit der Nationalhaß „getrieben werden könne, und über das Ende „wird er lachen müſſen. Die guten Leute, wird „er bey ſich denken, haben doch endlich die

„große Entdeckung gemacht, daß Juden auch „Menſchen ſind. So menſchlich denkt ein Ge„müth, das von Vorurtheilen gereinigt iſt.

„Nicht, daß ich durch dieſe Betrachtung dem „Leſſingiſchen Schauſpiele ſeinen Werth entzie„hen wollte; keinesweges: Man weiß, daß ſich „der Dichter überhaupt, und insbeſonder wenn „er für die Schaubühne arbeitet, nur nach der „unter dem Volke herrſchenden Meynung zu rich„ten hat. Nach dieſer aber muß der unvermu„thete Charakter des Juden eine ſehr rührende „Wirkung auf die Zuſchauer thun. Und in ſo „weit iſt ihm die ganze jüdiſche Nation viele Ver„bindlichkeit ſchuldig, daß er ſich Mühe giebt, „die Welt von einer Wahrheit zu überzeugen, „die für ſie von großer Wichtigkeit ſeyn muß.

„Sollte dieſe Recenſion, dieſe grauſame See„lenverdammung, nicht aus der Feder eines „Theologen gefloſſen ſeyn? Dieſe Leute denken „der Chriſtlichen Religion einen großen Vor„ſchub zu thun, wenn ſie alle Menſchen, die „keine Chriſten ſind, für Meuchelmörder und „Straßenräuber erklären. Ich bin weit ent„fernt, von der Chriſtlichen Religion ſo ſchimpf„lich zu denken; das wäre unſtreitig der ſtärkſte „Beweis wider ihre Wahrhaftigkeit, wenn man „ſie feſtzuſtellen alle Menſchlichkeit aus den Au„gen ſetzen müßte.

„Was können uns unſere ſtrengen Beur-

„theiler, die nicht ſelten ihre Urtheile mit Blute „verſiegeln, Erhebliches vorrücken? Laufen nicht „alle ihre Vorwürfe auf den unerſättlichen „Geitz hinaus, den ſie vielleicht durch ihre ei„gene Schuld, bey dem gemeinen jüdiſchen Hau„fen zu finden, frohlocken? Man gebe ihnen „dieſen zu; wird es denn deswegen aufhören, „wahrſcheinlich zu ſeyn, daß ein Jude einem „Chriſten, der in räuberiſche Hände gefallen iſt, „das Leben gerettet haben ſollte? Oder wenn „er es gethan, muß er ſich nothwendig das „edle Vergnügen, ſeine Pflicht in einer ſo wich„tigen Sache beobachtet zu haben, mit nieder„trächtigen Belohnungen verſalzen laſſen? Ge„wiß nicht! Zumal wenn er in ſolchen Um„ſtänden iſt, in welche der Jude im Schau„ſpiele geſetzt worden.

„Wie aber, ſoll dieſes unglaublich ſeyn, daß „unter einem Volke von ſolchen Grundſätzen „und Erziehung, ein ſo edles und erhabenes „Gemüth ſich gleichſam ſelbſt bilden ſollte? „Welche Beleidigung! ſo iſt alle unſere Sitt„lichkeit dahin! ſo regt ſich in uns kein Trieb „mehr für die Tugend! ſo iſt die Natur ſtief„mütterlich gegen uns geweſen, als ſie die „edelſte Gabe unter den Menſchen ausgetheilt, „die natürliche Liebe zum Guten! Wie weit „biſt du, gütiger Vater, über ſolche Grauſam„keit erhaben!

„Wer Sie näher kennt, theuerſter Freund, „und Ihre Talente zu ſchätzen weiß, dem kann „es gewiß an keinem Exempel fehlen, wie leicht „ſich glückliche Geiſter, ohne Vorbild und Er„ziehung empor ſchwingen, ihre unſchätzbaren „Gaben ausarbeiten, Geiſt und Herz beſſern, „und ſich in den Rang der größten Männer er„heben können. Ich gebe einem jeden zu be„denken, ob Sie, großmüthiger Freund, nicht „die Rolle des Juden im Schauſpiel übernom„men hätten, wenn Sie auf Ihrer gelehrten „Reiſe in ſeine Umſtände geſetzt worden wären. „Ja ich würde unſere Nation erniedrigen, „wenn ich fortfahren wollte, einzelne Exempel „von edlen Gemüthern anzuführen. Nur das „Ihrige konnte ich nicht übergehen, weil es ſo „ſehr in die Augen leuchtet, und weil ich es „allzuoft bewundere.

„Ueberhaupt ſind gewiſſe menſchliche Tugen„den den Juden gemeiner, als den meiſten „Chriſten. Man bedenke den gewaltigen Ab„ſcheu, den ſie vor einer Mordthat haben. Kein „einziges Exempel wird man anführen können, „daß ein Jude (ich nehme die Diebe von Pro„feſſion aus) einen Menſchen ermordet haben „ſollte. Wie leicht wird es aber nicht manchem „ſonſt redlichen Chriſten, ſeinem Nebenmen„ſchen für ein bloßes Schimpfwort das Leben „zu rauben? Man ſagt, es ſey Niederträchtig-

„keit bey den Juden. Wohl! wenn Nieder„trächtigkeit Menschenblut verschont; so ist Nie„derträchtigkeit eine Tugend.

„Wie mitleidig sind sie nicht gegen alle Men„schen, wie milde gegen die Armen beyder Na„tionen! Und wie hart verdient das Verfah„ren der meisten Christen gegen ihre Armen „genannt zu werden! Es ist wahr, sie treiben „diese beyden Tugenden fast zu weit. Ihr Mit„leiden ist allzu empfindlich, und hindert bey„nahe die Gerechtigkeit, und ihre Mildigkeit ist „beinahe Verschwendung. Allein, wenn doch „alle, die ausschweifen, auf der guten Seite „ausschweiften!

„Ich könnte noch vieles von ihrem Fleiße, „von ihrer bewundernswürdigen Mäßigkeit, von „ihrer Heiligkeit in den Ehen hinzusetzen. Doch „schon ihre gesellschaftlichen Tugenden sind hin„reichend genug, die Göttingischen Anzeigen zu „widerlegen; und ich bedaure den, der eine so „allgemeine Verurtheilung ohne Schauern lesen „kann. Ich bin ꝛc."

Ich habe auch die Antwort auf diesen Brief vor mir. Allein ich mache mir ein Bedenken, sie hier drucken zu lassen. Sie ist mit zu viel Hitze geschrieben, und die Retorsionen sind gegen die Christen ein wenig zu lebhaft gebraucht. Man kann es mir aber gewiß glauben, daß beyde Correspondenten, auch ohne Reichthum,

Tugend und Gelehrſamkeit zu erlangen gewußt haben, und ich bin überzeugt, daß ſie unter ihrem Volke mehr Nachfolger haben würden, wenn ihnen die Chriſten nur vergönnten, das Haupt ein wenig mehr zu erheben. — —

Der übrige Theil der Göttingiſchen Erinnerungen, worin man mich zu einem andern ähnlichen Luſtſpiele aufmuntert, iſt zu ſchmeichelhaft für mich, als daß ich ihn ohne Eitelkeit wiederholen könnte. Es iſt gewiß, daß ſich nach dem daſelbſt angegebenen Plane ein ſehr einnehmendes Stück machen ließe. Nur muß ich erinnern, daß die Juden alsdann bloß als ein unterdrücktes Volk und nicht als Juden betrachtet werden, und die Abſichten, die ich bey Verfertigung meines Stücks gehabt habe, größten Theils wegfallen würden.

VI.

Von den lateiniſchen Trauerſpielen, welche unter dem Namen des Seneca bekannt ſind.

Die einzigen Ueberreſte, woraus man die tragiſche Bühne der Römer einigermaßen beurtheilen kann, ſind diejenigen zehn Trauerſpiele, welche unter dem Namen des Seneca geleſen werden.

Da ich jetzt vorhabe, ſie meinen Leſern bekannter zu machen, ſo ſollte ich vielleicht verſchiedene hiſtoriſchkritiſche Anmerkungen und Nachrichten voraus ſchicken, die ihnen die Meinungen der Gelehrten von den wahren Verfaſſern dieſer Trauerſpiele, von ihrem Alter, von ihrem innern Werthe ꝛc. erklärten. Doch weil ſich hiervon ſchwerlich urtheilen läßt, wenn man die Stücke nicht ſchon ſelbſt geleſen hat, ſo will ich in dieſer meiner Abhandlung eben der Ordnung folgen, die jeder wahrſcheinlicher Weiſe beobachten würde, der ſich ſelbſt von dieſen Dingen unterrichten wollte. Ich will alle zehn Trauer-

spiele nach der Reihe durchgehn, und Auszüge davon mittheilen, in welchen man die Einrichtung und die vornehmsten Schönheiten derselben erkennen kann. Ich schmeichle mir, daß diese Auszüge desto angenehmer seyn werden, je größer die Schwierigkeiten sind, mit welchen die Lesung der Stücke selbst verbunden ist.

Es sind, wie schon gesagt, deren zehne, welche folgende Ueberschriften führen: I. der rasende Herkules. II. Thyest. III. Thebais. IV. Hippolytus. V. Oedipus. VI. Troas. VII. Medea. VIII. Agamemnon. IX. Herkules auf Oeta. X. Octavia. Ich will mich sogleich zu dem ersten Stücke wenden.

I.

Der rasende Herkules.

Inhalt.

Herkules hatte sich mit der Megara, der Tochter des Creons, Königs von Theben, vermählt. Seine Thaten und besonders seine Reise in die Hölle nöthigten ihn, lange Zeit von seinem Reiche und seiner Familie abwesend zu seyn. Während seiner Abwesenheit empörte sich ein gewisser Lycus, ließ den Creon mit seinen Söhnen ermorden, und bemächtigte sich des thebanischen Scepters. Um seinen Thron zu befestigen, hielt er es für gut, sich mit

mit der zurückgelaſſenen Gemahlin des Herkules zu verbinden. Doch indem er am heftigſten darauf dringt, kömmt Herkules aus der Hölle zurück, und tödtet den tyranniſchen Lycus mit allen ſeinen Anhängern. Juno, die unverſöhnliche Feindin des Herkules, wird durch das beſtändige Glück dieſes Helden erbittert, und ſtürzt ihn durch Hülfe der Furien in eine ſchreckliche Raſerey, deren traurige Folgen der eigentliche Stoff dieſes Trauerſpiels ſind. Auſſer dem Chore kommen nicht mehr als ſechs Perſonen darin vor: Juno, Megara, Lycus, Amphitryo, Herkules, Theſeus.

Auszug.

Juno eröffnet die Scene. Herkules iſt in den zwey erſten Acten zwar noch nicht gegenwärtig. Als Juno aber weiß ſie doch ſchon, daß er gewiß erſcheinen werde, und ſchon bereits ſiegend die Hölle verlaſſen habe. Man muß ſich erinnern, daß Herkules ein Sohn des Jupiters war, den er mit der Alkmene erzeugt hatte. Sie tobt alſo in dieſem erſten Auftritte wider die Untreue ihres Gemahls überhaupt, und wider dieſe Frucht derſelben insbeſondere. Endlich faßt ſie wider den Herkules den allergrauſamſten Anſchlag. —— Wir wollen ſehen, wie dieſes der Dichter ungefähr ausgeführt hat.

Sie ſagt gleich Anfangs, daß ſie, die Schweſter des Donnergottes —— denn nur dieſer Name

bleibe ihr noch übrig — — die ätheriſchen Wohnungen, und den von ihr immer abgeneigten Jupiter verlaſſen habe. „Ich muß auf der Erde „wandeln, um den Kebsweibern Platz zu machen. „Dieſe haben den Himmel beſetzt! Dort glänzt „von dem erhabenſten Theile des eisreichen Pols „Calliſto in der Bärin, und regieret argoliſche Flotten. Da, wo in verlängerten Tagen „der laue Frühling herabfließt, ſchimmert der „ſchwimmende Träger Europens. Hier bilden „des Atlas ſchweifende Töchter das den Schiffern „und der See furchtbare Geſtirn; dort ſchreckt „mit drohendem Schwert Orion die Götter. „Hier hat der goldne Perſeus ſeine Sterne; „dort Caſtor und Pollux ꝛc. Und damit ja „kein Theil des Himmels unentehrt bleibe, ſo „muß er auch noch den Kranz des Cnoſſiſchen „Mädchens tragen. Doch was klage ich über „alte Beleidigungen? Wie oft haben mich nicht „des einzigen gräßlichen Thebens ruchloſe Dirnen zur Stiefmutter gemacht! Erſteige nur „den Himmel, Alkmene; bemächtige dich nur „ſiegend meines Sitzes; und du, ihr Sohn, um „deſſen Geburt die Welt einen Tag einbüßte „und der langſame Phöbus ſpäter aus dem Eoiſchen Meere aufſtieg, nimm die verſprochnen „Geſtirne nur ein! Ich will meinen Haß nicht „fahren laſſen; mein raſender Schmerz, mein „tobender Zorn ſoll mich zu ewigen Kriegen

„reitzen. — — Aber, zu was für Kriegen? Was „die feindselige Erde nur scheußliches hervor„bringt; was Meer und Luft nur schreckliches, „gräßliches, wildes und ungeheures tragen: al„les das ist von ihm gebändigt und besiegt. „Das Ungemach stärkt ihn; er nützet meinen „Zorn; er verkehrt meinen Haß in sein Lob, „und je härtere Dinge ich ihm auflege, je mehr „beweiset er seinen Vater!" — — Die Göttin berührt hierauf die Thaten des Herkules näher, der als ein Gott schon in der ganzen Welt verehrt werde, und der ihre Befehle leichter vollziehe, als sie dieselben erdenke. Die Erde sey ihm nicht weit genug gewesen; er habe die Pforten der Hölle erbrochen, den Weg aus dem Reiche der Schatten zurück gefunden, und schleppe, über sie triumphirend, mit stolzer Faust den Höllenhund durch die Städte Griechenlands zur Schau. „Der Tag," fährt sie fort, „erblaßte, „die Sonne zitterte, als sie den Cerberus er„blickte; mich selbst überfiel ein Schauer, da ich „das überwältigte dreyköpfige Ungeheuer sahe, „und ich erschrak über meinen Befehl." — — Sie fürchtet, Herkules werde sich auch des obern Reichs bemächtigen, da er das unterirdische überwunden habe; er werde seinem Vater das Scepter entreißen, und nicht, wie Bacchus, auf langsamen Wegen sich zu den Sternen erheben; er werde auf den Trümmern der Welt

ſie erſteigen und über den öden Himmel gebieten wollen. — „Wüthe nur alſo fort, mein „Zorn; wüthe fort! Unterdrücke ihn mit ſeinem „großen Anſchlage; falle ihn an, Juno, zerfleiſche ihn mit deinen eignen Händen. Warum überträgſt du Andern deinen Haß? — — „Welche Feinde kannſt du ihm erwecken, die er „nicht überwunden habe? Du ſuchſt einen, der „ihm gewachſen ſey? Nur er ſelbſt iſt ſich gewachſen. So bekriege er ſich denn alſo ſelbſt! „Herbey ihr Eumeniden! Herbey aus dem tiefſten Abgrunde des Tartarus! Schüttelt das „flammende Haar; ſchlagt ihm mit wüthenden „Händen vergiftete Wunden! — — Nun, Stolzer, kannſt du nach den himmliſchen Wohnungen trachten! — — Umſonſt glaubſt du dem „Styx entflohen zu ſeyn! Hier will ich dir die „wahre Hölle zeigen! Schon rufe ich die Zwietracht aus ihrer finſtern Höhle, noch jenſeits „des Reiches der Verdammten, hervor! Was „du noch Schreckliches da gelaſſen haſt, ſoll erſcheinen. Das lichtſcheue Verbrechen, die wilde „Ruchloſigkeit, die ihr eigen Blut leckt, und „die irre ſtets wider ſich ſelbſt bewaffnete Raſerey; dieſe, dieſe ſollen erſcheinen und Rächer „meines Schmerzes ſeyn! Fanget denn alſo an, „ihr Dienerinnen des Pluto! Schwinget die „lodernden Fackeln! Strafet des Styx kühnen Verächter! Erſchüttert ſeine Bruſt, und

„laßt sie ein heftiger Feuer durchrasen, als in „den Höhlen des Aetna tobet! — — Ach, daß „Herkules rasen möge, muß ich vorher erst selbst „rasen. Und warum rase ich nicht schon?" — — Auf diese Art beschließt Juno, daß ihr Feind immerhin aus der Hölle unverletzt und mit unverringerten Kräften zurückkommen möge; sie wolle ihn seine Kinder gesund wieder finden lassen, aber in einer plötzlichen Unsinnigkeit solle er ihr Mörder werden. „Ich will ihn selbst „die Pfeile von der gewissen Senne schnellen „helfen; ich will selbst die Waffen des Rasen„den lenken, und endlich einmal selbst dem käm„pfenden Herkules beystehen. Mag ihn doch „nach dieser That sein Vater in den Himmel „aufnehmen." — Mit diesem Vorsatze begiebt sich Juno fort, weil sie den Tag anbrechen sieht.

Diesen Anbruch des Tages beschreibt der darauf folgende Chor. Er beschreibt ihn nach den Veränderungen, die an dem Himmel vorgehn, und nach den verschiedenen Beschäftigungen der Menschen, welche nun wieder ihren Anfang nehmen. „Wie wenige, „fügt er hinzu," beglückt die sichere Ruhe! Wie wenige sind der „Flüchtigkeit des Lebens eingedenk, und nützen „die nie wieder zurückkehrende Zeit. Lebt, weil „es noch das Schicksal erlaubt, vergnügt! Das „rollende Jahr eilt mit schnellen Tagen dahin, „und die unerbittlichen Schwestern spinnen fort,

„ohne den Faden wieder aufzuwinden.“ — — Er tadelt hierauf diejenigen, welche gleichwohl freywillig ihrem Schickſale entgegen eilen, und wie Herkules das trübe Reich der Schatten nicht bald genug erblicken können. Er verlangt die Ehre, die dieſe treibt, nicht, ſondern wünſcht ſich in einer verborgnen Hütte ruhig zu leben, wo das Glück auf einem zwar niedrigen aber ſichern Orte feſt ſtehe, wenn die kühne Tugend hoch herab ſtürzet. — — Hier ſieht er die traurige Megara, mit zerſtreuten Haaren näher kommen, welche der alte Amphitryo, der Halbvater des Herkules, langſam nachfolgt. Er macht ihnen alſo Platz, und Megara eröffnet den

Zweyten Aufzug.

Sie bittet den Jupiter, ihren und ihres Gemahls Mühſeligkeiten endlich einmal ein Ende zu machen. Sie klagt, daß noch nie ein Tag ſie mit Ruhe beglückt habe; daß immer das Ende des einen Uebels der Uebergang zu dem andern ſey; daß dem Herkules nicht ein Augenblick Ruhe gelaſſen werde; daß ihn Juno ſeit der zarteſten Kindheit verfolge, und ihn Ungeheuer zu überwinden genöthigt habe, noch ehe er fähig geweſen ſey, ſie zu kennen. Sie fängt hierauf von den zwey Schlangen an, die er ſchon in der Wiege, ſo feſt ſie ihn auch umſchlungen hatten, mit lächelndem Blick zer-

quetſchte, und berührt alle ſeine übrigen Thaten mit kurzen maleriſchen Zügen, bis auf die ſchimpfliche Arbeit im Stall des Augias. „Aber," fährt ſie fort, „was hilft ihm alles dieſes? Er muß der Welt, die er vertheidigte, „entbehren. Und ſchon hat es die Erde empfunden, daß der Urheber ihres Friedens nicht „zugegen iſt! Das glückliche Laſter heißt Tugend; die Böſen herrſchen über die Guten; „Gewalt geht vor Recht, und die Geſetze verſtummen vor Furcht." — — Zum Beweiſe führt ſie die Grauſamkeit des Lycus an, welcher ihren Vater den Creon und ihre Brüder, deſſen Söhne, ermordet und ſich des thebaniſchen Reiches bemächtiget habe. Sie bedauert, daß dieſe berühmte Stadt, aus welcher ſo viel Götter entſproſſen, deren Mauern Amphion mit mächtigen Melodieen aufgeführt, und in welche ſelbſt der Vater der Götter ſich ſo oft herab gelaſſen habe, jetzt einem nichtswürdigen Verbannten gehorchen müſſe. „Der, welcher „zu Waſſer und Land die Laſter verfolgt, und „tyranniſche Scepter mit gerechter Fauſt zerbrochen hat, muß ſelbſt abweſend dienen, und „das Joch tragen, wovon er Andre befreyet. „Dem Herkules gehöret Theben, und Lycus hat „es inne. Doch lange wird er es nicht mehr „inne haben. Plötzlich wird der Held an das „Tageslicht wieder hervor dringen; er wird

„den Weg zurück entweder finden, oder sich „machen. — Erscheine denn, o Gemahl, und „komm als Sieger zu deinem besiegten Hause „zurück! Entreiße dich der Nacht, und wenn „alle Rückgänge verschlossen sind, so spalte die „Erde, so wie du einst das Gebirge spaltetest, „und dahin den Ossa und dorthin den Olym„pus warfst, und mitten durch den thessalischen „Strom einen neuen Weg führtest. Spalte sie; „treibe, was in ewigen Finsternissen begraben „war, zitternde Schaaren des Lichts entwöhnter „Schatten, vor dir her, und so stelle dich dei„nen Aeltern, deinen Kindern, deinem Vater„lande wieder dar! Keine andre Beute davon „bringen, als die man dir befohlen hat, ist dei„ner unwürdig!" — — Doch hier besinnt sich Megara, daß diese Reden für ihre Umstände zu großsprecherisch sind; und wendet sich lieber zu den Göttern, welchen sie Opfer und heilige Feste verspricht, wenn sie ihr den Gemahl bald wieder schenken wollen. „Hält dich aber," fügt sie hinzu, „eine höhere Macht zurück; wohl, so „folgen wir! Entweder schütze uns durch deine „Zurückkunft alle, oder ziehe uns alle nach „dir! — Ja, nachziehen wirst du uns dir; denn „uns Gebeugte vermag auch kein Gott aufzu„richten."

Hier unterbricht sie der alte Amphitryo. „Hoffe ein besseres, spricht er, und laß den Muth

„nicht sinken. Er wird gewiß auch aus dieser Müh„seligkeit, wie aus allen, größer hervorgehen!"

Megara. Was die Elenden gern wollen, das glauben sie leicht.

Amphitryo. Oder vielmehr, was sie allzusehr fürchten, dem vermeinen sie auf keine Weise entgehen zu können.

Meg. Aber jetzt, da er in die Tiefe versenkt und begraben ist, da die ganze Welt auf ihm liegt: welchen Weg kann er zu den Lebendigen zurückfinden?

Amph. Eben den, welchen er durch den brennenden Erdstrich und durch das trockne Meer stürmender Sandwogen fand ꝛc.

Meg. Nur selten verschonet das unbillige Glück die größten Tugenden. Niemand kann sich lange so häufigen Gefahren sicher bloß stellen. Wen das Verderben so oft vorbey gegangen ist, den trifft es endlich einmal.

Hier bricht Megara ab, weil sie den wüthenden Lycus mit drohendem Gesicht und mit Schritten, die seine Gemüthsart verrathen, einhertreten sieht. Er redet die ersten zwanzig Zeilen mit sich selbst, und schildert sich als einen wahren Tyrannen. Er ist stolz darauf, daß er sein Reich nicht durch Erbschaft besitze, daß er keine edeln Vorfahren, kein durch erhabne Titel berühmtes Geschlecht aufweisen könne. Er trotzt auf seine eigne Tapferkeit, und findet,

daß ſeine fernere Sicherheit nur auf dem Schwerte beruhe. „Nur dieſes," ſagt er, „kann bey dem „ſchützen, was man wider Willen der Unter„thanen beſitzt." — — Unterdeſſen will er doch auch nicht unterlaſſen, einen Staatsgriff anzuwenden. Er bildet ſich nehmlich ein, daß er ſein neu erobertes Reich durch nichts mehr befeſtigen könne, als wenn er ſich mit der Megara vermähle. Er kann ſich nicht vorſtellen, daß ſie ſeinen Antrag verachten werde; ſollte ſie es aber thun, ſo hat er bereits den feſten Entſchluß gefaßt, das ganze Herkuliſche Haus auszurotten. Er fragt nichts darnach, was das Volk von ſo einer That urtheilen werde; er hält es für eins von den vornehmſten Stücken der Regierungskunſt, gegen die Nachreden des Pöbels gleichgültig zu ſeyn. In dieſer Geſinnung will er ſogleich den Verſuch machen, und geht auf die Megara los, die ſich ſchon im Voraus von ſeinem Vorhaben nichts Gutes verſpricht. Seine Anrede iſt nicht ſchlecht; er macht ihr eine kleine Schmeicheley wegen ihrer edeln Abkunft, und bittet ſie, ihn ruhig anzuhören. Er ſtellt ihr hierauf vor, wie übel es um die Welt ſtehen würde, wenn Sterbliche einander ewig haſſen wollten. „Dem Sieger und dem „Beſiegten liegt daran, daß der Friede endlich „wieder hergeſtellet werde. Komm alſo und „theile das Reich mit mir; laß uns in ein en-

„ges Bündniß treten, und empfange meine Rech„te, als das Pfand der Treue." — — Me„gara ſieht ihn mit zornigem Blicke an. „Ich" ſpricht ſie, „ſollte deine Rechte annehmen, an „welcher das Blut meines Vaters und meiner „Brüder klebt? Eher ſoll man die Sonne im „Oſt untergehen, und im Weſt aufgehen ſehen; „eher ſollen Waſſer und Feuer ihre alte Feind„ſchaft in Frieden verwandeln ꝛc. Du haſt mir „Vater, Reich, Brüder und Götter geraubt. „Was blieb mir noch übrig? Eins blieb mir „noch übrig, welches mir lieber als Vater, „Reich, Brüder und Götter iſt: das Recht, dich „zu haſſen. Ach! warum muß auch das Volk „dieſes mit mir gemein haben? — — Doch „herrſche nur, Aufgeblaſener; verrathe nur dei„nen Uebermuth! Gott iſt Rächer, und ſeine „Rache folget hinter dem Rücken der Stolzen." Sie ſtellt ihm hierauf vor, was für ein ſtren„ges Schickſal faſt alle thebaniſche Regenten be„troffen habe. Agave und Jno, Oedipus und ſeine Söhne, Niobe und Cadmus ſind ihre ſchreck„lichen Beiſpiele. „Siehe," fährt ſie fort, „dieſe „warten deiner! Herrſche, wie du willſt, wenn „ich dich nur endlich in eben das Elend, das „von unſerm Reiche ſo unzertrennlich iſt, ver„wickelt ſehe." — — Lycus wird über dieſe Re„den unwillig, und giebt ihr auf eine höhniſche Art zu verſtehen, daß er König ſey, und ſie

gehorchen müsse. „Lerne," sagt er, „von dei„nem Gemahl, wie unterwürfig man Königen „seyn müsse." Er zielet hiermit auf die Befehle des Euristheus, die sich Herkules zu vollziehen bequemte. „Doch," spricht er weiter, „ob ich „schon die Gewalt in meinen Händen habe, so „will ich mich doch so weit herablassen, meine „Sache gegen dich zu rechtfertigen." Er bemüht sich hierauf, den Tod ihres Vaters und ihrer Brüder von sich abzuwälzen. „Sie sind im „Streite umgekommen. Die Waffen wissen von „keiner Mäßigung; und die Wuth des gezück„ten Schwertes kennet kein Schonen. Es ist „wahr, dein Vater stritt für sein Reich, und „mich trieben sträfliche Begierden. Doch jetzt „kömmt es nicht auf die Ursache, sondern auf „den Ausgang des Krieges an. Laß uns daher „an das Geschehene nicht länger denken. Wenn „der Sieger die Waffen ablegt, so geziemt es „sich, daß auch der Besiegte den Haß ablege. „Ich verlange nicht, daß du mich mit geboge„nem Knie verehren sollst. Es gefällt mir viel„mehr, daß du deinen Unfall mit starkem Mu„the zu tragen weißt. Und da du die Gemah„lin eines Königs zu seyn verdienest, so sey es „denn an meiner Seite." Megara geräth „über diesen Antrag außer sich. „Ich deine „Gemahlin? Nun empfinde ich es erst, daß ich „eine Gefangene bin — — Nein, Alcides, keine

„Gewalt soll meine Treue überwinden; als die „Deinige will ich sterben."

Lycus. Wie? ein Gemahl, der in der Tiefe der Hölle vergraben ist, macht dich so kühn?

Megara. Er stieg in die Hölle herab, um den Himmel zu ersteigen.

Lycus. Die ganze unendliche Last der Erde liegt nun auf ihm.

Megara. Kann eine Last für den zu schwer seyn, der den Himmel getragen hat?

Lycus. Aber du wirst gezwungen werden.

Megara. Wer gezwungen werden kann, weiß nicht zu sterben.

Lycus. Kann ich dir ein königlicher Geschenk anbieten, als meine Hand?

Megara. Ja; deinen oder meinen Tod.

Lycus. Nun wohl; du sollst sterben.

Megara. So werde ich denn meinem Gemahl entgegen gehen.

Lycus. So ziehst du meinem Throne einen Knecht vor?

Megara. Wie viel Könige hat dieser Knecht dem Tode geliefert!

Lycus. Warum dient er denn aber einem Könige?

Megara. Was wäre Tapferkeit ohne harte Dienste?

Lycus. Wilden Thieren und Ungeheuern vorgeworfen werden, nennſt du Tapferkeit?

Megara. Das eben muß die Tapferkeit überwinden, wovor ſich alle entſetzen.

Dieſe kurzen Gegenreden, welche gewiß nicht ohne ihre Schönheiten ſind, werden noch einige Zeilen fortgeſetzt, bis Lycus zuletzt auch die Abkunft des Herkules antaſtet, und den alten Amphitryo alſo nöthiget, das Wort zu ergreifen. „Mir," ſpricht er, „kömmt es zu, ihm „ſeinen wahren Vater nicht ſtreitig machen zu laſſen." Er führt hierauf ſeine erſtaunlichen Thaten an, durch die er den Frieden in der ganzen Welt hergeſtellet, und die Götter ſelbſt vertheidiget habe. „Zeigen dieſe nicht deutlich „genug, daß Jupiter ſein Vater ſey, oder muß „man vielmehr dem Haſſe der Juno glauben?" „Was läſterſt du den Jupiter," erwidert Lycus? „Das ſterbliche Geſchlecht iſt keiner Verbindung mit dem Himmel fähig." —— Er ſucht hierauf alles hervor, was die göttliche Herkunft des Herkules verdächtig machen könne. Er nennt ihn einen Knecht, einen Elenden, der ein unſtätes und flüchtiges Leben führe, und alle Augenblicke der Wuth der wilden Thiere Preis gegeben werde. Doch Amphitryo ſetzt dieſen Beſchuldigungen das Exempel des Apollo entgegen, der ein Hirte geweſen ſey, der ſogar auf einer herumirrenden Inſel geboren worden,

und mit dem erſten Drachen gekämpft habe. Er fügt hierzu noch das Beyſpiel des Bacchus, und zeigt auch an dieſem, wie theuer das Vorrecht, als ein Gott geboren werden, zu ſtehen komme.

Lycus. Wer elend iſt, iſt ein Menſch.

Amph. Wer tapfer iſt, iſt nicht elend.

Lycus will ihm auch dieſen Ruhm zu Schanden machen, und erwähnt mit einer ſehr ſpöttiſchen Art ſeines Abentheuers mit der Omphale, bey welcher Herkules die Rolle eines Heldsn in die Rolle eines Weichlings verwandelte. Doch auch hier beruft ſich Amphitryo auf den Bacchus, welcher ſich nicht geſchämt habe, das Haar zierlich fliegen zu laſſen, den leichten Thyrſus mit ſpielender Hand zu ſchwenken, und im ſanften Gange den goldnen Schweif des herabfallenden Kleides hinter ſich her zu ziehen. Nach vielen und ſchweren Thaten, fügt er hinzu, iſt es der Tapferkeit ganz wohl erlaubt, ſich zu erholen. — —

Lycus. Dieſes beweiſet das Haus des Thespius, und die nach Art des Viehes durch ihn befruchtete Heerde von Mädchen. Dieſes hatte ihm keine Juno, kein Euriſtheus befohlen; es waren ſeine eigne Thaten.

Auf dieſe höhniſche Anmerkung erwiederte Amphitryo, daß Herkules auch noch andre Thaten ungeheißen verrichtet habe. Er gedenkt

des Eryx, des Antäus, des Buſiris, des Geryon. „Und auch du Lycus, wirſt noch „unter die Zahl dieſer Ermordeten kommen, die „doch durch keine Schändung ſein Ehebette zu „beflecken geſucht."

Lycus. Was dem Jupiter erlaubt iſt, iſt auch dem Könige vergönnt. Jupiter bekam von dir eine Gemahlin; von dir ſoll auch der König eine bekommen ꝛc. — — Hier treibt Lycus ſeine Ruchloſigkeit auf das höchſte. Er wirft dem guten Alten ſeine gefällige Nachſicht gegen den Jupiter vor, und will, daß ſich Megara nur ein Exempel an der Alkmene nehmen ſolle. Er droht ſogar Gewalt zu brauchen, und ſagt, was ich keinem tragiſchen Dichter jetziger Zeit zu ſagen rathen wollte: vel ex coacta nobilem partum feram. Hierüber geräth Megara in eine Art von Wuth, und erklärt ſich, daß ſie in dieſem Falle die Zahl der Danaiden voll machen wolle. Sie zielet hier auf die Hypermneſtra, welches die einzige von den funfzig Schweſtern war, die in der blutigen Hochzeitnacht ihres Mannes ſchonte. Auf dieſe Erklärung ändert Lycus die Sprache. „Weil du denn alſo unſere Verbindung ſo hart„näckig ausſchlägſt, ſo erfahre es, was ein König „vermag. Umfaſſe nur den Altar; kein Gott „ſoll dich mir entreißen; und wenn auch Alci„des ſelbſt triumphirend aus der Tiefe zurück„kehrte." — — Er befiehlt hierauf, daß man den

Altar

Altar und den Tempel mit Holz umlegen sollte. Er will das ganze Geschlecht des Herkules in seinem Schutzorte, aus welchem er es nicht mit Gewalt reißen durfte, verbrennen. Amphitryo bittet von ihm weiter nichts als die Gnade, daß er zuerst sterben dürfe. „Sterben?“ spricht Lycus. „Wer alle zum Sterben verdammt, ist kein Tyrann. Die Strafen müssen „verschieden seyn. Es sterbe der Glückliche; „der Elende lebe!“ Mit diesen Worten geht Lycus ab, um dem Neptunus noch vorher ein Opfer zu bringen. Amphitryo weiß weiter nichts zu thun, als die Götter wider diesen Wüthrich anzurufen. „Doch was flehe ich umsonst die Götter an! Höre mich, Sohn, wo du „auch bist! — Welch plötzliches Erschüttern! Der „Tempel wankt; der Boden brüllet! Welcher „Donner schallt aus der Tiefe hervor? — — „Wir sind erhört! — — Ich höre, ich höre sie, „des Herkules nahende Tritte.“

Hier läßt der Dichter den Chorus einfallen. Der Gesang desselben ist eine Apostrophe an das Glück, welches seine Wohlthaten so ungleich austheilt, uns den Eurystheus in leichter Ruhe herrschen lasse, während der Zeit, da Herkules mit Ungeheuern kämpfen müsse. Hierauf wird die Anrede an diesen Helden selbst gerichtet. Er wird ermuntert, siegend aus der Hölle hervor zu gehen, und nichts geringeres zu thun,

als die Banden des Schickſals zu zerreißen. Das Exempel des Orpheus, welcher durch die Gewalt ſeiner Saiten, Eurydicen von dem unerbittlichen Richter, obſchon unter einer allzuſtrengen Bedingung, erhalten, wird ziemlich weitläuftig berührt, und endlich wird geſchloſſen, daß ein Sieg, der über das Reich der Schatten durch Geſänge erhalten worden, auch wohl durch Gewalt zu erhalten ſey.

Dritter Aufzug.

Die erwünſchte Erſcheinung des Herkules erfolgt nunmehr. Er eröffnet den dritten Aufzug, welcher von dem zweyten durch nichts als durch den vorigen Chor unterſchieden wird. Megara und Amphitryo ſind nicht von der Bühne gekommen.

Herkules redet die Sonne an, und bittet ſie um Verzeihung, daß er den Cerberus ans Licht gebracht habe. Er wendet ſich darauf an den Jupiter, an den Neptun und an alle andere Götter, die von oben auf das Irdiſche herabſehen. Dem Jupiter giebt er den Rath, wenn er dieſes Ungeheuer nicht ſehen wolle, ſich unterdeſſen den Blitz vor die Augen zu halten: visus fulmine oppoſito rege; dem Neptun, auf den Grund des Meeres herabzufahren; und den übrigen, das Geſicht wegzuwenden. „Der Anblick dieſes Scheuſals," fährt er fort, „iſt nur für zwey; für den, der es hervorgezo-

„gen, und für die, die es hervorzuziehen befoh„len." Dieſer, der Juno nehmlich, ſpricht er hierauf förmlich Hohn. Er rühmt ſich, das Chaos der ewigen Nacht und, was noch ärger als Nacht ſey, der Finſterniß ſchreckliche Götter, und das Schickſal überwunden zu haben. Er fodert ſie, wo möglich, zu noch härtern Befehlen auf, und wundert ſich, daß ſie ſeine Hände ſo lange müßig laſſe. — — Doch in dem Augenblicke wird er die Anſtalten gewahr, die Lycus in dem vorigen Aufzuge machen laſſen. Er ſieht den Tempel mit bewaffneter Mannſchaft umſetzt; und da er noch darüber erſtaunt, wird er von dem Amphitryo angeredet.

Dieſer zweifelt noch vor Freuden, ob es auch der wahre Herkules, oder nur der Schatten deſſelben ſey. Doch endlich erkennt er ihn. Herkules fragt ſogleich, was dieſe traurige Tracht ſeines Vaters und ſeiner Gemahlin, und der ſchmutzige Aufzug ſeiner Kinder bedeute. „Welch Unglück drückt das Haus?" Amphitryo antwortet auf dieſe Frage in wenig Worten, daß Creon ermordet ſey, daß Lycus herrſche, und daß dieſer Tyrann Kinder, Vater und Gemahlin hinrichten wolle.

Herkules. Undankbare Erde! So iſt niemand dem Herkuliſchen Hauſe zu Hülfe gekommen? So konnte die von mir vertheidigte Welt

ſolches Unrecht mit anſehen? Doch was verliere ich die Zeit mit Klagen? Es ſterbe der Feind!

Hier fällt ihm Theſeus, den er aus der Hölle mit zurück gebracht, und der mit ihm zugleich auf der Bühne erſchienen, ins Wort. „Dieſen Fleck ſollte deine Tapferkeit tragen? „Lycus ſollte ein würdiger Feind Alcidens „ſeyn? Nein; ich muß ſein verhaßtes Blut „vergießen."

Doch Herkules hält den Theſeus zurück, entreißt ſich den Umarmungen ſeines Vaters und ſeiner Gemahlin, und eilet zur Rache. „Es „bringe Lycus dem Pluto die Nachricht, daß „ich angekommen ſey" — So ſagt er, und geht ab. Theſeus wendet ſich hierauf gegen den Amphitryo, und ermuntert ihn, ſein Geſicht aufzuheitern, und die herabfallenden Thränen zurück zu halten. „Wenn ich," ſagt er, „den Herkules kenne, ſo wird er gewiß an dem „Lycus, des ermordeten Creons wegen, Rache „üben. Er wird? Nein, er übt ſie ſchon. Doch „auch dieſes iſt für ihn zu langſam: er hat ſie „bereits geübt." — — Hierauf wünſcht der alte Amphitryo, daß es Gott alſo gefallen möge, und wendet auf einmal die Aufmerkſamkeit der Zuhörer auf eine andere Seite. Er verlangt nehmlich von dem Gefährten ſeines unüberwindlichen Sohnes nähere Umſtände von dem unterirdiſchen Reiche und dem gebändigten

Cerberus zu wissen. Theseus weigert sich Anfangs; endlich aber, nachdem er die vornehmsten Gottheiten um Erlaubniß gebeten, fängt er eine lange und prächtige Beschreibung an, welche an einem jeden andern Orte Bewunderung verdienen würde. Das letzte Stück derselben besonders, welches den Kampf des Herkules mit dem höllischen Ungeheuer schildert, ist von einer außerordentlichen Stärke. Die ganze deutsche Sprache, — wenigstens so wie ich derselben mächtig bin, — ist zu schwach und zu arm, die meisterhaften Züge des Römers mit eben der kühnen und glücklichen Kürze auszudrücken. Das starrende Wasser des Styx, der darüber hangende fürchterliche Fels, der alte scheußliche Fährmann schrecken in den traurigsten Farben. — Charon war eben an dem diesseitigen Ufer mit dem Nachen angelangt, als sich Herkules durch die Schaar wartender Schatten drängte, und zuerst hinüber gesetzt zu werden begehrte. „Wohin Verwegener?" schrie der gräßliche Charon. „Hemme die eilenden Schritte!" — Doch nichts konnte den Alcides aufhalten; er bändigte den alten Schiffer mit dem ihm entrissenen Ruder, und stieg ein. Der Nachen, der Völkern nicht zu enge, sank unter der Last des einzigen tiefer herab, und schöpfte, überladen, mit schwankendem Rande, lethzische Fluth. — Endlich näherten sie sich den Wohnungen des geitzigen

Pluto, die der ſtygiſche Hund bewacht. Die Geſtalt dieſes dreyköpfigen Wächters iſt die gräßlichſte, und die Geſtalt gleicht ſeiner Wuth. Fähig, auch den leiſen Schritt wandelnder Schatten zu hören, horcht er mit geſpitzten Ohren auf das Geräuſch nahender Füße. Er blieb ungewiß in ſeiner Höhle ſitzen, als der Sohn des Donnergottes vor ihm ſtand; und beyde fürchteten ſich. Doch jetzt erhebt er ein brüllendes Bellen, die Schlangen umziſchen das dreyfache Haupt, die ſtillen Wohnungen ertönen, und auch die ſeligen Schatten entſetzen ſich. Herkules löſet unerſchrocken den cleonäiſchen Raub von der linken Schulter, und ſchützt ſich hinter dem noch ſchreckenden Rachen des Löwen. Er ſchwingt mit ſiegender Hand die Keule, und Schlag auf Schlag trifft das endlich ermüdende Ungeheuer. Es läßt ein Haupt nach dem andern ſinken, und räumet ſeinem Ueberwinder den Eingang. Die unterirdiſchen Gottheiten entſetzen ſich, und laſſen den Cerberus abfolgen; und auch mich, ſpricht Theſeus, ſchenkte Pluto dem bittenden Alcides. Dieſer ſtreichelt des Ungeheuers gebändigte Nacken, und feſſelt ſie mit diamantenen Ketten. Es vergaß, daß es der Wächter der Hölle ſey, ließ furchtſam die Ohren ſinken, und folgte dem Bändiger demüthig nach. Doch als es an den Ausgang des Tänarus kam, und der Glanz des ihm unbekannten Lichtes die Au-

gen traf, ſträubte es ſich, faßte neue Kräfte, ſchüttelte wüthend die tönenden Ketten, und faſt hätte es den Sieger zurück geſchleppt. Doch hier nahm Herkules die Fäuſte des Theſeus zu Hülfe, und ſo riſſen beyde den vergebens raſenden Cerberus auf die Welt heraus. Noch einen Zug ſetzt der Dichter zu dieſem Bilde, der gewiß wenige ſeines gleichen hat. Er ſagt nehmlich: der Höllenhund habe die Köpfe in den Schatten des Herkules verborgen, um das Tageslicht ſo wenig als möglich in die verſchloſſenen Augen zu laſſen:

— — — Sub Herculea caput
Abſcondit umbra.

Die nahende Schaar des über die Zurückkunft des Herkules frohlockenden Volkes macht der Beſchreibung ein Ende. Mit viel mattern Beſchreibungen und ziemlich kalten Sittenſprüchen iſt der Chorus angefüllt. Sie betreffen das unterirdiſche Reich und die traurige Nothwendigkeit, daß alle und jede einmal dahin abſteigen müſſen. „Niemand," heißt es, „kömmt „dahin zu ſpät, von wannen er, wenn er ein„mal dahin gekommen iſt, nicht wieder zurück „kann. — Schone doch, o Tod, der Menſchen, „die dir ohnedies zueilen! — — Die erſte Stun„de, die uns das Leben ſchenkte, hat es auch „wieder genommen, ꝛc." Und andere dergleichen Blümchen mehr.

Vierter Aufzug.

Es ist geschehen. Herkules hat den Lycus mit allen seinen Anhängern ermordet, und macht sich nunmehr gefaßt, den Göttern ein Opfer zu bringen. Er ruft sie insgesammt dazu an, und nur die Kinder der Juno schließt er davon aus. Er will ganze Heerden schlachten, und ganze Erndten von Weihrauch anzünden. Amphitryo, der noch das Blut an den Händen seines Sohnes kleben sieht, erinnert ihn, sie vorher zu reinigen; doch Herkules antwortet: „ich „wünschte, selbst das Blut des verhaßten Haupt„tes den Göttern opfern zu können. Kein an„genehmeres Naß würde je den Altar benetzt „haben: denn dem Jupiter kann kein fetteres „Opfer geschlachtet werden, als ein ungerechter „König." — Hierauf will er selbst das Opfergebet anfangen, ein Gebet, das, wie er sagt, des Jupiters und seiner würdig sey. Er fängt auch wirklich an, und bittet nicht Geringeres, als daß der Himmel und die Erde auf ihrer Stelle bleiben, und die ewigen Gestirne ihren Lauf ungestört fortsetzen mögen; daß ein anhaltender Friede die Völker nähre, daß kein Sturm das Meer beunruhige, daß kein erzürnter Blitz aus der Hand des Jupiters schieße, daß kein ausgetretener Fluß die Felder überschwemme, und daß nirgends ein wilder Tyrann regiere ꝛc. Schon dieses Gebet ist unsinnig genug, um der

Anfang zu einer förmlichen Raserey zu seyn. Diese äußert sich nunmehr auf einmal. „Doch „wie? Welche Finsternisse umhüllen den Mit„tag? Warum schießt Phöbus so trübe Blicke, „ohne von einer Wolke verdunkelt zu seyn? „Wer treibet den Tag zu seiner Dämmerung „zurück? Welche unbekannte Nacht breitet ihr „schwarzes Gefieder aus? Woher dieje zu frü„hen Sterne, die den Pol erfüllen? Seht, dort „durchglänzet das erste der von mir gebändigten Ungeheuer, der Löwe, ein weites Gefilde! „Er glühet vor Zorn, und drohet tödtliche Bisse. „Er speyet aus dem offenen Rachen Feuer, und „schüttelt die röthliche Mähne. Jetzt wird er „ein Gestirn herab reißen; jetzt wird er des „harten Herbstes und des frostigen Winters „breite Zeichen überspringen, den Stier im „Felde des Frühlings anfallen, und seinen Nacken „zermalmen." — — Amphitryo erstaunet über diesen plötzlichen Wahnwitz; doch Herkules fährt fort. Er kömmt auf seine Thaten, und will sich mit Gewalt den Eingang in den Himmel eröffnen. Er drohet, wenn Jupiter geschehen lasse, daß ihm Juno noch länger zuwider sey, den Saturn zu befreyen, die Riesen zu neuen Kriegen aufzufrischen und sie selbst anzuführen. Diese Kriege glaubt er bereits mit allen ihren schrecklichen Verwüstungen zu sehen, bis er endlich seine eignen Kinder, die mit der

Megara bey dem Opfer gegenwärtig ſeyn ſollten, gewahr wird, und ſie für die Kinder des Lycus anſieht. Dieſer Wahn bringt ſeine Wuth aufs höchſte. Er ſpannt ſeinen Bogen, und durchſchießt das eine; und das andere, welches ſeine Knie mit den kleinen Händen umfaßt, und mit erbärmlicher Stimme bittet, ergreift er mit gewaltiger Fauſt, ſchwenkt es in der Luft herum, und zerſchmettert es gegen den Boden. Indem er das dritte verfolgt, welches ſeine Zuflucht zu ſeiner Mutter nimmt, ſieht er dieſe für die Juno an. Erſt richtet er das Kind hin, und alsdann ſeine Gemahlin. — Alles dieſes, wird man ſagen, müſſe einen ſehr gräßlichen und blutigen Anblick machen. Allein der Dichter hat durch Hülfe der römiſchen Bühne, deren Bauart von den unſrigen ganz unterſchieden war, ein vortreffliches Spiel hier angebracht. Indem nehmlich Herkules ſeine Kinder und ſeine Gemahlin verfolgt, und von Zeit zu Zeit den Zuſchauern aus dem Geſichte kömmt, ſo gehen alle die Ermordungen hinter der Scene vor, wo ſie nur von den übrigen Perſonen auf der Bühne können geſehen werden. Von dem Amphitryo vornehmlich, welcher alles, was er ſieht, in eben dem Augenblicke ſagt, und die Zuſchauer alſo eben ſo lebhaft davon unterrichtet, als ob ſie es ſelbſt geſehen hätten. Zum Exempel, wenn Herkules dem dritten Kinde

nachgeht, so schreyt Megara: „Wohin, Unsinni„ger? Du vergießest dein eigenes Blut.“ Mit diesen Worten eilt sie beyden nach, daß sie also bereits hinter der Scene ist, wenn Amphitryo folgende Erzählung macht: „das zitternde Kind „stirbt vor dem feurigen Blicke des Vaters, „noch ehe es verwundet worden. Die Furcht „hat ihm das Leben genommen. Und nun, nun „schwenkt er die tödtliche Keule auf seine Ge„mahlin. Sie ist zermalmt, und nirgends sieht „man den Kopf des zerstümmelten Körpers.“—— Amphitryo geräth hierüber außer sich; er verwünscht sein Alter, das ihn zu diesem Unglücke gespart; er will nicht länger leben, sondern eilt den Pfeilen und der Keule des unsinnigen Mörders entgegen. Doch Theseus hält ihn zurück, und beschwört ihn, dem Herkules das letzte und größte Verbrechen zu ersparen. Dieser kömmt unterdessen allmählich wieder zu sich, und Amphitryo erstaunt, ihn in einen tiefen Schlaf fallen zu sehen. Er zweifelt zwar Anfangs, ob es nicht ein tödtlicher Schlaf sey, und ob ihn nicht eben die Wuth, welche die Seinigen umgebracht, hingerafft habe; doch das starke Athemholen überzeugt ihn von dem Gegentheile. Er findet es also für gut, ihn ruhen zu lassen; nur läßt er vorher von den Dienern die Pfeile wegnehmen, damit er sie nicht in einer neuen Raserey brauchen könne.

Der nunmehr einhertretende Chor, wie man leicht errathen kann, beklaget die dem Herkules zugeſtoßene Unſinnigkeit. Er flehet die Götter an, ihn davon zu befreyen, und wendet ſich beſonders an den Schlaf, den er zur Unzeit allzu poetiſch apoſtrophirt. „Beſänftige die ra„ſenden Aufwallungen ſeines Gemüths, und „gieb dem Helden Frömmigkeit und Tugend wie„der. Wo nicht, ſo laß ihn fortraſen, und in „ſteter Unſinnigkeit dahin leben. In ihr allein „beruhet ſeine Unſchuld. Seinen Händen kom„men diejenigen am nächſten, die ihr Verbre„chen nicht kennen.“ — — Er beſchreibt nunmehr, wie verzweifelnd ſich Herkules anſtellen werde, wenn er wieder zu ſich ſelbſt kommen und ſein Unglück erfahren ſollte. Und zuletzt beweinet er noch den zu frühzeitigen Tod der Kinder.

Fünfter Aufzug.

Herkules erwacht, und Amphitryo und Theſeus ſtehen ſchweigend von ferne. „Wo „bin ich? in welchem Lande? unter welchem „Himmelsſtriche? ꝛc. Welche Luft ſchöpfe ich? „Ich bin doch wenigſtens aus der Hölle wieder „zurück? Aber, welche blutige Leichname ſehe „ich hier geſtreckt? Welche hölliſchen Schatten„bilder ſchweben mir noch vor den Augen? Ich „ſchäme mich, es zu ſagen: ich zittere. Ich „weiß nicht, welcher ſchreckliche Unfall mir ahn-

„det. Wo ist mein Vater? Wo meine Gemah-
„lin, die auf die kleine Heerde ihrer muthigen
„Kinder so stolz ist? Warum vermisse ich an
„meiner Linken die Beute des überwundenen
„Löwen? — — Wo sind meine Pfeile? wo der
„Bogen? Ich lebe, und man hat mir meine
„Waffen abnehmen können? Wer hat diesen
„Raub davon getragen? Wer hat auch den
„schlafenden Herkules nicht gescheuet? Ich muß
„ihn doch sehen, meinen Sieger: ich muß ihn
„doch sehen. Stille dich, Sieger, den zu zeu-
„gen der Vater den Himmel nochmals verlas-
„sen, und dem zu gefallen die Nacht länger,
„als mir, stille gestanden! — — Was sehe ich?
„Meine Kinder ermordet? Meine Gemahlin
„todt? Welcher zweyte Lycus hat sich des
„Reichs bemächtiget? Herkules ist wieder gekom-
„men, und doch erkühnt man sich zu Theben
„solcher Verbrechen? Herbey Boeotier, Phry-
„ger ꝛc., zeiget mir den Urheber dieser gräßli-
„chen Morde! — — So breche denn mein
„Zorn auf meine Feinde los! Alle sind meine
„Feinde, die mir meinen Feind nicht zeigen. — —
„Du verbirgest dich, Alcidens Sieger? Erschei-
„ne ꝛc. Laß uns ohne Anstand kämpfen. Hier
„stehe ich frey und bloß. Auf! greife mich mit
„meinen eigenen Waffen an. — — Doch war-
„um entziehet sich Theseus, warum entzieht sich

„der Vater meinen Blicken? Warum verbergen „sie ihr Antlitz? Hemmet dies Winseln! Sa„get, wer hat meine Söhne ermordet? Vater, „warum schweigst du? Rede, Theseus; aber „rede so, wie ichs vom Theseus gewohnt bin. „Schweigt ihr noch? Noch wendet ihr voll „Scham euer Gesicht weg? Noch fallen ver„stohlne Thränen herab? — Wessen hat man „sich bey solchem Unglücke zu schämen? Ist es „Eurystheus; ist es das feindliche Heer des „ermordeten Lycus, von dem diese Niederlage „kömmt? Ich bitte dich, Vater, bey allen mei„nen ruhmvollen Thaten bitte ich dich, sage, „wer ist der Mörder meines Geschlechts? Als „wessen Beute habe ich untergelegen?

Amphitryo. Laß uns dies Unglück mit Stillschweigen übergehen.

Herkules. Und ich sollte ungerochen seyn?

Amphitryo. Schon oft ist die Rache schädlich gewesen.

Herkules. Wer war je träge genug, dergleichen Unglück zu erdulden?

Amphitryo. Der, welcher noch größeres Unglück zu fürchten hatte

Herkules. Kann wohl ein größeres Unglück zu fürchten seyn, als dieses?

Amphitryo. Was du davon weißt, ach! was für ein kleiner Theil ist es.

Herkules. Erbarme dich, Vater! Flehend strecke ich meine Hände gegen dich aus. — — Indem Herkules dieses thut, wird er gewahr, daß seine eigenen Hände voller Blut sind. Er wird gewahr, daß es seine eigenen Pfeile sind, an welchen das Blut der Kinder klebt. In der Gewißheit, daß niemand, als er selbst, seinen Bogen habe spannen können, ist er genöthiget, sich selbst für den Mörder zu erkennen. „Wie? „Vater, Freund, so bin ich es selbst, der die„ses Verbrechen begangen hat? Ach! sie schwei„geh: ich bin es." Amphitryo will ihn trösten, und schiebt alle Schuld auf die Juno. Doch umsonst; er geräth in eine so wüthende Verzweiflung, daß es scheint, die Raserey habe ihn nicht sowohl verlassen, als nur ihre Richtung verändert, und sich gegen ihn selbst gewendet. Er bittet seinen wahren Vater, den Jupiter, daß er ihn vergessen und zornig von dem gestirnten Pole auf ihn donnern möge. Er will an des Prometheus Statt an den leeren Caucasus gefesselt, oder zwischen den Symplejaden zerschmettert seyn. Er will Wälder zusammen häufen, und sich, befleckt vom sträflichen Blute, in den brennenden Holzstoß stürzen. Er will den Herkules der Hölle wieder zurück geben. Diese solle ihn, wo möglich, an einem Orte, welcher noch jenseits des Erebus liege, verbergen; an einem Orte, der ihm und dem Cerberus

unbekannt ſey. — — Er beklagt, daß ſein Geſicht zu verhärtet ſey, und keine Thränen kenne, welche um den Tod ſeiner Kinder nicht reichlich genug fließen könnten. Er will ſein Schwert, ſeine Pfeile, ſeinen Bogen zerbrechen; er will ſeine Keule, er will ſeine Hände, die ſie geführt haben, verbrennen. — — Hier wagt es Theſeus, ihm zuzureden.

Theſeus. Wer hat dem Irrthume jemals den Namen des Verbrechens gegeben?

Herkules. Oft iſt ein zu großer Irrthum anſtatt des Verbrechens geweſen.

Theſeus. Hier iſt Herkules nöthig. Ertrage dieſe Laſt von Uebeln!

Herkules. Noch habe ich in der Raſerey nicht alle Scham verloren, daß ich meinen abſcheulichen Anblick nicht vor allen Völkern verbergen ſollte, die ihn ohnedies fliehen müßten. Meine Waffen, Theſeus, meine Waffen, die man mir ſo ſchimpflich genommeu hat, verlange ich wieder. Raſe ich nicht mehr, ſo gieb mir ſie zurück. Raſe ich aber noch, ſo entferne dich, Vater. Ich will ſchon einen Weg zum Tode finden.

Amphitryo fängt nunmehr an, den Herkules auf das zärtlichſte zu bitten. Er beſchwört ihn bey allen den Verbindungen, die zwiſchen ihnen beyden obwalten; es ſey nun, daß er ihn als ſeinen Vater, oder als ſeinen Pfleger betrachte. Er ſtellt

ihm

ihm vor, daß er die einzige Stütze ſeines Hauſes ſey; daß er ihn noch nie genoſſen habe, ſondern immer in der äußerſten Furcht ſeinetwegen habe leben müſſen.

Herkules. Und warum ſollte ich noch länger leben? Habe ich nicht alles verloren? — Sinnen, Waffen, Ruhm, Gemahlin, Kinder, meine Raſerey ſelbſt, habe ich verloren. Es iſt kein Rath für meine befleckte Seele. Mit dem Tode muß ich mein Verbrechen büßen.

Theſeus. Du wirſt deinen Vater ums Leben bringen.

Herkules. Damit ich es nicht etwa thue, eben deswegen will ich ſterben.

Theſeus. In Gegenwart des Vaters?

Herkules. Solchen Gräuel anzuſehen, habe ich ihn ſchon gelehrt.

Amphitryo. Siehe doch vielmehr auf deine andern rühmlichen Thaten zurück, und verzeihe dir ſelbſt dieſe einzige Schuld.

Herkules. Der ſollte ſich etwas verzeihen, der niemanden verziehen hat? Was ich Löbliches gethan habe, that ich auf Befehl. Dieſes einzige that ich von mir ſelbſt. — —

Kurz, er dringt mit aller Gewalt darauf, daß man ihm ſeine Waffen wieder zurück geben ſolle. Umſonſt verbindet Theſeus ſeine Bitten

mit den Bitten des Vaters, und erinnert ihn, daß es dem Herkules unanſtändig ſey, irgend einem Unglücke unterzuliegen. Er aber antwortet: „Ich habe mein Verbrechen nicht freywil„lig, ſondern gezwungen gethan. Jenes würde „man glauben, wenn ich leben bliebe; dieſes „kann nur mein Tod bekräftigen.“ — — Der Dichter hat dieſes in wenig Worten auszudrükken gewußt: Si vivo, feci ſcelera; ſi morior, tuli. — Herkules fährt alſo fort, ſich als ein Ungeheuer anzuſehen, von welchem er die Welt reinigen müſſe. Er drohet, wenn ihm die Waffen nicht wieder gegeben würden, die Wälder des Pindus und die dem Bacchus geheiligten Hayne auszurotten, und ſich mit ihnen zu verbrennen; oder auch die Häuſer mit ihren Einwohnern, die Tempel mit ihren Göttern auf ſich zu reißen, und ſich unter dem Schutte der ganzen Stadt zu begraben. Sollte aber auch dieſe Laſt ihm zu leicht ſeyn, ſollten ſieben Thore noch nicht ſchwer genug auf ihm liegen: ſo ſoll die halbe Welt auf ſein Haupt ſtürzen, und ihn in dem Mittelpunkte der Erde erdrükken. — — Dieſe Hartnäckigkeit des Herkules bringt endlich den alten Amphitryo gleichfalls zur Verzweiflung, und die Stellungen werden nunmehr ungemein rührend. Es iſt nur zu bedauern, daß der Text hier eine ſehr merkliche Verwirrung der Perſonen gelitten hat. Bald

wird der einen etwas in den Mund gelegt, was wahrscheinlicher Weise die andre sagen soll; bald hat man aus zwei Reden eine, und bald aus einer zwey Reden gemacht. Was man noch Zuverlässiges daraus erkennen kann, ist dieses, daß Amphitryo selbst sich einen von den Pfeilen an die Brust setzt, und sich zu durchstechen drohet, wenn Herkules seinen Schluß nicht ändern wolle. „Entweder," spricht er, „du „lebst, oder du wirst auch an mir zum Mörder. „Schon schwebt meine durch Unglück und Alter „geschwächte Seele auf den äußersten Lippen. „Wer überlegt es so lange, ob er seinem Vater „das Leben schenken wolle? Jetzt drücke ich, „des Verzögerns satt, das tödtliche Eisen durch „die Brust. Hier, hier wird des vernünftigen „Herkules Verbrechen liegen." Und hiermit gelingt es dem Amphitryo, den Herkules so zu erweichen, daß er sich zu leben, und diesen Sieg über sich selbst zu seinen übrigen Siegen hinzu zu thun, entschließt. Er ist nun weiter auf nichts bedacht, als Theben zu verlassen. „Doch wohin soll ich fliehen? Wo werde ich „mich verbergen? Welcher Tanais, welcher Nil, „welcher gewaltige Tigris, welcher wilde Rhein „wird meine Rechte abwaschen können? Und „wenn auch der ganze Ocean über meine Hände „dahin strömte, so würden doch noch die gräß„lichen Morde daran kleben." — — Er ersucht

hierauf den Theſeus, ihn in dieſer Noth nicht zu verlaſſen, einen Ort, wo er verborgen ſeyn könnte, für ihn auszuſuchen, oder, wo möglich, ihn in das unterirdiſche Reich wieder zurück zu bringen. „Da, da, will ich mich verborgen „halten. Doch auch da bin ich bekannt.“ — — Theſeus ſchlägt ihm ſein eignes Land, Athen, zum Zufluchtsorte vor, und zwar deswegen, weil es das Land ſey, wo Mars ſelbſt, wegen Ermordung ſeines Sohnes, losgeſprochen worden. „Dieſes Land, welches die Unſchuld der „Götter richtet; dieſes Land, Alcides, rufet dich.“

Und ſo ſchließt der raſende Herkules. Ohne Zweifel erwartet man nun eine kurze

Beurtheilung deſſelben.

Ueberhaupt werde ich mich hoffentlich auf die Empfindung der Leſer zum Vortheile meines Dichters berufen können. Starke Schilderungen von Leidenſchaften können unſre Leidenſchaften unmöglich ganz ruhig laſſen. Und dieſe wollen wir vornehmlich in den Trauerſpielen erregt wiſſen. Hat man den Zorn der Juno, die Drohungen des Lycus, den edlen Stolz der Megara, den kühnen Uebermuth des Herkules, das Unglück einer blinden Raſerey, die Verzweiflung eines Reuenden, die Bitten eines Vaters gefühlt, ſo kann der Dichter gewiß ſeyn, daß man ihm ſeine Fehler willig vergeben wird.

Und was sind es denn endlich auch für Fehler? Er ist mit den poetischen Farben allzuverschwenderisch gewesen; er ist oft in seiner Zeichnung zu kühn; er treibt die Größe hier und da bis zur Schwulst; und die Natur scheinet bey ihm allzuviel von der Kunst zu haben. Lauter Fehler, in die ein schlechtes Genie niemals fallen wird! Und wie klein werden sie, wenn man sie nach dem Stoffe des Trauerspiels beurtheilet, welcher, wie man gesehen hat, gänzlich aus der Fabel entlehnt ist. Die Thaten des Herkules sind für uns unsinnige Erdichtungen, und bey den Heiden waren sie Glaubensartikel. Sie überfiel ein heiliger Schauer, wenn sie hörten, daß er Gebirge zerrissen, daß er die Hölle gestürmt, daß er den Himmel getragen; und wir wollen uns kaum des Lachens dabey enthalten können. Allein, ist es billig, einen Dichter anders, als nach den Umständen seiner Zeit, zu beurtheilen? Ist es billig, daß wir das, was seine Zeitverwandten in dem Munde des Herkules für schreckliche Drohungen hielten, für unsinnige Großsprechereyen halten, und sie als solche, mit sammt dem Dichter auspfeifen wollen? Ich will auf diesen Umstand nicht weiter dringen, weil man schon zu oft darauf gedrungen hat. Daß unser Verfasser sonst die Regeln der Bühne gekannt, und sich ihnen mit vieler Klugheit zu unterwerfen gewußt habe, ist nicht zu läugnen.

Er hat die Einheit der Zeit genau beobachtet. Die Handlung fängt kurz vor Tage an, und endet ſich noch vor einbrechendem Abend. Daß dem alſo ſey, beweiſet die Stelle der Juno im erſten Aufzuge, Z. 124.

clarescit dies
Ortuque Titan lucidus croceo ſubit.

und die Stelle im vierten Aufzuge: Z. 930.

Sed quid hoc? medium diem
Cinxere tenebrae.

Wenn es alſo da noch Mittag iſt, ſo bleibt für den Schlaf des Herkules Zeit genug übrig, daß er noch vor Abend aufwachen kann. Auch die Einheit des Orts wird man nicht unterbrochen finden. Die Scene iſt bey dem Altare, welcher dem Jupiter vor dem Pallaſte des Herkules aufgebauet war. Zu dieſem nehmen Amphitryo und Megara nebſt ihren Kindern mit Anbruch des Tages ihre Zuflucht. An dieſem wollte ſie Lycus verbrennen laſſen, weil er ſie nicht mit Gewalt davon wegreißen durfte. Bey dieſem findet ſie Herkules, als er plötzlich erſcheinet. Auf dieſem will er den Göttern ein Dankopfer anzünden ꝛc Endlich iſt auch die Einheit der Handlung ohne Tadel. Die Ermordung des Lycus iſt eine bloße Epiſode, welche mit vieler Kunſt in das Ganze eingewebt worden. Sie iſt nicht die Haupthandlung, ſondern bloß die Gelegenheit zu derſelben. — — Dieſer Umſtand führt mich auf eine

Vergleichung mit des Euripides rasendem Herkules.

Der Ἡρακλῆς μαινόμενος ist das achtzehnte unter den übrig gebliebenen Trauerspielen des Griechen. Daß sich der Römer dasselbe zum Muster vorgestellet habe, ist nicht zu läugnen. Allein er hat nicht als ein Sklav, sondern als ein Kopf, welcher selbst denkt, nachgeahmt, und verschiedne Fehler, welche in dem Vorbilde sind, glücklich verbessert. Ich kann mich hier in keinen weitläuftigen Auszug des griechischen Stücks einlassen; so viel aber muß ich anmerken, daß Euripides die Handlung offenbar verdoppelt hat. Bey ihm eröffnet Amphitryo das Stück, welcher die Zuhörer von den nöthigsten historischen Umständen unterrichtet. Megara kömmt dazu, und beyde beklagen ihr Unglück. Lycus eröffnet ihnen ihr Todesurtheil mit den bittersten Verspottungen des Herkules. Megara und Amphitryo ergeben sich in ihr Schicksal, und bitten nur noch um eine kurze Frist, unter dem Vorwande, den Kindern ihre Todtenkleider anzulegen. Als dieses geschehen, und sie vor dem Altar auf die Hinrichtung warten, erscheinet Herkules, welcher unerkannt in die Stadt gekommen war. Er erfährt das Unglück, welches seinem Hause drohe, und ermordet den Lycus. Was erwartet man nunmehr noch weiter? Nichts, ohne Zweifel. Doch ehe

man ſichs verſteht, erſcheinen mitten in dem dritten Aufzuge Iris und eine Furie. Die Furie ſoll dem Herkules auf Befehl der Juno den Verſtand verrücken; die Furie weigert ſich, doch endlich muß ſie wider ihren Willen gehorchen. Hierauf werden im vierten Aufzuge die Wirkungen der Raſerey des Herkules nur erzählt, und in dem fünften kömmt Theſeus dazu, welcher ſeinen Freund, der ſich aus Verzweiflung durchaus das Leben nehmen will, wieder zurecht bringt. — — Nun ſehe man, wie geſchickt der römiſche Dichter durch eine kleine Veränderung ein zuſammenhangendes Stück daraus gemacht hat, in welchem die Neubegierde keinen ſolchen gefährlichen Ruhepunkt findet, ſondern bis ans Ende in einem Feuer erhalten wird. Er fängt nehmlich mit dem grauſamen Entſchluſſe der Juno an, und bereitet dadurch alles vor, was er in der Folge den Zuſchauern zeigen will. Es iſt wahr, daß er den Ausgang dadurch ein wenig zu ſehr verräth; doch verräth ihn Euripides in dem dritten Aufzuge nicht gleichfalls? — — Einen andern Kunſtgriff des lateiniſchen Dichters habe ich bereits angemerkt; die Art nehmlich, wie er die Grauſamkeiten des Herkules zugleich zeigt, und auch nicht zeigt. Euripides läßt ſie bloß erzählen, und unterrichtet den Zuſchauer nicht einmal ſo lebhaft davon, als er ihn von dem Tode des Lycus un-

terrichtet, deſſen Geſchrey, da er außer der Bühne ermordet wird, man doch wenigſtens vernimmt. Wie viel beſſer läßt der Römer bloß den Tod des Lycus erzählen, und ſpart ſeine Theaterſpiele auf den Tod derjenigen, für die er uns vornehmlich einnehmen will. — Dieſes aber, was ich jetzt geſagt habe, muß man nicht ſo auslegen, als ob ich dem Euripides auch in andern Stücken eben ſo wenig, als in dieſen mechaniſchen Einrichtungen, den Vorzug zugeſtehen wollte. Er hat eigenthümliche Schönheiten, welche Seneca, oder wer ſonſt ſein Nachahmer iſt, nur ſelten gekannt zu haben ſcheinet. Der Affekt drückt ſich bey ihm allezeit in der Sprache der Natur aus; er übertreibt nichts, und weiß nicht, was es heißt, den Mangel der Empfindung mit Witz erſetzen. Aber glücklich ſind die, welche ihn noch ſo erſetzen können! Sie entgehen doch wenigſtens der Gefahr, platt, ekel und wäßricht zu werden.

Unbilliges Urtheil des Pater Brumoy.

Ich glaube, es wird hier noch meine Pflicht ſeyn, einige unbillige Urtheile des Pater Brumoy zu widerlegen. Man kennet das Verdienſt dieſes Jeſuiten um die Bühne der Griechen. Er hat überall, wo es möglich geweſen, ſeinen Auszügen aus den griechiſchen Trauerſpielen Auszüge aus den ähnlichen römiſchen Tragödien beygefügt.

Man kann also leicht glauben, daß er auch un
sern rasenden Herkules, bey Gelegenheit
des Euripidischen, nicht werde vergessen haben.
Ich habe nichts dawider, daß er diesen weit
vorzieht; allein, daß er jenen durch nichtswür
dige Einfälle lächerlich zu machen sucht, wo er
es nicht ist: dieses kann ich unmöglich so hinge
hen lassen. Ich muß einige Proben anführen,
um zu zeigen, wie lächerlich der Jesuit selbst
ist. Man wird sich der Stelle erinnern, die ich
oben, Seite 148, aus dem dritten Aufzuge an
geführt habe:

— — — si novi Herculem
Lycus Creonti debitas poenas dabit.
Lentum est, dabit; dat: hoc quoque est
lentum; dedit.

Theseus will dem Amphitryo damit Trost
zusprechen. Ich habe schon so viel Zutrauen zu
meinem Geschmacke, daß ich mich nicht zu gesteh
hen schäme, diese Zeilen allezeit für sehr schön
gehalten zu haben. Mußte ich also nicht erstaunt
seyn, als ich folgendes Urtheil des Brumoy
las: „Das ich sterbe, ich bin todt, ich
„bin betrauben, des Geitzigen bey dem Mo
„liere (Aufz. 4. Auftr. 7.) ist ohne Zweifel a
„dieser Quelle entsprungen. Allein dieses sagt e
„Narr, welchen der Dichter in einer lächerlich
„Unsinnigkeit seinem Charakter gemäß spre
„läßt; und Theseus hätte sich, wo nicht

„ein König, doch wenigſtens als ein vernünftl„ger Mann ausdrücken ſollen.“ — — Wenn es auch wahr wäre, daß Moliere bey Gelegenheit dieſer Stelle auf ſeinen Einfall gerathen ſey: ſo würde dieſes doch nichts mehr beweiſen, als ſo viel, daß kein ernſthafter Gedanke, keine Wendung ſo ſchön ſey, die ſich nicht ziemlich luſtig parodiren laſſe. Hieraus aber zu ſchlieſſen, daß die Parodie und die parodirte Stelle gleich ungereimt ſeyn müſten, iſt eine ſehr kindiſche Uebereilung. Das Ungereimte in der Stelle des Moliere liegt eigentlich nicht in dem Klimax ſelbſt, ſondern darin, daß er einen Narren von ſich etwas ſagen läßt, welches gleich dadurch, daß er es noch von ſich ſagen kann, widerlegt wird: nicht darin, daß der Tod ſo geſchwind auf das Sterben, und das Begräbniß ſo geſchwind auf den Tod folgt; ſondern darin, daß er einen Menſchen vorgeben läßt, dieſes alles widerfahre ihm bey lebendigem Leibe. Was hat denn nun alſo die Rede des Theſeus, außer dem dreyfachen Steigen, hiermit für Gleichheit? Oder iſt ſie an und für ſich ſelbſt abgeſchmackt? Hätte doch der Pater dieſes gezeigt; hätte er doch auch beyläufig gezeigt, wie es der Dichter ſchöner ausdrücken ſollen, das Herkules den Lycus ganz gewiß, und ganz gewiß unverzüglich ſtrafen werde! — — Mit eben ſo wenig Grunde tadelt Brumoy diejenigen Stellen,

in welchen Herkules raſet. „Herkules," ſagt er, „bildet ſich ein, den himmliſchen Löwen, den er „in dem Nemeiſchen Walde überwunden, zu „ſehen, wie er eben bereit iſt, die Zeichen des „Herbſtes und des Winters zu überſpringen, um „den Stier zu zerreißen, welcher ein Zeichen „des Frühlings iſt. Das iſt wahrhaftig eine ge„lehrte Raſerey!" — — Wie artig der Jeſuit ſpottet! Aber warum iſt ſie denn gelehrt? Ohne Zweifel darum, weil ein Jeſuitenſchüler nicht ganz und gar ein Ignorant ſeyn muß, wenn er wiſſen will, daß Herkules einen Löwen umgebracht habe. Aber was für eine Gelehrſamkeit braucht denn Herkules, dieſes von ſich ſelbſt zu wiſſen? Oder ſteckt etwa die Gelehrſamkeit in der Kenntniß der Zeichen des Thierkreiſes? Wenn das iſt, ſo werden ziemlich alle Bauern gelehrt ſeyn. — — Ich muß noch einen Tadel dieſes franzöſiſchen Kunſtrichters anführen, welcher entweder ſehr viel leichtſinnige Uebereilung, oder ſehr viel Bosheit verräth. In dem fünften Aufzuge, wie man geſehen hat, kömmt Herkules wieder zu ſich ſelbſt, und geräth in die äußerſte Verzweiflung, als er erfährt, was er in ſeiner Raſerey begangen. Man könnte ſagen, er werde aufs neue raſend; ſo ſchreckliche Dinge erbittet er über ſich ſelbſt. „Allein," ſagt Brumoy, ſeiner Gewohnheit gemäß, „mengt „er auch lächerliches Zeug darunter. Er will

„seine Keule, seine Pfeile, und selbst die Hände „der Juno, die sie so unglücklich geführt ha„ben, verbrennen" — — Nun sehe man, ob es wahr ist, daß ihn der Dichter dieses sagen läßt. Die Stelle ist diese:

Tibi tela frangam nostra, tibi nostros puer
Rumpemus arcus, ac tuis stipes gravis
Ardebit umbris: ipsa Lernaeis frequens
Pharetra telis in tuos ibit rogos.
Dent arma poenas: vos quoque infaustas meis
Cremabo telis, *o novercales manus.*

Er redet die ermordeten Kinder eins nach dem andern an, und will zu dessen Genugthuung die Pfeile, zu dessen den Bogen, zu dessen Keule und Köcher zerbrechen und verbrennen. „Auch „euch," spricht er, „euch euch, unselige stief„mütterliche Hände, will ich mit meinen Pfei„len verbrennen." — — Wer heißt denn nun hier den Jesuiten, unter novercales manus die Hände der Juno verstehen? Warum können es denn nicht die eigenen Hände des Herkules seyn? Ja freylich wäre alsdann die Stelle nicht mehr lächerlich! Aufs höchste liegt in dem Worte novercales bloß eine Anspielung auf die Juno, und er nennt seine Hände bloß darum stiefmütterlich, weil sie nicht minder grausam gegen seine Kinder gewesen waren, als die Juno gegen ihn zu seyn pflegte. — — Ich will mich nicht länger hierbey aufhalten.

Von neuern Trauerſpielen auf den raſenden Herkules.

Es fehlt an neueren Dichtern nicht, welche gleichfalls dieſen Stoff bearbeitet haben. Bey den Franzoſen führen eine Menge Tragödien den Titel Herkules; ich kann es aber jetzt nur von zweyen mit Gewißheit ſagen, daß ſie den raſenden Herkules angehen. Die mehreſten werden ohne Zweifel den ſterbenden Herkules aufſtellen. Rotrou und Briſſet iſt der erſte, von welchem ich einen Hercule furieux anzugeben weiß. Sein Theater iſt zu Tours 1589 in Quart gedruckt, und enthält außer genanntem Stücke noch folgende: Baptiſte, Agamemnon, Octavie und Thyeſte. Der zweyte Franzoſe iſt Nicolas Heritier Nouvellon, welcher 1638 ein Trauerſpiel unter der Aufſchrift: Amphitrion ou Hercule furieux, verfertigte. Ich habe jetzt weder des einen noch des andern Arbeit bey der Hand, und kann alſo nicht urtheilen, wie ſie zu Werke gegangen ſind; ob ſie mehr den Euripides oder den Seneca nachgeahmt, oder ob ſie gar nur einen von beyden überſetzt haben. Auf dem italiäniſchen Theater finde ich einen Ercole furioſo vom Lodovico Dolce: allein von dieſem weiß ich es zuverläſſig, daß es bloß eine poetiſche Ueberſetzung des Seneca iſt. Dolce hat noch ſieben Trauerſpiele unſers lateiniſchen Dichters überſetzt, die ich an ihrem Orte anführen will.

Da ich also nicht eigentlich sagen kann, mit wie viel Glück man in den neuern Zeiten den rasenden Herkules auf die Bühne gebracht habe; so will ich wenigstens meine Gedanken entdecken, wie er am besten darauf zu bringen sey.

Vorschlag für einen heutigen Dichter.

So viel ist augenscheinlich, daß aus dem Stücke des Seneca, mit kleinen Veränderungen, eine vollkommene Oper zu machen sey. Die Maschinen finden ihren natürlichen Platz darin, und wenn die bloße Erscheinung der Juno für die Verzierung des Theaters zu einfach wäre, so könnte man die Erscheinungen aus dem Euripides borgen. Dieser nehmlich, wie ich schon angemerkt habe, führt anstatt der Juno die Iris, ihre Botschafterin, und eine Furie auf: zwey Gegenstände, an welchen Maschinenmeister und Maler ihre Kunst hinlänglich zeigen könnten. Auch der Tonkünstler würde sich nicht beschweren dürfen, daß man seine Kunst durch eine verhaßte Monotonie der Leidenschaften einschränkte. Sie sind durchgängig in dem stärksten Spiele. Das Zornige, das Klagende, das Stolze, das Erfreute, das Rasende, das Zärtliche, das Gesetzte, das Freundschaftliche, wechseln unaufhörlich ab, und oft treffen sie so glücklich zusammen, daß sie der schönsten Abstechungen unter einander fähig sind. Auch die Erfindung des

Baletmeisters würde sich hier nicht auf dem Trockenen befinden, auf welchen man in einem Schauspiele, das so vorzüglich zum Vergnügen des Gesichts und des Gehörs bestimmt ist, billig auch mit sehen muß. Doch da die Oper mehr in das musikalische, als in das poetische Fach gehöret, so will ich mich nicht weiter damit einlassen. Ich will vielmehr meine Absicht auf ein regelmäßiges Stück richten. Die mechanische Einrichtung desselben würde man gänzlich dem Seneca absehen können. Nur mit der Juno, welche bey ihm ziemlich das Ansehen eines Prologen hat, müßte man eine Aenderung treffen. Unsere neuere tragische Bühne will die Gottheiten nicht mehr leiden. Man hat sie in die allegorischen Stücke verwiesen, und das mit Recht. Was also zu thun? Ich wollte rathen, die persönliche Erscheinung der Juno in einen göttlichen Traum eines Priesters zu verwandeln. Er müßte selbst kommen, und es dem Herkulischen Hause erzählen, was er in seiner Entzückung gesehen, und welche schreckliche Drohungen er gehöret. Diese Drohungen aber müßten in allgemeinen Ausdrücken abgefaßt seyn; sie müßten etwas Orakelmäßiges haben, damit sie den Ausgang so wenig als möglich verriethen, und den Amphitryo und die Megara nicht verhinderten, den Herkules bey seiner Zurückkunft mit aller Zärtlichkeit zu empfangen.

empfangen. In Ansehung der Sitten, wollte ich, daß sich der neuere Dichter den Euripides zum Muster vorstellte; doch mit Beybehaltung des Senecaschen Lycus. Dieser ist bey den Griechen viel gröber und grausamer geschildert. Er sagt es gerade heraus, daß er die ganze Familie des Herkules umbringen müsse, wenn er sicher herrschen wolle, und thut der Megara den Vorschlag nicht, den ihn der Römer thun läßt. Da hingegen sind in dem Griechischen, der Herkules weit menschlicher, die Megara weit zärtlicher, und Theseus weit freundschaftlicher gebildet. Das Abentheuerliche des erstern ist da ungemein versteckt, und aller seiner Thaten wird nur mit ganz kurzen Zügen in einer Entfernung gedacht, in welcher ihre Unglaublichkeit nicht so sehr in die Augen fällt. Die prächtige Beschreibung des Kampfes mit dem Cerberus müßte, als ein unnöthiger Zierrath, wegbleiben. Der Römer hatte noch einigen Grund sie zu wagen, ob er gleich freylich besser gethan hätte, wenn er hier der vorsichtigen Anständigkeit seines Musters gefolgt wäre. Seine Stärke war im Schildern; und welcher Dichter läßt sich nicht gern von der Begierde, seine Stärke zu zeigen, dahin reißen? was die Person des Theseus anbelangt, so würde man auch bey dieser besser der Einrichtung des lateinischen als des griechischen Dichters folgen. Jener bringt ihn gleich

mit dem Herkules auf die Bühne; dieser aber läßt ihn erst in dem fünften Aufzuge dazu kommen, wo er recht vom Himmel fällt. Wenn der neuere Dichter übrigens eine Vermehrung der Personen vorzunehmen für nöthig befände, so würde er, vielleicht nicht ohne Glück, eins von den Kindern des Herkules, welche seine beyden Vorgänger nur stumm aufführen, mündig machen können. Er müßte den Charakter desselben aus Zärtlichkeit und Unschuld zusammen setzen, um unser Mitleiden desto schmerzlicher zu machen, wenn wir es von den blinden Händen seines geliebten Vaters sterben sehen. Doch würde es wohl unsre Bühne zulassen, in Ansehung der Ermordung selbst, das Kunststück des Römers anzubringen? In seinem ganzen Umfange möchte sie es wohl schwerlich zulassen; doch wollte ich auch nicht, daß man dem Zuschauer deswegen diesen ganzen schrecklichen Anblick zu entziehen suchte. Wenigstens müßte den Herkules auf der Bühne die Raserey befallen; voller Bestürzung müßten Gemahlin und Kinder furchtsam vor ihm fliehen, er ihnen nacheilen, und sie außer dem Gesichte des Zuschauers tödten. Dieses würde das Mittel zwischen dem, was der römische und was der griechische Dichter geschehen lassen, seyn. Amphitryo könnte alsdann den folgenden Aufzug mit der traurigsten und lebhaftesten Beschreibung anfangen; er könnte

sich mit dem Theseus berathschlagen, wie sie sich gegen den schlafenden Herkules verhalten sollten, und während der Berathschlagung könnte der erwachte Herkules dazu kommen, und die Rolle, die ihn der Römer spielen läßt, ausführen — — Doch wird man nunmehr fragen, ist denn überhaupt ein Held, den eine hassende Gottheit, in einer plötzlichen Raserey, Grausamkeiten begehen läßt, ein würdiges Schauspiel? Ist es lehrreich, oder enthält es nicht vielmehr eben so abscheuliche und die Menschen zur Verzweiflung bringende Grundsätze, als der Oedip? Dieser ist zu den schrecklichsten Verbrechen bestimmt, und kann ihnen, aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht entgehen. Jener thut alles mögliche, ein tugendhafter und der Welt nützlicher Mann zu seyn, und wird mitten unter diesen Bestrebungen, durch die Eifersucht einer obern Macht, der Elendeste. Soll dies das Schicksal derer seyn, die auf dem sauren Wege zu der Ewigkeit wandeln? Eine schöne Ermunterung für die, welche als neue Alciden die Laster überwinden, und die Ungeheuer ausrotten wollen! — — Diesen Einwurf wegzuschaffen, muß ich nothwendig

Die Moral des rasenden Herkules

untersuchen; sowohl die, welche jetzt darin liegt, als die, welche darin gelegt werden kann. Eigent-

lich halte ich es eben für keine Nothwendigkeit, daß aus der Fabel eines Trauerſpiels eine gute Lehre fließen müſſe, wenn uns nur einzelne Stellen von nützlichen Wahrheiten unterrichten. Allein ſo viel wird doch wenigſtens nothwendig ſeyn, daß man auch keine böſe Lehre daraus folgern könne. Und dieſe, - — ich mag es ſo ungern geſtehen, als ich will — — liegt allerdings in dem rasenden Herkules. Es liegt, ſage ich, eine böſe Lehre darin, oder eine abgeſchmackte. Entweder die Lehre, daß Tugenden und Heldenthaten eine erzürnte Gottheit ſo wenig verſöhnen, daß ſie vielmehr dieſelbe noch heftiger aufbringen; oder die Lehre, daß man ſich hüten müſſe, von dem Jupiter aus verſtohlener Ehe erzeugt zu werden, wenn man allen den grauſamen Verfolgungen der Juno entgehen wolle. Bey dem Euripides zwar, deſſen Fabel gleichwohl von dem Weſentlichen der lateiniſchen Fabel um nichts unterſchieden iſt, will der Pater Brumoy eine ganz andere Moral entdeckt haben. Weil bey dem Griechen Herkules, der durch die Freundſchaft des Theſeus gerühret worden, das ganze Stück mit den Worten ſchließet: „Unglücklich iſt der, welcher Güter oder „Ehre einem wahren Freunde vorzieht;" ſo ſetzt der Jeſuit hinzu: „Dieſer Gedanke iſt, wie mich „dünkt, die Moral dieſes Trauerſpiels, weil alles „darin auf die Entwickelung des Theſeus ab-

„zuzielen scheinet." — — Doch es ist offenbar, daß Brumoy den letzten Sittenspruch für die Hauptlehre genommen hat. Wenn seine Meynung wahr wäre, so hätte Euripides wahrhaftig den Werth eines wahren Freundes durch keine weniger passende Fabel, als durch diese, erläutern können. Die ganzen vier ersten Aufzüge würden in dieser Absicht umsonst geschrieben seyn. Alles, was man also zur Entschuldigung dieser beyden alten Muster anführen kann, ist dieses, daß sie es für ganz unnöthig gehalten haben, an die Moral des Ganzen zu denken, und daß sie ihre Tragödien nicht so gemacht haben, wie sie uns eine so genannte kritische Dichtkunst zu machen lehret. Erst eine Wahrheit sich vorzustellen, und hernach eine Begebenheit dazu zu suchen, oder zu erdichten, war die Art ihres Verfahrens gar nicht. Sie wußten, daß bey jeder Begebenheit unzählige Wahrheiten anzubringen wären, und überließen es dem Strome ihrer Gedanken, welche sich besonders darin ausnehmen würden. Da sie übrigens in gewissen Fällen ziemlich genau bei der hergebrachten Geschichte zu bleiben gezwungen waren, so mußte es ihnen entweder gleichgültig seyn, ob die moralische Folge aus der Begebenheit selbst gut oder böse sey, oder sie mußten überhaupt von der Aufführung gewisser Begebenheiten abstehen. Allein kann ein neuer Dichter eben diese

Entschuldigung haben? und ist seine Freyheit eben so eingeschränkt? Gewiß nicht; er kann ändern, was er will, und es liegt nur an ihm, wenn das Ganze bey ihm nicht eben so lehrreich ist, als die besondern Theile. — — Nun kömmt es darauf an, was er in dieser Absicht mit dem rasenden Herkules thun müßte. Ohne Zweifel würde es auf eine feinere Bearbeitung dieses Charakters selbst ankommen. Seine Raserey müßte eine natürliche Folge aus demselben werden. Juno müßte sich daran nur erfreuen, nicht aber sie selbst bewirken. Und dieses ist leicht: denn was ist näher verbunden, als Tapferkeit und Uebermuth, als Uebermuth und Wahnwitz. Man schildre also den Herkules als einen Helden voll Muth und Tapferkeit; man lasse ihn die größten Thaten glücklich ausgeführt haben; man lasse ihn noch größere sich vorsetzen. Allein sein allzugroßes Vertrauen auf eigene Kräfte bringe ihn zu einer stolzen Verachtung der Götter. Man lasse ihn nach und nach sich in seine eigne Anschläge verwickeln; man gebe ihm einen Schmeichler zu, der durch übertriebene Lobsprüche das ohnedies geringe Gefühl seiner Menschheit unterdrückt. Wenn der Dichter alle diese Staffeln glücklich hinan zu gehen weiß, so bin ich gewiß, der Zuschauer wird endlich geneigt seyn, die völlige Raserey des Herkules als einen ganz

natürlichen Erfolg anzusehen. Ich habe schon angemerkt, daß das Gebet, welches ihm der Römer in den Mund giebt, eine sehr feine Vorbereitung ist: und wenn man auch das Gebet wieder vorbereitet, so wird sich eins aus dem andern ungezwungen ergeben. — — Welche schreckliche Lection würde dieses für unsre wilden Helden, für unsre aufgeblasenen Sieger seyn!

Ehe ich dieses Trauerspiel ganz verlasse, will ich vorher noch einen Versuch über das in Unordnung gebrachte Stück des lateinischen Dichters, dessen ich auf der 37sten Seite gedacht habe, wagen. Er gehet von der 1295sten Zeile bis zu der 1315ten. Ich ordne die Personen darin folgender Gestalt.

Am. Redde arma. *Her.* Vox est digna genitore Herculis.
Am. Hoc en peremptus spiculo cecidit puer:
Hoc Juno telum manibus emisit tuis:
Hoc nunc ego utar. *Th.* Ecce, jam miserum metu
Cor palpitat, corpusque sollicitum ferit.
Am. Aptata arundo est; ecce jam facies scelus
Volens, sciensque. Pande quid fieri jubes?

Her. Nihil rogamus, noſter in tuto eſt dolor.
Am. Natum potes ſervare tu ſolus mihi,
Eripere nec tu: maximum evaſi metum.
Miserum haud potes me facere, felicem potes.
Sic ſtatue quidquid ſtatuis, ut causam tuam
Famamque in arcto ſtare et ancipiti ſciasi
Aut vivis aut occidis. Hanc animam levem
Feſſamque ſenio, nec minus quaſſam malis
In ore primo teneo. Tam tarde patri
Vitam dat aliquis? Non feram ulterius moram,
Letale ferro pectus impreſſo induam.
Hic, hic jacebit Herculis ſani ſcelus.
Her. Jam parce, genitor etc.

Herkules will kurz vor dieſer Stelle, wie man geſehen hat, durchaus ſterben. Er verlangt ſeine Waffen mit Ungeſtüm zurück. Die gemeinſten Ausgaben laſſen daher ihn ſelbſt redde arma ſagen und legen das folgende Vox eſt etc. dem Amphitryo in den Mund. Doch wenn man dieſen letztern Wörten weder eine abgeſchmackte noch eine zu weit hergeholte Erklärung geben will, ſo muß ſie kein anderer als

Herkules sagen, zu Bezeigung nehmlich seiner Zufriedenheit über das redde arma seines Vaters. Grono hat dieses durch Hülfe seiner Handschriften sehr wohl einaesehen, nur daß er das redde in reddo verwandelt. Er glaubt nehmlich, daß Amphitryo hier wirklich dem Herkules seine Waffen wiedergebe, und dieser Irrthum hat gemacht, daß er alles andre unrecht, obgleich scharfsinnig genug, erklärt hat. Ich schmeichle mir den rechten Punkt getroffen zu haben. Da nehmlich Amphitryo sieht, daß Herkules unbeweglich ist, so sagt er endlich voller Unwillen zu einem von den Dienern: redde arma. Daß er dieses zu einem Diener sagen könne, beweise ich aus einer vorhergehenden Stelle, in welcher er dem schlafenden Herkules die Pfeile wegnehmen läßt:

Removete *famuli* tela, ne repetat furens,

Wer das Theater ein wenig versteht, wird nunmehr gleich einsehen, daß die Zweideutigkeit des *redde arma* ein vortreffliches Spiel ausmache. Herkules glaubt, der Bediente werde ihm die Waffen wiedergeben, und sagt daher sich und dem Amphitryo die Schmeicheley: vox est digna genitore Herculis. Allein der Bediente hat den Befehl entweder genauer verstanden und giebt den Pfeil dem Amphitryo,

oder indem der Bediente dem Herkules den Pfeil geben will, reißt ihm Amphitryo denſelben weg, und ſetzt ihn mit den Worten an ſeine eigne Bruſt: Hoc en peremptus ſpiculo etc. „Dieſer Pfeil war es, durch den dein „Sohn fiel; dieſer war es, den Juno ſelbſt „durch deine Hände abſchoß: dieſer ſoll es ſeyn: „den ich nun gegen mich ſelbſt brauchen will.“ Die folgende Worte ecce jam miſerum bis ſollicitum ferit, kann weder Herkules noch Amphitryo ſagen. Sie müſſen dem Theſeus zugehören, und ich nehme ſie ſo an, daß ſie den erbärmlichen Anblick des ſich zu erſtechen drohenden Alten ſchildern, und den Herkules zur Barmherzigkeit bewegen ſollen. Doch weil dieſer ſchweigt, ſo fährt der Vater fort: aptata arundo eſt etc. „Der Pfeil iſt angeſetzt Siehe dieſes Verbrechen wirſt du mit „Wiſſen und Willen begehen. Sprich; was „ſoll ich thun? Ich ſchreibe dir nichts vor, „antwortete ihm Herkules. Mein Schmerz „iſt geſichert.“ Alles das übrige laſſe ich nunmehro den Amphitryo ſagen. Das eripere nec tu iſt eine Verbeſſerung, welche Gronov aus ſeiner Handſchrift vorgebracht hat, und die ohne Widerrede angenommen zu werden verdient. Da Amphitryo faſt entſchloſſen iſt, ſich zu durchſtechen, wenn Herkules bey dem Vorſatze zu ſterben, bleiben ſollte, da er ſich auf

keine Weiſe von ihm will trennen laſſen; ſo kann man leicht einſehen, was er mit folgenden Worten ſagen will: „Den Sohn mir erhalten, das kannſt du allein; aber mir ihn rauben, kannſt du nicht. Der größten Furcht bin ich entledigt. Elend kannſt du mich nicht machen: glücklich machen kannſt du mich ꝛc.“ d. i.: Da ich einmal beſchloſſen habe, ihr zu folgen, ſo kannſt du dich mir zwar erhalten, aber nicht rauben. Du kannſt mich glücklich machen, wenn du leben bleibſt: aber nicht elend, wenn du ſtirbſt, weil du ohne mich nicht ſterben ſollſt. – Die folgenden Zeilen paſſen in dem Munde des Amphitryo eben ſo wohl. Sollte aber ſeine Rede ein wenig zu lang ſcheinen, ſo könnte man ſie durchſchneiden, und die Worte: Tam tarde patri vitam dat aliquis? den Theſeus ſagen laſſen. Auf dieſe nun müßte Amphitryo weiter fortfahren: non feram ulterius moram etc bis endlich Herkules jam parce genitor, ſaget. Das jam, welches in eben dieſer Zeile nochmals wiederholt wird, zeigt genugſam wider Gronoven, daß Amphitryo ſich nicht erſt in den gleich vorhergehenden zwey Zeilen zu erſtechen gedroht, ſondern daß er es gleich vom Anfange dieſer Stelle gethan, und daß man alſo ihn und nicht den Herkules das hoc nunc ego utar, und das aptata arundo eſt müſſe ſagen laſſen.

Leſer von Geſchmack werden mir gewiß recht geben, wenn ſie ſich die Mühe nehmen wollen, auch in den übrigen Stücken meine Ordnung der Perſonen mit der ſeinigen zu vergleichen. Andere Kunſtrichter haben noch weniger zum Ziele getroffen. — Ich komme zu dem zweyten Trauerſpiele.

2.

Thyeſt.

Inhalt.

Atreus und Thyeſt, die Söhne des Pelops, regierten beyde zu Argos, ein Jahr um das andre. Thyeſt verliebte ſich in die Gemahlin ſeines Bruders, in die Aeroppe, und entwendete durch deren Hülfe den goldnen Widder, mit deſſen Beſitz das Schickſal des Reiches verknüpft war. Er flohe davon, und entging auf einige Zeit der Rache des Atreus. Doch dieſer dachte unaufhörlich auf die Vollziehung derſelben, und hielt endlich eine verſtellte Verſöhnung für das ſicherſte Mittel. Seine eignen Kinder mußten den Thyeſt bereden, daß er ſicher zurückkommen könne, weil ſein Bruder alle Feindſchaft bey Seite gelegt habe. Er kam. Atreus empfing ihn mit aller Freundlichkeit, deren die Bosheit fähig iſt, wenn ſie eine leichtgläubige Beute in ihr Netz lockt. Allein, wie unmenſchlich waren die Folgen. Atreus er-

mordet die Kinder seines Bruders am Altar, und machte seinem Bruder ein Mahl daraus, über welches die Welt nicht aufhören wird sich zu entsetzen. —— Mehr braucht man hoffentlich, zur Einleitung in das Stück selbst, nicht zu wissen.

Auszug.

Die Bühnen eröffnen der Schatten des Tantalus und die Furie Megära. Tantalus war der Großvater des Atreus und des Thyest. Man kennet seine Verbrechen, und seine Strafe in der Hölle. Jetzt bringt ihn Megära auf die Oberwelt. Er erstaunt, und glaubt, daß man eine Veränderung der Qualen mit ihm vornehmen wolle. Doch Megära entdeckt ihm gar bald, daß er seine Familie mit Wuth und Haß anstecken und zu den grausamsten Verbrechen geneigt machen solle. „In „diesen werde um den Vorzug gekämpft, und „wechselsweise zücke man den Dolch. Der „Zorn kenne weder Maß noch Scham, und „blinde Raserey reitze die Gemüther. Die „Wuth der Aeltern daure fort, und anhaltende „Bosheit pflanze sich von einem Enkel auf „den andern. Ohne jemanden Zeit zu gönnen, „sein Verbrechen zu hassen, fehle es nie an „einem neuen, und nie sey eins allein in einem allein. Es wachse, indem es gestraft „wird. Den übermüthigen Brüdern entfalle

„das Scepter, und ein zweifelhaftes Glück „scheine sich ihrer im Elende anzunehmen. Es „wanke betrügrisch zwischen ihnen, und mache „jetzt aus dem Mächtigen den Unglücklichen, „und jetzt aus dem Unglücklichen den Mächti„gen. Ein beständiger Wechsel treibe ihr Reich „umher. Abscheulicher Laster wegen mögen sie „vertrieben werden, und in eben so abscheu„liche Laster mögen sie wieder fallen, wenn sie „Gott in ihr Vaterland zurück bringt. Allen „müssen sie so verhaßt seyn, als sich selbst. Nichts „halte sich ihr Zorn für unerlaubt. Der Bru„der fürchte den Bruder, den Sohn der Vater, „und den Vater der Sohn. Böse sollen die „Kinder umkommen, und noch böser erzeugt „werden. Die feindselige Gattin laure auf ih„ren Mann. Man führe den Krieg über das „Meer; vergoßnes Blut überschwemme die Län„der, und die siegende Wollust triumphire über „mächtige Führer der Völker. Unzucht sey in „dem gottlosen Hause das geringste ꝛc" Alle diese Verwünschungen, und noch mehrere, sind prophetisch, und beziehen sich weit auf das Zukünftige hinaus: auf das, zum Exempel, was sich mit der Klytemnästra, mit dem Oreſt, mit dem Agamemnon und Menelaus und andern Verwandten des Pelopeiischen Hauses zutragen sollte. Endlich kömmt Megära auf die näheren Gräuel mit mehr Deutlichkeit, und

verkündigt dem Tantalus das grausame Mahl, vor welchem sich die Sonne zurück ziehen werde. „An diesem sollst du deinen Hunger stillen. „Vor deinen Augen soll der mit Blut gemischte Wein getrunken werden. Endlich habe ich „die Speisen gefunden, die du selbst fliehen „wirst." — Auf diese schrecklichen Worte, will der Schatten davon eilen, und alle seine höllischen Strafen scheinen ihm dagegen geringe. Doch die Furie zwingt ihn, mit Streit und Mordlust vorher das Haus und die Gemüther der Könige zu erfüllen. Umsonst wendet er ein, es sey zwar billig, daß er Strafe leide, aber nicht, daß er andern zur Strafe diene. Umsonst beklagt er sich, daß er gleichsam als ein giftiger Dampf aus der geborstenen Erde geschickt werde, welcher Pest und Seuchen unter die Völker bringen müsse. Umsonst will er es wagen, nochmals schwatzhaft zu seyn, und seine Enkel vor allen Verbrechen vielmehr zu warnen. Doch die Furie drohet, und vermehrt in dem Schatten das innre Gefühl seiner Qualen so heftig, daß er ihr in den Pallast folgen muß, wo er überall Raserei und Blutdurst verbreitet. — Man muß sich einbilden, daß dieses sogleich geschieht, sobald er über die Schwelle getreten. Der Pallast empfindet es, daß er von einem unseligen Geiste berührt wird, und zittert. Die Furie ruft ihm zu, daß es genug sey, und befiehlt ihm,

in die unterirdiſchen Höhlen zu ſeinen Martern zurückzukehren, weil die Erde ihn nicht länger tragen wolle, und die ganze Natur ſich über ſeine Gegenwart entſetze. Sie beſchreibt dieſes Entſetzen in ein Dutzend ſchönen Verſen, die ſie hier hätte erſparen können, und macht dem Chore Platz. Der Inhalt ſeines Geſanges iſt eine Bitte an die Götter, alle Verbrechen von dem königlichen Hauſe abzuhalten, und nicht zuzugeben, daß auf einen böſen Großvater ein ſchlimmerer Enkel folge Er ſagt, es ſey bereits genug geſündiget worden; und führt, dieſes zu beweiſen, die Geſchichte des Myrtilus und die blutige Mahlzeit an, welche Tantalus den Göttern vorgeſetzt. Von der Strafe des letztern macht er ein ſehr künſtliches Gemälde, welches aber den Leſer kalt läßt, und beſchließt es ſo abgebrochen, daß einige Kunſtrichter zu glauben bewogen worden, es müſſe das eigentliche Ende hier fehlen.

Zweiter Aufzug.

Auch dieſer Aufzug beſteht nur aus einer einzigen Scene, zwiſchen dem Atreus und einem Vertrauten. Atreus iſt gleich Anfangs gegen ſich ſelbſt unwillig, daß er noch bis jetzt, wegen der ſchimpflichen Beleidigungen ſeines Bruders, ungerochen ſey. Er tadelt ſich, daß er nicht ſchon längſt alles in Blut und Flammen geſetzt. Wie gern hät, er ſich wollen

unter

unter dem einstürzenden Pallaste begraben lassen, wenn er nur zugleich auch den Bruder zerschmettert hätte. „Auf! Atreus, beginne es „was, was keine Nachwelt billige, aber auch „keine verschweige. Auf! erkühne dich einer „blutigen, gräßlichen Schandthat; einer Schand„that, auf die mein Bruder neidisch werde, die „er selbst begangen zu haben wünschen möchte. „Du kannst seine Verbrechen nicht rächen, ohne „sie zu übertreffen. Doch durch welche Abscheu„lichkeit werde ich ihm überlegen seyn können? „Auch in seinem Elende ruhet er nicht. Das „Unglück macht ihn eben so hartnäckig, als „übermüthig ihn das Glück macht. Ich kenne „seinen ungelehrigen Geist. Biegen läßt er sich „nicht, aber brechen läßt er sich. Ehe er sich „also wieder erholt, ehe er neue Kräfte sam„melt, muß ich ihn angreifen; denn bleibe ich „ruhig, so greift er mich an. Ich komme durch „ihn um, oder er muß durch mich umkommen. „Das Verbrechen ist mitten zwischen uns, gleich „einem Preise, aufgestellt, welcher dem gehört, „der es zuerst unternimmt."

Der Vertraute. So kann dich das widrige Urtheil des Volkes nicht schrecken?

Atreus. Das ist eben das beste an einem Reiche, daß das Volk die Thaten seines Beherrschers eben sowohl dulden als loben muß.

Der Vertraute. Die, welche man aus Furcht loben muß, eben die haßt man auch aus Furcht. Der aber, welcher nach dem Ruhme einer wahren Liebe ſtrebt, will ſich lieber von den Herzen, als von den Stimmen loben laſſen.

Atreus. Ein wahres Lob kann auch oft einem geringen Manne zu Theile werden; aber ein falſches nur dem Mächtigen. Die Unterthanen müſſen wohl wollen, was ſie nicht wollen.

Der Vertraute. Wenn der König, was recht iſt, will, ſo wird ſein Wille gern Aller Wille ſeyn.

Atreus. Derjenige König iſt nur halb König, welcher nur das, was recht iſt, wollen darf.

Der Vertraute. Wo weder Scham, noch Liebe zum Recht, weder Frömmigkeit noch Treue und Glaube iſt, da ruhet das Reich auf ſchwachem Grunde.

Atreus. Scham, Liebe zum Recht, Frömmigkeit, Treu und Glaube ſind kleine Tugenden für Bürger. Ein König thue, was ihm nützt.

Der Vertraute. Auch einem böſen Bruder zu ſchaden, mußt du für Unrecht halten.

Atreus. Alles iſt gegen ihn billig, was gegen einen Bruder unbillig iſt. Denn welcher Verbrechen hat er ſich enthalten? Von welcher Schandthat iſt er abgeſtanden? Durch Schändung hat er mir die Gemahlin, und durch Liſt das

Reich entrissen. — Mit diesem letztern zielet Atreus auf die schon erwähnte Raubung des goldnen Widders, mit dessen Besitze das Reich verbunden war. Es gehen verschiedene Zeilen auf die Beschreibung desselben, bis er endlich wieder schließt: „Meine Gemahlin ist verführt; „die Sicherheit des Reiches ist untergraben; das „Haus ist beschimpft; das Blut ist ungewiß ge„worden. Und nichts ist gewiß, als daß mein „Bruder mein Feind ist." — „Du zitterst?" — fährt er zu dem Vertrauten fort — „Sieh auf „den Tantalus und Pelops. Dieser ihren „Beyspielen zu folgen, werden meine Hände auf„geboten. Sprich, wie soll ich das verhaßte „Haupt verderben?"

Der Vertraute. Ein tödtlicher Stahl vergieße sein feindseliges Blut.

Atreus. Du redest von dem Ende der Strafe, und ich will von der Strafe selbst hören. Ein sanftmüthiger Tyrann mag umbringen lassen. In meinem Reiche wird der Tod als eine Gnade erlangt.

Der Vertraute. So ist alle Frömmigkeit bey dir hin?

Atreus. Fort, Frömmigkeit! wenn du anders jemals in unserm Hause gewesen bist. Das wüthende Heer der Furien, die zwistliebende Eryn nis, und sie, die in beyden Händen schreckliche Fackeln schüttelt, Megära, ziehe dafür ein. Ich brenne vor Wuth, und dürste nach unerhörten

unglaublichen Verbrechen. — Der Vertraute fragt ihn, worin dieſe Verbrechen beſtehen ſollen, und ob er ſich des Schwertes oder des Feuers zu ſeiner Rache bedienen werde. Doch beydes iſt ihm zu geringe; Thyeſt ſelbſt ſoll das Werkzeug ſeiner Rache ſeyn. Er entdeckt hierauf ſein unmenſchliches Vorhaben, und ermuntert ſich von Zeit zu Zeit ſelbſt, den Muth darüber nicht ſinken zu laſſen, ſondern es, ſo gräßlich es auch ſey, unerſchrocken auszuführen. Auf den Einwurf, welchen ihm der Vertraute macht, daß es ſehr ſchwer halten werde, ſeinen Bruder in das Netz zu locken, antwortet er, daß er ihn ſchon durch das anzukörnen wiſſen werde, was ihm wichtig genug ſcheine, ſich der äußerſten Gefahr deswegen auszuſetzen; nehmlich durch die Hoffnung, zu regieren. „Voll von dieſer Hoffnung, „wird er dem Blitze des drohenden Jupiters „entgegen zu eilen kein Bedenken tragen. Voll „von dieſer Hoffnung, wird er, was er für das „größte Uebel hält, ſelbſt den Bruder zu ſehen, „nicht anſtehen." — — Und dieſe Hoffnung will er ihm durch ſeine eignen Söhne machen laſſen, durch den Agamemnon und Menelaus nehmlich, die er mit der Aerope noch vor ihrer Untreue erzeugt hatte. Der Vertraute räth ihm, andre Mittelsperſonen dazu zu erwählen, damit die Kinder nicht einmal das an dem Vater thun möchten, was er ſie jetzt an dem Vetter zu thun

lehre. Doch Atreus ist von der Ruchlosigkeit seines Blutes schon so überzeugt, daß er zur Antwort giebt: „Wenn sie auch niemand die Wege „des Betrugs und der Verbrechen lehret, so „wird sie doch das Reich dieselben lehren. Du „fürchtest, sie möchten böse werden? Sie wur„den böse geboren.“— Der Vertraute macht ihm noch eine Einwendnng, und giebt ihm zu überlegen, ob er sich auch wohl auf die Verschwiegenheit so junger Leute verlassen dürfe? „Oder,“ spricht er, „willst du sie etwa selbst „hintergehen, und ihnen deine wahre Absicht „nicht entdecken? „Ja,“ antwortet Atreus; „sie sollen keinen Antheil an meinem Verbrechen „haben. Und was ist es auch nöthig, daß ich „sie zu Mitschuldigen machen will?“ — — Doch den Augenblick besinnt er sich, daß dieses für ihn zu gut gedacht sey. Er schilt sich selbst feig, und vermuthet, daß wenn er seiner Kinder hier in schonen wolle, er auch seines Bruders schonen werde. Agamemnon und Menelaus sollen es wissen, wozu er sie brauche, und eben daran will er es zugleich erkennen, ob sie auch wirklich seine Kinder sind. „Wenn sie ihn nicht „verfolgen, wenn sie ihn nicht hassen wollen, „wenn sie ihn Vetter nennen: so ist er ihr Va„ter.“ — Er will eben fortgehen, als er sich gleichwohl noch plötzlich anders besinnet. „Ein „schüchternes Gesicht,“ sagt er, „pflegt manches

„zu entdecken, und groſse Anſchläge verrathen „ſich wider Willen. Nein; ſie ſollen es nicht „wiſſen, zu welcher That ſie die Werkzeuge wer„den. Und du — (zum Vertrauten) halte unſer „Vorhaben geheim!" — — Dieſer verſichert, daß er ſowohl aus Furcht, als aus Treue verſchwiegen ſeyn werde, und geht mit dem Atreus ab.

Der Chor, welcher zu dieſem Auftritte gehöret, nimmt von der Herrſchſucht der zwey Brüder Gelegenheit, eine Menge Sittenſprüche über den falſchen Ehrgeiz anzubringen, und mehr ſpitzig als gründlich zu beſtimmen, worin das wahre Königreich beſtehe. „Ihr wißt es „nicht, die ihr nach Schlöſſern geitzet! Nicht „der Reichthum, nicht der Glanz des Tyriſchen „Purpurs, nicht das ſtrahlende Diadem macht „den König. Nur der iſt König, welcher alle „Furcht abgelegt, und alles Böſe aus der Wil„den Bruſt vertrieben hat. Nur der, welchen „nicht der ohnmächtige Ehrgeiz, welchen nicht „die immer wankende Gunſt des Pöbels be„wegt. — Nur der, welcher von ſeiner ſichern „Höhe alles weit unter ſich ſieht. Nur der, „welcher ſeinem Schickſale willig entgegen eilt, „und ohne zu klagen ſtirbt. — Es erſteige, „wer da will, die ſchlüpfrige Spitze des Hofes; „mich ſoll die ſüße Ruhe ſättigen, und verbor„gen will ich in ſanfter Stille dahin leben. „Allen Quiriten unbekannt, ſollen meine Jahre

„sachte vorüber fließen. Und wenn meine Tage „ohne Geräusch verschwunden sind, will ich Le„bens satt und ohne Titel erblassen. Auf den „wartet ein harter Tod, der, wenn er sterben „muß, allen viel zu bekannt ist, sich selbst aber „nicht kennet."

Dritter Aufzug.

Diesen eröffnet Thyest mit seinen Söhnen, und unter diesen führet Plisthenes das Wort. Sie langen, auf die betriegerische Einladung des Atreus, an. Thyest erfreuet sich Anfangs, daß er endlich seine Vaterstadt, und die Götter seiner Väter, wenn anders, setzt er hinzu, Götter sind, wieder siehet. „Bald," spricht er, „wird mir nun das Volk aus Argos fröh„lich entgegen kommen. Doch auch Atreus „wird mit kommen. O, fliehe Thyest, und „suche die dunkeln Wälder wieder, wo du un„ter dem Wilde ein ihm ähnliches Leben führ„test. Laß dich nicht den falschen Glanz des „Reiches blenden. Wenn du auf das siehest, „was dir angeboten wird, so siehe auch auf „den, der dir es anbietet. Unter den härtesten „Beschwerlichkeiten bin ich bisher muthig und „fröhlich gewesen. Doch nun falle ich in mar„ternde Furcht zurück; der Geist ist in banger „Erwartung, und möchte den Körper nur all„zugern zurück bewegen. Jeder Schritt stockt, „den ich thun will." — Plisthenes erstaunt

über die Unentſchloſſenheit ſeines Vaters; doch Thyeſt fährt fort: „Warum ſtehe ich noch „an? Warum quäle ich mich noch über einen „ſo leichten Entſchluß? Da ich niemanden trauen „darf, ſoll ich meinem Bruder, ſoll ich der „Hoffnung zu regieren trauen? Was fürchte ich „ſchon überwundene, von mir ſchon gebändigte „Uebel? Warum fliehe ich Trübſale, in die ich „mich bereits geſchickt? Ich will, ich will elend „ſeyn. Zurück alſo, Thyeſt, zurück, und rette „dich, da es dir noch vergönnt iſt."

Pliſthenes. Was bewegt dich, o Vater, deinen Schritt von der nun wieder erblickten väterlichen Burg zurück zu wenden? Warum willſt du dich ſelbſt ſo großen angebotenen Gütern entziehen? Dein Bruder hat ſeinen Zorn abgelegt, und wird aufs neue dein Bruder. Er giebt dir deinen Antheil an dem Reiche zurück, ſammelt die Glieder des zerrütteten Hauſes, und ſetzt dich wieder in den Beſitz deiner ſelbſt.

Thyeſt. Du willſt die Urſache der Furcht wiſſen, die ich ſelbſt nicht weiß. Ich ſehe nichts, wovor ich mich fürchten ſollte, und fürchte mich dennoch. Ich will gern gehen; aber die Kniee ſinken unter mir zuſammen, und ich werde mit Gewalt von dem Orte zurück getrieben, zu dem ich doch will. — —

Phlisth. O schlage alles nieder, was dein Gemüth so unentschlüssig macht, und betrachte, was für Belohnungen deiner warten. Du kannst regieren, Vater — —

Thyest. Unter beständiger Furcht des Todes.

Plisth. Du sollst die höchste Gewalt erlangen. — —

Thyest. Die höchste Gewalt ist die, nichts zu begehren.

Plisth. Du kannst nun deinen Kindern ein Reich lassen.

Thyest. Kein Reich fasset zwey Regenten.

Plisth. Wer will wohl elend seyn, wenn er glücklich seyn kann?

Thyest. Glaube mir; das Große gefällt nur durch die falschen Namen, die wir ihm beylegen. Mit Unrecht fürchtet man ein geringes und hartes Schicksal. So lange ich auf der Spitze der Ehren stand, habe ich nicht einen Augenblick zu zittern aufgehört, und mich selbst vor meinem eignen Schwert an meinen Lenden gefürchtet. O welch ein Glück ist es, niemanden im Wege zu stehen, und auf dem Boden hingestreckt, sichere Speisen zu genießen! Kein Verbrechen schleicht sich in schlechte Hütten, wo man sich an einem geringen Tische sorglos sättigen kann. Das Gift wird aus Gold getrunken; und ich weiß aus der Erfahrung, wie weit das schlechte Glück dem guten vorzu-

ziehen iſt. — — Hier verirrt ſich Thyeſt in eine poetiſche Beſchreibung der ausſchweifenden Pracht und Ueppigkeit der Großen. Sie iſt ſchön, und paßt ſehr wohl auf die damaligen Zeiten der Römer; aber auch deswegen verliert ſie in dem Munde des Thyeſt ſehr vieles von ihrer Schönheit. Endlich ſchließt er mit den Worten: „Es iſt ein Reich über alle Reiche, das „Reich entbehren zu können.“

Pliſth. Man muß das Reich nicht ausſchlagen, wenn es Gott giebt.

Thyeſt. Noch weniger muß man darnach trachten.

Pliſth. Dein Bruder bittet dich ja, zu regieren.

Thyeſt. Er bittet, und das iſt ſchrecklich. Hier muß eine Liſt verborgen liegen.

Pliſth. Die brüderliche Liebe kann ja wohl das Herz, woraus ſie vertrieben worden, wieder einnehmen, und neue Kräfte, anſtatt der verlornen, ſammeln.

Thyeſt. Wie? Atreus ſollte ſeinen Bruder lieben? — — Eher wird die Nacht die Erde erleuchten; eher wird das Feuer mit dem Waſſer, der Tod mit dem Leben, der Wind mit der See Bündniß und Frieden ſchließen.

Pliſth. Vor welchem Betruge fürchteſt du dich denn aber?

Thyeſt. Vor allem! Und was kann ich meiner Furcht für Gränzen ſetzen, da ſeine Macht ſo groß iſt, als ſein Haß?

Pliſth. Was kann er gegen dich vermögen?

Thyeſt. Für mich fürchte ich auch nichts; ſondern ihr allein, meine Kinder, macht, daß ich den Atreus fürchte.

Pliſth. Aber du biſt ſchon gefangen, und fürchteſt dich, gefangen zu werden? Mitten in der Noth iſt es zu ſpät, ſich davor zu hüten.

Thyeſt. So kommt denn. Nur dieſes einzige will ich, euer Vater, noch betheuern: ich folge euch; nicht ihr mir.

Pliſth. Gott wird unſere gute Abſicht gnädig anſehen. Setze den zweifelhaften Fuß nur weiter.

Hier kommt Atreus dazu, und macht durch ſeine Erſcheinung die zweyte Scene dieſes Aufzuges. In den erſten Zeilen, welche er in der Entfernung vor ſich ſagt, freut er ſich, daß er ſeinen Bruder nunmehr im Netze habe; und zwar ganz, mit allen ſeinen drey Söhnen. Der zweyte dieſer Söhne hieß Tantalus, wie wir weiter unten hören werden; der Name des dritten aber kömmt in dem Stücke nicht vor. „Kaum," ſagt Atreus, „daß ich mich mäßigen, und die „ausbrechende Wuth zurück halten kann. So „wie ein Spürhund, der an dem langen Leitbande das Wild ausſpürt, und mit gebückter

„Schnautze die Wege beſchnaubert. So lange „er noch durch den ſchwachen Geruch ſich weit „von dem Eber merkt, iſt er folgſam, und durch„irret ſchweigend die Spur. Doch kaum fühlt „er ſich der Beute näher, ſo ſtemmt er ſich, „kämpfet mit dem unbändigen Nacken, und ruft „winſelnd ſeinen ſäumenden Führer, bis er ſich „ihm entreißt. Wenn der Zorn Blut wittert, „wer kann ihn verbergen? und doch muß ich „ihn verbergen." — In dem Munde des Dichters würde dieſes Gleichniß ſehr ſchön ſeyn; aber in dem Munde der Perſon ſelbſt, welche dieſe ſchwer zu zähmende Wuth fühlet, iſt es ohne Zweifel zu geſucht und zu unnatürlich. Je näher Atreus ſeinem Bruder kömmt, deſto mehr verändert er ſeine Rede. Jetzt, da er ungefähr von ihm gehört werden kann, beklagt er ihn ſchon, und erſtaunt über ſeinen armſeligen Aufzug. „Ich will mein Wort halten," fährt er fort. „Und wo iſt er denn, mein Bruder?" — — Hier geht er endlich auf ihn los: „Umarme „mich, ſehnlichſt gewünſchter Bruder! Aller Zorn „ſey nunmehr zwiſchen uns vorbey. An dieſem „Tage feyre man den Sieg des Bluts und der „Liebe. Weg mit allem Haſſe aus unſern Ge„müthern!"

Thyeſt. Ach, Atreus, ich könnte alles rechtfertigen, wenn du dich jetzt nicht ſo erzeigteſt! Ja, Bruder, ich geſtehe es; ich geſtehe es, ich habe alles

verbrochen, deſſen du mich ſchuldig gehalten. Deine heutige Liebe macht meine Sache zur ſchlimmſten Sache. Der muß ganz ſchuldig ſeyn, den ein ſo guter Bruder hat für ſchuldig halten können. Zu den Thränen muß ich nunmehr meine Zuflucht nehmen. Siehe mich hier zu deinen Füßen! Laß dieſe Hände, die noch keines Knie umfaßt haben, die deinigen umfaſſen. Laß uns allen Zorn bey Seite legen; laß uns allen Unwillen aus den Gemüthern verbannen. Empfange dieſe Unſchuldigen als die Unterpfänder meiner Treue.

Atreus. Verlaß dieſe erniedrigende Stellung, und umarme mich, mein Bruder. Und auch ihr, ihr Stützen unſers Alters, edle Jünglinge, laßt euch an meine Bruſt drücken. Lege das ſchmutzige Kleid ab; verſchone meine Augen mit einem ſolchen Anblicke; laß dir einen Schmuck reichen, der dem meinen gleich iſt, und tritt freudig in den Beſitz deines Antheils an dem brüderlichen Reiche. Ich will mich des größern Lobes erfreuen, meinen Bruder unverletzt der väterlichen Würde wieder hergeſtellt zu haben. Ein Reich beſitzen, iſt Zufall; ein Reich ſchenken, iſt Tugend.

Thyeſt. Möchten dir doch, Bruder, dieſe deine Wohlthaten die Götter würdig vergelten. Meine Armſeligkeit ſchlägt es aus, die königliche

Binde anzunehmen, und die unglückliche Hand ſcheuet ſich vor dem Scepter. Erlaube mir, daß ich mitten unter dem Volke verborgen leben darf.

Atreus. Unſer Reich leidet zwei Regenten.

Thyeſt. Was du haſt, ſoll mir ſo gut ſeyn, als ob ich es ſelbſt hätte.

Atreus. Wer wollte die freywillig zufließenden Güter des Glücks verſchmähen?

Thyeſt. Der, welcher es erfahren hat, wie ſchnell ſie wieder dahin ſind.

Atreus. So willſt du deinen Bruder die unſchätzbarſte Ehre nicht erlangen laſſen?

Thyeſt. Deine Ehre hat bereits die erhabenſte Staffel erreicht, und nun iſt es nur noch um meine zu thun. Ja, ich habe es feſt beſchloſſen, das Reich auszuſchlagen.

Atreus. Wenn du deinen Antheil nicht wieder nimmſt, ſo will ich meinen verlaſſen.

Thyeſt. Wohl, ich nehme ihn. Ich will den Namen der mir aufgelegten Herrſchaft führen; dir aber allein ſollen Geſetze und Waffen mit mir dienen.

Atreus. So laß dir denn um die ehrwürdige Stirne das Diadem binden. Ich will gehen, und den Göttern die verſprochnen Opfer bringen.

Hiermit gehen beyde Theile ab, und der zu dieſem Aufzuge gehörende Chor erhebt die brüderliche Liebe des Atreus, dem man kaum einen Funken

derselben hätte zutrauen sollen. Er vergleicht diese nach langen Verfolgungen wieder hergestellte Freundschaft, einer angenehmen Meerstille, welche auf einen schrecklichen Sturm folgt. Er macht dabey Schilderungen über Schilderungen, welche keinen andern Fehler haben, als daß sie die Aufmerksamkeit des Zuschauers zerstreuen. Vielleicht zwar, daß sie diesen Fehler nicht geäußert haben, wenn die Alten anders die Kunst, etwas so zierlich herzusingen, daß man kein Wort davon errathen kann, eben so gut verstanden haben, als wir Neuern sie verstehen. — — Der Schluß dieses Chors sind abermals einige moralische Anwendungen über das veränderliche Glück, besonders der Großen. „O ihr, welchen der Herrscher über Erde und Meer, das „große Recht des Lebens und des Todes anvertrauet hat, entsaget den stolzen aufgeblasenen Geberden. Was der Geringere von euch „fürchtet, eben das drohet euch ein größerer „Herr. Jedes Reich stehet unter einem noch „mächtigern Reiche. Oft sah einen, den der „anbrechende Tag im Glanze fand, der untergehende im Staube. Niemand traue dem „ihn anlachenden Glücke; niemand verzweifle, „wenn es ihm den Rücken zukehret. Clotho „mischt Gutes und Böses, und treibt unaufhörlich das Rad des Schicksals um ꝛc."

Vierter Aufzug.

In dem Zwiſchenraume dieſes und des vorhergehenden Aufzuges, muß man ſich vorſtellen, daß Atreus ſeine Grauſamkeiten begangen habe. Sie waren zu ſchrecklich, als daß ſie der Dichter, der ſich der Regel des Horaz ohne Zweifel erinnerte:

Nec pueros coram populo Medea trucidat:
Aut humana palam coquat exta nefarius Atreus;

dem Zuſchauer hätte zeigen ſollen. Er läßt ſie alſo bloß erzählen, und giebt ſich, dieſe Erzählung mit dem Ganzen auf eine kunſtmäßige Art zu verbinden, ſo wenig Mühe, daß er weiter nichts thut, als einen Mann, den er Nuncius nennt, herauskommen und dem Chore von dem, was er geſehen hat, Nachricht geben laſſen. Der Chor wird alſo hier zu einer ſpielenden Perſon, welches in den alten Trauerſpielen nichts ungewöhnliches iſt. Gemeiniglich führte alsdann der Coryphäus das Wort, der entweder mit dem ganzen Chore, oder nur mit einem Theile deſſelben, zurück blieb, nachdem es die Umſtände erforderten. Wir werden unten ſehen, warum man annehmen müſſe, daß er hier nur mit einem Theile zurück geblieben ſey. Seine Reden ſind ſehr kurz, und geben bloß dem Erzähler Gelegenheit, ſo umſtändlich, als es nöthig iſt, zu ſeyn. Dieſer nun tritt voller Schrecken und Entſetzen hervor, und wünſcht von einem Wirbelwinde durch die Lüfte

geriſſen

gerissen und in eine finstre Wolke gehüllet zu werden, damit er dem Anblicke eines so gräßlichen Verbrechens entkommen möge. „O Haus, dessen sich „selbst Pelops und Tantalus schämen müssen."

Der Chor. Was bringst du Neues?

Der Erzähler. Wo bin ich? Ist dieses das Land, in welchem Argos, Korinth und das durch die frommen Brüder berühmte Sparta liegt? Oder bin ich an dem Ister unter den wilden Alanen? Oder bin ich unter dem ewigen Schnee des rauhen Hircaniens? Oder unter den schweifenden Scythen? Was ist es für eine Gegend, die zu Mitschuldigen so abscheulicher Verbrechen gemacht wird?

Der Chor. Welcher Verbrechen? Entdecke doch — —

Der Erzähler. Noch staunet meine ganze Seele, noch ist der vor Furcht starrende Körper seiner Glieder nicht mächtig. Noch schwebt das Bild der gräßlichen That vor meinen Augen ꝛc.

Der Chor. Du marterst uns durch die Ungewißheit noch mehr. Sage, wovor du dich entsetzest, und nenne den Urheber. Einer von den Brüdern muß es seyn; aber welcher? Rede doch! — —

Nunmehr wär es ohne Zweifel billig, daß der Erzähler sogleich zur Sache käme, und diese geschwind in wenigen kurzen und affectvollen Worten entdeckte, ehe er sich mit Beschreibung kleiner Um-

ſtände, die vielleicht ganz und gar unnöthig ſind, beſchäftigte. Allein was glaubt man wohl, daß er vorher thut? Er beſchreibt in mehr als vierzig Zeilen vor allen Dingen den heiligen Hayn, hinter der mitternächtlichen Seite des pelopeiſchen Pallaſtes, in welchem Atreus die blutigen Opfer geſchlachtet hatte, ohne dieſer mit einer Sylbe zu gedenken. Er ſagt uns, aus was für Bäumen dieſer Wald beſtehe, zu welchen Handlungen ihn die Nachkommen des Tantalus geweihet, mit was für gelobten Geſchenken und Denkmählern er ausgezieret und behängt ſey. Er meldet, daß es darin umgehe, und malt faſt jede Art von Erſcheinungen, die den Tag ſowohl als die Nacht darin ſchrecklich machten. — — Ich begreife nicht, was der Dichter hierbey muß gedacht haben; noch viel weniger begreife ich, wie ſich die Zuſchauer eine ſolche Verzögerung können gefallen laſſen. Eine kleine Vorbereitung, wenn etwas ſehr Wichtiges zu erzählen iſt, wird gar wohl erlaubt; ſie reizt die Zuhörer, ihre Aufmerkſamkeit auf das, was folgen ſoll, gefaßt zu halten. Allein ſie muß dieſe Aufmerkſamkeit nicht vorweg ermüden; ſie muß das, was in einer Zeile eine ſehr gute Wirkung thun würde, nicht in vierzig ausdehnen. — — Doch damit ich auch meinen Tadel nicht zu weit ausdehne, ſo will ich das Gemälde des Hayns an ſeinen Ort geſtellt ſeyn

laſſen, und mit dem Dichter wieder weiter gehen. „Als nun," läßt er den Erzähler fortfahren, „der raſende Atreus in Begleitung der „Kinder ſeines Bruders in den Hayn gekommen war, wurden die Altäre ſogleich geſchmückt. „Aber nun, wo werde ich Worte finden? — „Die Hände werden den edlen Jünglingen auf „den Rücken gebunden, und um ihre Stirn „wird die traurige Opferbinde geſchlagen. Da „fehlt kein Weihrauch, kein geheiligter Wein; „das Opfer wird mit Salzmehl beſtreuet, ehe „es das Schlachtmeſſer berühren darf. Alle „Ordnung wird beybehalten, damit ja eine „ſolche Laſterthat nicht anders als auf die beſte „Weiſe geſchehe."

Der Chor. Und weſſen Hand führte das Eiſen?

Der Erzähler. Er ſelbſt iſt Prieſter; er ſelbſt hält das blutige Gebet, und läßt aus ſchrecklichem Munde das Sterbelied tönen. Er ſelbſt ſtehet am Altare, befühlt die dem Tode Geweihten, legt ſie zurecht, und ergreift den Stahl. Er ſelbſt giebt Acht, und kein einziger Opfergebrauch wird übergangen. Der Hayn erzittert; der ganze Pallaſt ſchwankt auf dem durchſchütterten Boden, und drohet bald hier bald dahin zu ſtürzen. Oben zur Linken ſchießt ein Stern durch den Himmel, und ein ſchwarzer Schweif bemerkt ſeine Bahn. Der in das Feuer ge-

spritzte Wein wird Blut; dreymal entfällt dem Haupte das Diadem; die Bildsäulen weinen, und ein jeder wird von diesen Vorbedeutungen gerührt. Nur Atreus allein bleibt unbeweglich und sich selbst gleich, und hört nicht auf, die drohenden Götter zu schrecken. Länger will er nicht verweilen; er springt wieder zu dem Altare, und schielet mit grimmigen Blicken um sich. So irret ein hungriges Tiegerthier in den Gangetischen Wäldern zwischen zwey jungen Stieren. Es ist auf den einen Raub so begierig, wie auf den andern, und nur ungewiß, welchen es zuerst zerreißen solle. Jetzt bleckt es den Rachen auf diesen; jetzt bleckt es ihn auf jenen zurück, und hält seinen Hunger in Zweifel. Nicht anders betrachtet der ruchlose Atreus die Schlachtopfer seines verfluchten Zornes, und sieht bey sich an, welches er zuerst, und welches er hernach abthun wolle. Es wäre gleichviel; aber doch sieht er bey sich an, und freuet sich, über seine verruchte That zu künsteln.

Der Chor. Aber gegen wen braucht er endlich den Stahl zuerst?

Der Erzähler. Das erste Opfer — damit man, ohne Zweifel, die kindliche Ehrfurcht nicht vermissen möge — wird dem Großvater geweihet. Tantalus ist dieses erste Opfer.

Der Chor. Mit welchem Muthe, mit welchem Gesichte duldete der Jüngling den Tod?

Der Erzähler. Unbesorgt für sich selbst stand er da, und verschwendete keine Bitte vergebens. Aber der Wüthrich stieß und drückte so lange nach, bis sich der Stahl in der Wunde verlor, und die Hand an die Gurgel traf. Da er das Eisen zurückzog, stand der Leichnam; und als er lange gezweifelt hatte, ob er auf diese oder auf jene Seite fallen sollte, fiel er endlich auf den Vetter. Voller Wuth riß dieser hierauf den Plisthenes zum Altare, und schickte ihn dem Bruder nach. Er hieb ihm den Hals ab; der Rumpf fiel vor sich nieder, und der Kopf rollte mit einem unverständlichen klägelichen Murmeln auf den Boden hin.

Der Chor. Nachdem er diesen doppelten Mord vollbracht, was that er alsdann? Schonte er des Knaben? Oder häufte er Verbrechen auf Verbrechen?

Der Erzähler. So wie ein Löwe in Armenischen Wäldern mit siegender Wuth unter den Rindern tobt, und mit blutigem Rachen, auch nach gestilltem Hunger, seinen Grimm nicht ablegt; sondern noch hier einen Stier und noch da einen anfällt, bis er mit müden Zähnen endlich auch den Kälbern drohet: eben so wüthet Atreus, und schwillet vor Zorn. Er hält das vom doppelten Morde blutige Eisen, vergißt, was für ein schwaches Kind es zu durchstoßen habe, und holt weit von dem Körper

aus *). Der Stahl drang in die Bruſt ein, und fuhr durch den Rücken heraus. Das Kind fiel, löſchte mit ſeinem Blute das Feuer auf dem Altar, und ſtarb an der zwiefachen Wunde.

Der Chor. Abſcheuliche Laſterthat.

*) Die Worte heißen in dem Originale:

Ferrumque gemina caede perfusum tenens,
Oblitus in quem rueret; infesta manu
Exegit ultra corpus — —

Alle Ausleger übergehen dieſe Stelle, und gleichwohl zweifle ich, ob ſie von allen gehörig iſt verſtanden worden. Das exigere corpus iſt mir ungemein verdächtig. Ich weiß wohl, was bey dem Virgil exigere enſem per corpus heißt; allein ob ſchlechtweg exigere corpus eben dieſes heißen könne, daran zweifle ich, und glaube nicht, daß man bey irgend einem Schriftſteller ein ähnliches Exempel finden werde. Ich erkühne mich daher, eine kleine Veränderung zu machen, und anſtatt infeſta manu zu leſen infeſtam manum; ſo daß ultra, welches man vorher adverbialiter nehmen mußte, nunmehr zur Präpoſition wird, die zu corpus gehöret. Was aber manum exigere heiße, und daß es gar wohl ausholen heißen könne, wird man leicht einſehen. Vielleicht könnte auch die Bedeutung, da exigere verſuchen, probiren heißt, hier zu Statten kommen.

Der Erzähler. Ihr entsetzet euch? Wenn er hier inne gehalten hätte; so wäre er noch fromm.

Der Chor. Was kann noch Verruchteres in der Natur gefunden werden?

Der Erzähler. Ihr glaubt, es sey das Ende seines Verbrechens? Es ist nur eine Staffel desselben.

Der Chor. Aber was hat er weiter thun können? Er hat vielleicht die Leichname den wilden Thieren zu zerreißen vorgeworfen, und ihnen den Holzstoß versagt.

Der Erzähler. Wäre es doch nichts als das! ——— Nunmehr folgt eine sehr gräßliche Beschreibung, die aber so ekel ist, daß ich meine Leser damit verschonen will. Man sieht darin, wie Atreus die todten Körper in Stücken zerhackt: wie er einen Theil derselben an die Spieße gesteckt, und den andern in Kessel geworfen, um jene zu braten und diese zu kochen; wie das Feuer diesen grausamen Dienst verweigert, und wie traurig der fette Rauch davon in die Höhe gestiegen. Der Erzähler fügt endlich hinzu, daß Thyest in der Trunkenheit wirklich von diesen abscheulichen Gerichten gegessen; daß ihm oft die Bissen in dem Schlunde stecken geblieben; daß sich die Sonne, obgleich zu spät, darüber zurückgezogen; daß Thyest sein Unglück

zwar noch nicht kenne, daß es ihm aber schwerlich lange verborgen bleiben werde.

Mehr hat der Erzähler nicht zu sagen. Er geht also wieder fort, und die vorhin abgegangene Hälfte des Chors tritt herein, ihren Gesang anzustimmen. Er enthält lauter Bewunderung und Entsetzen über das Zurückfliehen der Sonne. Sie wissen gar nicht, welcher Ursache sie dasselbe zuschreiben sollen, und vermuthen nichts Geringeres, als daß die Riesen einen neuen neuen Sturm auf den Himmel müßten gewagt haben, oder daß gar der Untergang der Welt nahe sey. Hieraus also, daß sie nicht wissen, daß die Sonne aus Abscheu über die Verbrechen des Atreus zurückgeflohen, ist es klar, daß sie bey der vorhergehenden Unterredung nicht können gegenwärtig gewesen seyn. Da aber doch allerdings der Chor eine unterredende Person dabey ist, so muß man entweder einen doppelten Chor annehmen, oder, wie ich gethan habe, ihn theilen. Es ist erstaunlich, daß die Kunstrichter solcher Schwierigkeiten durchaus nicht mit einem Worte gedenken, und alles gethan zu haben glauben, wenn sie hier ein Wörtchen und da einen Umstand, mit Auskramung aller ihrer Gelehrsamkeit, erklären. — — Vielleicht könnte man auch sagen, daß der einzige Coryphäus nur mit dem Erzähler gesprochen, und daß außer ihm der ganze Chor

abgegangen sey. Vielleicht könnte man sich dieserwegen unter andern darauf berufen, daß der Erzähler selbst ihn als eine einzelne Person betrachtet, und in der einfachen Zahl mit ihm spricht; als Zeile 746.

— — — Sceleris hunc finem putas?

Kurz vorher redet er ihn zwar in der vielfachen Zahl an, wenn er ihn in der 744sten Zeile fragt: exhorruistis? Allein dieses exhorruistis wäre sehr leicht in exhorruisti zu verwandeln, welches ohnedies der Gleichförmigkeit wegen höchst nöthig ist. — Von dem Chore selbst will ich nicht viel sagen, weil er fast aus nichts als aus poetischen Blümchen bestehet, die der befürchtete Untergang der Welt, wie man leicht vermuthen kann, reichlich genug darbietet. Unter andern geht der Dichter den ganzen Thierkreis durch, und bedauert gleichsam ein jedes Zeichen, das nunmehr herabstürzen und in das alte Chaos zurück fallen würde. Zum Schlusse kömmt er wieder auf einige moralische Sprüche. „So sind wir denn, „nach einer unzähligen Menge von Sterblichen, „die, welche man für würdig erkannt hat, von „den Trümmern der Welt zerschmettert zu wer„den? So sind wir es, die auf die letzten Zei„ten verspart wurden? Ach, wie hart ist unser „Schicksal; es sey nun, daß wir die Sonne ver„loren, oder sie vertrieben haben! Doch, weg „ihr Klagen! weg Furcht! Der ist auf das Le-

„ben zu begierig, der nicht einmal ſterben will, „wenn die Welt mit ihm untergeht.“

Fünfter Aufzug.

Die grauſame Mahlzeit iſt vorbey. Atreus kann ſeine ruchloſe Freude länger nicht mäßigen, ſondern kömmt heraus, ſich ſeinen abſcheulichen Frohlockungen zu überlaſſen. Dieſe ſind der vornehmſte Inhalt des erſten Auftritts in dieſem Aufzuge. Aber doch iſt er noch nicht zufrieden; er will den Thyeſt, zum Schluſſe der Mahlzeit, auch noch das Blut ſeiner Kinder zu trinken geben. Er befiehlt daher ſeinen Dienern, die Thore des Pallaſts zu eröffnen, und man ſieht in der Entfernung den Thyeſt am Tiſche liegen. Atreus hatte bey Zermetzelung der Kinder, ihre Köpfe zurück gelegt, um ſie dem Vater, bei Eröffnung ſeines Unglücks, zu zeigen. Er freuet ſich ſchon im voraus über die Entfärbung des Geſichts, mit welcher ſie Thyeſt erblicken werde. „Das,“ ſpricht er, „muß ich mit anſehen. Ich muß es mit anhö„ren, welche Worte ſein Schmerz zuerſt aus„ſtoßen wird. Ich muß dabey ſeyn, wenn er „ſtarr und vor Entſetzen wie entſeelt da ſtehen „wird. Das iſt die Frucht meiner That! Ich „mag ihn nicht ſowohl elend ſeyn, als elend „werden ſehn.“ — Er wird mit Vergnügen gewahr, daß Thyeſt ſchon faſt trunken iſt, und

hofft daher, daß ihm seine List mit dem Blute, welches er unter alten Wein von einer starken Farbe mischen wolle, desto eher gelingen werde. — — „Ein solches Mahl muß mit einem „solchen Trunke beschlossen werden. Er, der „lieber mein Blut getrunken hätte, soll das Blut „der Seinen trinken. Hört, schon stimmt er „festliche Gesänge an, und ist seines Verstandes „kaum mehr mächtig."

Hier nun kömmt Thyest langsam hervor, und sein Gesang ist eine Ermunterung seiner selbst, alle traurige Vorstellungen fahren zu lassen. „Heitere deine Blicke zur gegenwärtigen Freude auf, „und verjage den alten Thyest aus deinem Gemüthe! Aber so sind die Elenden! Sie trauen „dem Glücke nie, wenn es sie gleich wieder anlacht, und freuen sich mit Widerwillen. Welcher „ohne Ursache erregte Schmerz verbeut mir, diesen „festlichen Tag zu feyern, und befiehlt mir, zu „weinen? Was ist es, das mir mein Haupt mit „frischen Blumen zu kränzen nicht erlauben will? „Es will es nicht; es will es nicht! — Unerwartete Thränen rollen die Wangen herab, und „mitten unter meine Worte mischen sich Seufzer — — Ach, der sein Unglück ahndende Geist „verkündiget mit diesen Zeichen ein nahes Leiden! — — Doch mit was für traurigen Erwartungen quälst du dich, Unsinniger? Ueberlaß dich deinem Bruder voll leichtgläubiger

„Liebe! Es ſey nun was es ſey, ſo fürchteſt du „dich entweder ohne Grund, oder zu ſpät. Gern „wollt' ich Unglücklicher mich nicht fürchten; „aber mein Innerſtes bebt vor Schrecken. Schnell „ſtrömet aus den Augen eine Fluth von Zäh„ren, und ſtrömet ohne Urſache. Iſt es Schmerz, „oder iſt es Furcht? Oder hat auch eine heftige „Freude ihre Thränen?"

Nunmehr redet ihn Atreus an: „Laß uns, „Bruder, unſere Freude verbinden, dieſen glück„lichen Tag würdig zu begehen. Heute wird „mein Thron befeſtiget; heute wird ein Friede „geſtiftet, wie er unſerer brüderlichen Treue „geziemet."

Thyeſt. Die reiche Tafel hat mich genug geſättiget; ich glühe vom Weine. Aber wie unendlich könnte meine Freude vermehrt werden, wenn ich mich mit den Meinigen freuen dürfte.

Atreus. Glaube, daß ſie ſo gut verwahrt ſind, als ob du ſie in deinen Armen hielteſt. Sie ſind hier, und werden hier bleiben. Von deinen Kindern ſoll dir nichts verloren gehen. Ich will dich ihre Geſichter, die du ſo ſehnlich verlangſt, ſehen laſſen. Deine Begierde ſoll geſättiget werden; fürchte nichts. Sie liegen noch jetzt, mit meinen Kindern zugleich, an dem frohen Tiſche; aber man ſoll ſie gleich herholen. Nimm nur unterdeſſen dieſen unſern Geſchlechtsbecher, mit Bacchus Gaben erfüllet,

aus meiner Hand. — Thyeſt vermuthet bey dieſen zweydeutigen Reden noch nichts Arges. Er greift mit Dankſagung nach dem Becher, ihn vor dem Angeſichte der väterlichen Götter auf eine ewige Liebe auszuleeren, und iſt eben in der Stellung, ihn an den Mund zu führen; als ſeine fürchterlichen Ahndungen zunehmen. „Was iſt das? die Hand will nicht gehorchen? „die Schwere des Bechers wächſt und ziehet „die Rechte mit nieder? Ich bringe ihn dem „Munde näher, und vergieße zitternd den Wein, „ohne die betrogenen Lippen zu netzen. Sieh! „ſelbſt der Tiſch ſpringt von dem erſchütterten „Boden in die Höhe! Kaum erleuchtet das „Feuer! Die ſchwere öde Luft erſtarret ſchreck„lich zwiſchen Tag und Nacht! Das krachende „Gewölbe des Himmels drohet zu ſtürzen! „Schwarze Schatten verdicken die Finſterniß, „und die Nacht verbirgt ſich in die Nacht! „Alles Geſtirne flieht! Es drohe, was uns auch „drohe; nur daß es meinen Bruder, nur „daß es meine Kinder verſchone! Auf mein „unwürdiges Haupt allein breche das Wetter „los! Ach, jetzt, jetzt gieb mir meine Kinder „wieder!"

Atreus. Ich will ſie dir geben, und kein Tag ſoll ſie dir jemals wieder rauben. — Hier muß man ſich vorſtellen, daß Atreus einen Wink giebt, und die zurückgelegten Häupter und Hände der Kin-

der herbey bringen läßt, unterdessen daß Thyest in dem vorigen Tone fortfährt: „Welch ein „Aufruhr durchwühlet mein Eingeweide? Was „zittert in meinem Innern? Ich fühle eine un„geduldige Last, und aus meiner Brust steigen „Seufzer auf, die nicht meine sind. Kommt „doch meine Söhne! Euer unglücklicher Vater „ruft euch. Kommt doch! Euer Anblick wird „diesen Schmerz verjagen. Hörte ich sie nicht? „Wo sprachen sie?" — Nunmehr sind ihre traurigen Ueberbleibsel da, und Atreus stehet sich an seinem erwünschten Augenblicke

Atreus. Halte deine väterlichen Umarmungen bereit! Hier sind sie! (indem er sie ihm zeigt) Erkennst du deine Söhne?

Thyest. Ich erkenne den Bruder! Erde! und so eine Schandthat konntest du auf die dulden? —

Dieses ist der Anfang von den gräßlichsten Verwünschungen seines Bruders und seiner selbst. Das ich erkenne den Bruder ist ohne Zweifel ein Meisterzug, der alles auf einmal denken läßt, was Thyest hier kann empfunden haben. Er scheinet zwar etwas von einer spitzigen Gegenrede an sich zu haben; aber gleichwohl muß seine Wirkung in dem Munde des Schauspielers vortrefflich gewesen seyn, wenn er das dazu gehörige starrende Erstaunen mit genug Bitterkeit und Abscheu hat ausdrücken können. — —

Es fehlt ſo viel, daß Atreus von den Verwünſchungen ſeines Bruders ſollte gerührt werden, daß er ihn vielmehr auf die ſpöttiſchſte Art unterbricht:

Atreus. Nimm ſie doch lieber hin, die ſo lange begehrten Kinder. Dein Bruder verwehrt es dir nicht länger. Genieße ſie; küſſe ſie; theile unter alle drey die Zeichen deiner Liebe.

Thyeſt. War das der Bund? war das die Ausſöhnung? iſt das die brüderliche Treue? ſo legſt du deinen Haß ab? Ich kann dich nun nicht bitten, mir meine Kinder unverletzt zu laſſen; aber das muß ich dich bitten, ein Bruder den Bruder, was du mir, deinem Verbrechen, deinem Haſſe unbeſchadet, verſtatten kannſt. Erlaube mir, ihnen die letzte Pflicht zu erweiſen. Gieb mir ihre Körper wieder, und du ſollſt ſie ſogleich auf dem Scheiterhaufen brennen ſehen. Ich bitte dich um nichts, was ich beſitzen, ſondern um etwas, was ich verlieren will.

Atreus. Was von deinen Söhnen übrig iſt, ſollſt du haben; was von ihnen nicht mehr übrig iſt, das haſt du ſchon.

Thyeſt. Haſt du ſie den Vögeln zur Speiſe hinwerfen laſſen? Oder werden ſie zum Fraße für wilde Thiere geſpart?

Atreus. Du ſelbſt haſt deine Söhne in ruchloſen Gerichten genoſſen.

Thyeſt. Das war es, wovor ſich die Götter entſetzten! Das trieb den Tag in ſein öſtliches Thor zurück! In welche Klagen ſoll ich Elender ausbrechen? Welche Worte ſoll mein Schmerz wählen? Hier ſehe ich ſie, die abgehauenen Köpfe und die vom zerſchmetterten Arme getrennten Hände! Das war es, was dem hungrigen Vater nicht herab wollte! Wie wälzet ſich das Eingeweide in mir! Der verſchloſſene Gräuel tobt, und ſucht einen Ausgang. Gieb mir, Bruder, das von meinem Blute ſchon trunkene Schwert, um mit dem Eiſen meinen Kindern den Weg zu öffnen. Man verſagt mir das Schwert? So mag denn die hohle Bruſt von traurigen Schlägen ertönen. Halt ein, Unglücklicher! Verſchone die Schatten. Wer hat dergleichen Abſcheulichkeit geſehen? Welcher Henioche auf den rauhen Felſen des unwirthbaren Caucaſus? welcher Procruſtes, das Schrecken der attiſchen Gegenden? Ich Vater drücke die Söhne, und die Söhne den Vater. So kannteſt du denn bei deinem Verbrechen kein Maß?

Atreus. Maß muß man in Verbrechen halten, wenn man ſie begeht, nicht aber, wenn man ſie rächt. Auch das iſt mir noch zu geringe. Aus den Wunden ſelbſt hätte ich das warme Blut in deinen Mund ſollen fließen laſſen, damit es aus ihren lebendigen Leibern in den deinen gekommen wäre.

Mein

Mein Zorn hat mich hintergangen. Ich war zu schnell; ich that nichts, als daß ich sie mit dem Stahle am Altare niederstieß, und die Hausgötter mit diesem ihnen gelobten Opfer versöhnte. Ich trennte die Glieder von den todten Körpern, und hieb sie in kleine Stücken. Diese warf ich in siedende Kessel, und jene ließ ich am langsamen Feuer braten. Ich hörte sie an dem Spieße ziſchen; ich wartete mit eigener Hand das Feuer. Alles dieses hätte ihr Vater weit besser thun können. Meine Rache ist falsch ausgeschlagen. Er hat mit ruchlosem Munde seine Kinder zermalmt; aber er wußte es nicht, aber sie wußten es nicht. — — Thyest hebt hierauf neue Verwünschungen an, und alles, was er von dem Beherrscher des Himmels bittet, ist dieses, daß er ihn mit dem Feuer seines Blitzes verzehren möge. Auf diese einzige Art könne seinen Kindern der letzte Dienst, sie zu verbrennen, erwiesen werden. Oder wenn keine Gottheit die Ruchlosen zerschmettern wolle, so wünscht er, daß wenigstens die Sonne niemals wieder zurückkehren, sondern eine ewige Nacht diese unmenschlichen Verbrechen bedecken möge.

Atreus. Nun preise ich meine Hände! Nun habe ich die Palme errungen! Meine Laster wären umsonst, wenn es dich nicht so schmerzte. Nun dünket mich, werden mir Kinder geboren.

Nun dünket mich, dem keuſchen Ehebette die verletzte Treue wiedergegeben zu haben.

Thyeſt. Was hatten aber die Kinder verbrochen?

Atreus. Daß ſie deine Kinder waren.

Thyeſt. Dem Vater ſeine Söhne —

Atreus. Ja, und was mich freuet, ſeine gewiſſen Söhne.

Thyeſt. Euch ruf' ich an, ihr Schutzgötter der Frommen — —

Atreus. Warum nicht lieber die Schutzgötter der Ehen?

Thyeſt. Wer vergilt Verbrechen mit Verbrechen?

Atreus. Ich weiß, worüber du klagſt. Es ſchmerzt dich, daß ich dir mit dem Verbrechen zuvorgekommen bin. Nicht das geht dir nahe, daß du dieſe gräßliche Mahlzeit genoſſen, ſondern daß du ſie nicht zubereitet. Du hatteſt im Sinne, deinem unwiſſenden Bruder gleiche Gerichte vorzuſetzen, und mit Hülfe der Mutter, meine Kinder eines ähnlichen Todes ſterben zu laſſen; wenn du ſie nur nicht für deine gehalten hätteſt.

Thyeſt. Die Götter werden Rächer ſeyn; und dieſen übergeben dich meine Wünſche zur Strafe.

Atreus. Und dich zu ſtrafen, will ich deinen Kindern überlaſſen.

Beurtheilung des Thyeſt.

So ſchließt ſich dieſes ſchreckliche Trauerſpiel, deſſen bloßer Inhalt, wenn er auch noch ſo trok-ken erzählt wird, ſchon Entſetzen erwecken muß. Die Fabel iſt einfach, und ohne alle Epiſoden, von welchen die alten tragiſchen Dichter über-haupt keine Freunde waren. Sie führten den Faden ihrer Handlung gerade aus, und verließen ſich auf ihre Kunſt, ohne viele Verwickelung fünf Acte mit nichts zu füllen, als was noth-wendig zu ihrem Zwecke gehörte.

Atreus will ſich an ſeinem Bruder rächen; er macht einen Anſchlag; der Anſchlag gelingt, und Atreus rächet ſich. Das iſt es alle; aber bleibt deswegen irgendwo unſere Aufmerkſam-keit müßig? Es iſt wahr, der Alte macht we-nig Scenen; allein, wer hat es uns denn be-fohlen, derſelben in jedem Aufzuge ſo eine Menge zu machen? Wir ſtrengen das Gedächt-niß unſerer Zuhörer oft auf eine übermäßige Art an; wir häufen Verwirrung auf Verwir-rung, Erzählung auf Erzählung, und vergeſſen es, ſo zu reden, mit Fleiß, daß man nicht viel den-ken muß, wenn man viel empfinden ſoll. Wenn der Verſtand arbeitet, ſo ruhet das Herz; und wenn ſich das Herz zu zeigen hat, ſo muß der Verſtand ruhen können. — — Die Rache des Atreus iſt ſo unmenſchlich, daß der Dichter eine

Art von Vorbereitung nöthig befunden hat, sie glaubwürdig genug zu machen. Aus diesem Gesichtspuncte muß man den ganzen ersten Aufzug betrachten, in welchem er den Schatten des Tantalus und die Furie nur deswegen einführet, damit Atreus von etwas mehr, als von der Wuth und Rachsucht seines Herzens, getrieben zu werden scheine. Ein Theil der Hölle und das Schicksal des Pelopeischen Hauses muß ihn zu den Verbrechen gleichsam zwingen, die alle Natur auf eine so gewaltige Art überschreiten. Zu der Handlung selbst trägt dieser Aufzug sonst gar nichts bey, und das Trauerspiel würde eben so vollständig seyn, wenn es auch erst bey dem zweyten Aufzuge seinen Anfang nähme. Ich werde weiter unten noch eine andere Anmerkung hierüber machen. — — Die Einheit des Orts hat der Dichter glücklich beobachtet. Er läßt alles vor dem königlichen Pallaste vor sich gehen, und nur in dem letzten Aufzuge wird dieser Ort gleichsam erweitert, indem sich der Pallast selbst öffnet, und den Thyest an der Tafel zeiget. Es muß dieses ein ganz anderer Anblick gewesen seyn, als wenn ein jetziger Dichter in gleichen Fällen den hintern Vorhang muß aufziehen lassen. Nur wollte ich, daß der Römer bey dieser prächtigen Aussicht in einen stark erleuchteten Speisesaal des *Pallasts*, ein wenig mehr Kunst angebracht hätte.

Atreus ist draußen vor dem Pallaste, und giebt selbst den Befehl, ihn zu öffnen: (Z. 901.)

turba famularis fores
Templi relaxa; festa patefiat domus.

Warum befiehlt er aber dieses? Der Zuschauer wegen, ohne Zweifel, und wenn keine Zuschauer da wären, so würde er vielleicht ohne diese weite Eröffnung zu seinem Bruder hinein gegangen seyn. Ich würde es viel lieber sehen, wenn der Pallast gleich vom Anfange des Aufzuges geöffnet wäre; Atreus könnte in der Entfernung doch wohl noch sagen, was er wollte, ohne von dem Thyest gehört zu werden. So gut sich dieses bey der letzten Hälfte seiner Rede thun ließ, eben so gut hätte es auch bey der ersten geschehen können. — — Es wäre gut, wenn ich bey der Einheit der Zeit weiter nichts als nur eben so eine Kleinigkeit zu erinnern hätte. Allein hier wird man mit dem Dichter weniger zufrieden seyn können. Er setzt den Anfang seines Stücks noch vor den Anbruch des Tages, und mußte nothwendig einen Theil der Nacht zu Hülfe nehmen, weil er Geister wollte erscheinen lassen, und diese, nach der Meynung der Heiden, am Tage nicht erscheinen durften. Die letzten Worte, welche die Furie zu dem Schatten des Tantalus sagt, zeigen es deutlich genug:

En ipſe Titan dubitat, an jubeat ſequi,
Cogatque habenis ire periturum diem.

Die Sonne alſo geht eben auf, als die Geiſter von der Bühne verſchwinden, und die Berathſchlagungen des Atreus in dem zweyten Aufzuge fallen am früheſten Morgen vor. Alles dieſes hat ſeine Richtigkeit. Aber nunmehr kömmt ein Punct, bey welchem es mehr wird zu bedenken geben. Am Ende des zweyten Aufzuges beſchließt Atreus, ſeine Söhne, den Menelaus und Agamemnon, an den Thyeſt abzuſchicken; und zu Anfange des dritten Aufzuges erſcheinet Thyeſt bereits mit ſeinen Söhnen. Was muß alſo in dem Zwiſchenraume vorgefallen ſeyn? Atreus hat ſeinen Söhnen das Geſchäft aufgetragen; ſie haben es über ſich genommen; ſie haben den Thyeſt aufgeſucht; ſie haben ihn gefunden; ſie haben ihn überredet; er macht ſich auf den Weg; er iſt da. Und wie viel Zeit kann man auf dieſes alles rechnen? Wir wollen es gleich ſehen. Im vierten Aufzuge, nachdem Atreus den Thyeſt empfangen, nachdem er ihm alle Schmeicheleyen einer verſtellten Ausſöhnung gemacht, nachdem er ihm den königlichen Purpur umlegen laſſen, nachdem er ſein grauſames Opfer vollzogen, nachdem er das unmenſchliche Mahl zubereitet: nach allem dieſen, ſage ich, iſt es, wenn

die Sonne vor Entſetzen zurücke flieht, eben Mittag. Der Dichter giebt dieſen Zeitpunkt in der 777ſten Zeile:

O Phoebe patiens, fugeris retro licet,
Medioque ruptum merſeris *coelo* diem etc.

und in der 792ſten

— — quo vertis iter
Medioque diem perdis Olympo?

ſelbſt an. Iſt es nun aber da Mittag, ſo muß Thyeſt noch einige Stunden vor Mittag gekommen ſeyn. Einige Stunden nach Sonnenaufgang ward er geholt; und nun urtheile man ſelbſt, wie viel Stunden zu obigem Zwiſchenraume übrig bleiben. Die natürlichſte Entſchuldigung, die einem hierbey einfallen kann, iſt dieſe, daß man ſagte, Thyeſt müſſe ſich ganz in der Nähe aufgehalten haben; aber auch mit dieſer Nähe wird nicht alles gehoben ſeyn. Und wie nahe iſt er denn wirklich geweſen? Ich finde in dem ganzen Stücke zwey Stellen, aus welchen ſich dieſer Umſtand einigermaßen beſtimmen läßt. Die erſte ſind die Worte des Atreus, Z. 297.

— — relictis exul hoſpitiis vagus
Regno ut miſerias mutet etc.

Wenn hier hoſpitia einen Aufenthalt in ganz fremden Ländern, und exul einen, der ſich außer einem Vaterlande aufhält, bedeuten ſoll: ſo

wird die vorgebrachte Schwierigkeit nicht verringert, ſondern unendlich vergrößert. Nicht Argos allein; der ganze Peloponneſus gehörte dem Atreus, und hatte dem Thyeſt gehört, ſo lange er mit ſeinem Bruder zugleich regierte. Soll ſich dieſer alſo außerhalb deſſelben befunden haben, ſo konnte er nicht in einigen Stunden, ſondern kaum in einigen Tagen herbey geſchafft werden. Doch die andere Stelle (V. 412. u. f.) wird zeigen, daß man die erſte in einem engern Verſtande nehmen müſſe. Thyeſt ſagt zu ſich ſelbſt:

— — — repete ſylveſtres fagas,
Saltusque denſos potius, et mixtam feris,
Similemque vitam. — —

Er hielt ſich alſo nur in Wäldern verborgen, die freilich nicht allzuweit, aber auch nicht allzunahe ſeyn durften. Und in dieſen mögen ihn die Söhne des Atreus geſucht und ſogleich gefunden haben, ſo unwahrſcheinlich es auch iſt, daß ſich ein Mann, der ſich einmal verbergen muß, nicht beſſer verbergen werde. Dennoch wird man ſchwerlich die ſchleunige Ankunft deſſelben ſo leicht begreifen können, als man ſie, ohne anſtößig zu ſeyn, begreifen ſollte. Ich will mich hierbey nicht länger aufhalten, ſondern nur noch ein Wort von den Charakteren ſagen. — — Sie ſind ohne Zweifel ſo vollkommen ausgedrückt, daß man wegen keines einzi-

gen in Ungewißheit bleiben kann. Die Abstechung, in welche übrigens der Dichter die beyden Brüder gesetzt hat, ist unvergleichlich. In dem Atreus sieht man einen Unmenschen, der auf nichts als Rache denkt, und in dem Thyest eins von den rechtschaffenen Herzen, die sich durch den geringsten Anschein von Güte hintergehen lassen, auch wenn ihnen die Vernunft noch so viel Ursachen, nicht allzu leichtgläubig zu seyn, darbietet. Was für zärtliche und edle Gedanken äußert er, da er sich auf einmal bloß deswegen für schuldig erkennet, weil sein Bruder sich jetzt so gütig gegen ihn erzeige. Und was für eine besorgte Liebe für diesen ruchlosen Bruder verräth die einzige Wendung, da er eben sein Unglück erfahren soll, welches durch die ganze Natur ein schreckliches Entsetzen verbreitet, und noch sagt:

— — quicquid est, fratri precor
Gnatisque parcat; omnis in vile hoc caput
Abeat procella! — —

Aber nun möchte ich wissen, warum der Dichter diesen vortrefflichen Charakter durch einen Zug hat schänden müssen, der den Thyest zu nichts geringerem, als zu einem Gotteslängner macht?

— — et patrios deos
(Si sunt tamen dii) cerno — —

Dieses sind fast seine ersten Worte, und ich gestehe es ganz gern, daß, als ich sie zuerst las, ich mir einen sehr abscheulichen Thyest versprach.

Von andern alten Trauerspielen dieses Inhalts.

Das Alterthum hat mehr als eine Tragödie von der abscheulichen Rache des Atreus gehabt, obgleich nicht mehr als diese einzige auf uns gekommen ist. Unter den Griechen hatten Agathon, Nikomachus von Athen, Theognis (nicht aber der Sittendichter), Kleophon, und Andere, diesen Stoff bearbeitet; vornehmlich aber Euripides, welchen ich zuerst hätte nennen sollen. Wenn uns das Stück dieses Meisters übrig geblieben wäre, so würden wir vielleicht sehen, daß ihm der Römer Verschiedenes abgeborgt habe. Doch auch in seiner eigenen Sprache hat es ihm hier nicht an Mustern, wenigstens nicht an Vorgängern gefehlet, deren vielleicht jeder einen von den Griechen nachgeahmet hatte. Nonius und Festus führen einen Thyest des Ennius an; Fulgentius, einen Thyest des Pacuvius; Censorinus einen Thyest des Junius Gracchus, und Quintilian einen von dem L. Valerius. Wenn man dem Donat und Servius glauben darf, so ist der eigentliche Verfasser dieses letztern Virgil gewesen. Er soll mit der Frau des

L. Varius ein wenig vertraut gelebt und ihr sein Stück gegeben haben. Von der Frau habe es der Mann bekommen, und dieser habe es alsdann unter seinem eigenen Namen öffentlich abgelesen. Virgil selbst soll auf diese Begebenheit mit folgender Zeile in seinen Hirtengedichten zielen:

Quem mea carminibus meruisset fistula caprum.

Wenn aber die Begebenheit eben so ungewiß ist, als die Anspielung, so kann man sie ganz sicher unter diejenigen Mährchen rechnen, welche der Neid so gar gern auf die Rechnung großer Geister schreibet. — — Doch nicht diejenigen Stücke allein, welche den Namen Thyest führen, gehören hieher, sondern auch diejenigen, welche man unter der Benennung Atreus angezogen findet, und vielleicht auch wohl die, welche die Pelopiden überschrieben waren. Unter dem erstern Titel hat unter andern L. Attius ein Trauerspiel verfertiget, dessen Nonius und Priscian gedenken. Aus den wenigen Zeilen, die sie daraus anführen, kann man nicht undeutlich schließen, daß es mit unserm Thyest viel Gleichheit gehabt haben müsse. Ueber eine Stelle aber daraus kann ich nicht unterlassen, hier eine Anmerkung zu machen. Sie kömmt bey dem Nonius unter dem Worte *vesci* vor, und ist diese:

Ne cum Tyranno quisquam epulandi gratia
Accumbat menſam, aut eandem veſcatur dapem.

Ich weiß nicht, ob ich der einzige ſeyn werde, dem es ein wenig wunderbar vorgekommen, daß Thyeſt bey einem öffentlichen Mahle ganz allein von den abſcheulichen Gerichten habe eſſen können. Haben Andere mit ihm zu Tiſche gelegen, und ſind ſie ihm nur allein vorgeſetzt worden, ſo hat er ja natürlicher Weiſe müſſen Verdacht faſſen. Hat ihm aber niemand an der Tafel Geſellſchaft geleiſtet, wie es in unſerm obigen Stücke zu ſeyn ſcheinet, wo nicht einmal Atreus mit ihm ſpeiſet, ſo hat ja dieſe Abſonderung nothwendig auch Gedanken erregen müſſen. Dieſe Schwierigkeit alſo hatte der alte Attius vielleicht, wer weiß durch welchen glücklichen Einfall, gehoben. Wenigſtens ſind die angeführten Worte ein ausdrücklicher Befehl, daß ſich niemand mit dem Thyeſt zu Tiſche legen, noch mit ihm von eben denſelben Gerichten eſſen ſolle. Eine Urſache dieſes Befehls wird er ohne Zweifel auch angeführet haben, und zwar eine ſolche, die allem Argwohne wegen der wahren Urſache vorzubeugen fähig war. Denn ohne dieſe wäre der bloße Befehl noch weit ſchlimmer, als das völlige Stillſchweigen über den bedenklichen Umſtand geweſen; wie ein jeder auch ohne mein Erinnern leicht einſehen wird.

Wahrscheinlicher Beweis, daß der rasende Herkules und der Thyest Einen Verfasser haben.

Es ist hier noch nicht der Ort, zu zeigen, wem eigentlich das eine und das andere dieser zwey Trauerspiele von alten Schriftstellern beygelegt worden. Ich will thun, als ob man gar keine Zeugnisse hätte, und bloß aus ihren inneren Kennzeichen so viel zu schließen suchen, als in der Folge nöthig seyn wird, ein jedes von den zehn Stücken kenntlich genug zu machen, um es mit Einsicht diesem oder jenem beylegen zu können. Drey Stücke sind es, welche im Thyest eben denselben Verfasser verrathen, den man im rasenden Herkules hat kennen lernen: die Schreibart, die Kunst, die Fehler. Die Schreibart ist in beiden Stücken gleich kurz, gleich stark, gleich kühn, gleich gesucht. Es herrscht durchaus einerley tragischer Pomp darin, einerley Wohlklang und einerley Art der Fügung. Alles dieses läßt sich ohne Mühe entdecken; und will man diese Untersuchung ins Kleine treiben, so wird man auch gar leicht gewisse Worte antreffen, die dem Verfasser so eigenthümlich sind, daß man sie schwerlich anderwärts wiederholt finden kann, ohne sich zu überreden, daß sie wohl das einemal wie das andere aus eben derselben Feder könnten geflossen seyn. Ich will eine einzige Probe von sol-

chen Worten anführen. Man halte den 1193ſten Vers des Herkules:

Quid hoc? manus refugit: hic *errat* ſcelus.

gegen den 473ſten des Thyeſt:

Rogat? timendum eſt: *errat* hic aliquis dolus.

Findet man nicht in beyden Stellen ein ſehr gewöhnliches Wort in einer ſehr ungewöhnlichen Bedeutung gebraucht? Errare iſt hier beyde mal ſo viel als ſubelle, und ich wenigſtens kann mich nicht erinnern, es bey irgend einem andern Schriftſteller in eben dieſem Verſtande geleſen zu haben. Jedoch ich will dergleichen grammatiſche Anmerkungen denjenigen überlaſſen, welchen ſie eigentlich zugehören, und mich zu dem zweyten Puncte wenden. Ueberhaupt zwar wird man die Anmerkung ſchon oben mit mir gemacht haben, daß ſich in der Oekonomie des Thyeſt weniger Kunſt zeigt, als in dem raſenden Herkules; gleichwohl aber iſt in beyden ein gewiſſer Kunſtgriff angebracht, an welchem man die Hand ihres Meiſters erkennet. Ich finde dieſen Kunſtgriff in dem erſten Aufzuge ſowohl des einen, als des andern; und hier iſt es, wo ich die oben verſprochene Anmerkung darüber beybringen will. Die Juno, welche in dem Herkules die Bühne eröffnet, hat ungemein viel Aehnliches mit dem Tantalus und der Megära, welche es im Thyeſt thun. Beyde ſind als eine Art von Prologen anzuſe-

hen, ich sage, als eine Art, um sie von den gewöhnlichen Prologen bey den Alten zu unterscheiden, die zu nichts als zur Erklärung des Inhalts bestimmt waren, und mehr den Mangel der Kunst, als die Kunst verrathen. Der römische Dichter hatte seine Stücke so eingerichtet, daß sie aus sich selbst sattsam verständlich waren, und jener einleitenden Vorerinnerungen gar wohl entbehren konnten; wie es denn offenbar ist, daß das eine wie das andere auch ohne die ersten Aufzüge ganz seyn würde. Nur gewisse Wahrscheinlichkeiten würden beyden ohne dieselben fehlen, die ihnen zwey verschiedene Schriftsteller wohl schwerlich auf eine und eben dieselbe Art möchten gegeben haben. In dem Herkules würde, wie wir schon gesehen, ohne die vorläufige Einführung der Juno die Einheit der Handlung gelitten haben; und im Thyest, ohne die Vorbereitung der Furie, die innere Wahrscheinlichkeit der Handlung, so sehr auch die Wahrheit derselben durch die Geschichte außer allem Zweifel gesetzt seyn konnte. Diese Gleichheit nun, die ersten Aufzüge zu etwas mehr als zu bloßen trocknen historischen Einleitungen, welches sie in den meisten alten Trauerspielen sind, zu machen, und durch sie einem etwanigen Tadel zuvorzukommen: beweiset, sollte ich meynen, so ziemlich einerley Denkungsart, die sich in besondern Vergleichungen noch deutlicher zeigen

muß. Zum Exempel, in Schilderung der Charaktere iſt der Verfaſſer des Herkules vollkommen der Verfaſſer des Thyeſt. Man erinnere ſich aus jenem des Lycus, und aus dieſem des Atreus. Es ſind nicht nur beydes Tyrannen, ſondern auch beydes Tyrannen von einerley Grundſätzen, welches ſie ſchwerlich ſeyn würden, wenn es nicht die wiederholten Einfälle eben deſſelben Dichters wären. Lycus ſagt:

Qui morte cunctos lucre ſupplicium jubet,
Neſcit Tyrannus eſſe. Diverſa irroga,
Miſerum veta perire, felicem jube.

Und Atreus ſagt:

De fine poenae loqueris, ego poenam volo,
Perimat tyrannus lenis: in regno meo
Mors impetratur.

Dieſe Gedanken könnten ohne Zweifel einander nicht gleicher ſeyn, und nur der Verfaſſer ſelbſt kann das Recht haben, ſich auf eine ſolche Art auszuſchreiben. Ein Nachahmer aber läßt ſich hier auch um deswillen nicht vermuthen, weil außerdem weder der Dichter des Herkules, noch der Dichter des Thyeſt, als zwey verſchiedene Dichter betrachtet, an Sinnſprüchen und ſchönen Gedanken ſo arm ſind, daß einer dem andern ein ſolches Blümchen hätte ſtehlen dürfen. — — Der dritte

Punct,

Punct, in welchem ich beyde Stücke sehr ähnlich finde, sind ihre Fehler. Als einen der größten hat man die häufigen Beschreibungen bereits angemerkt. Man vergleiche aber nur die Beschreibung des unterirdischen Reiches und der Thaten des Herkules, in dem dritten Aufzuge dieses Trauerspiels, etwas umständlicher mit der Beschreibung des geheiligten Hayns, im vierten Aufzuge des Thyest: so wird man ohne Schwierigkeit in beyden Schildereyen eben denselben Pinsel, eben dieselben Farben entdecken. Beyde übrigens stehen auch vollkommen, die eine sowohl als die andre, ganz an der unrechten Stelle, und die Begierde zu malen muß bey dem Dichter außerordentlich groß gewesen seyn, daß er sie wenigstens nicht bis zur gelegenen Zeit hat mäßigen können. Ein andrer Fehler in unsern zwei Trauerspielen, ist die öftere Auskramung einer ziemlich gesuchten geographischen und astronomischen Gelehrsamkeit. An einem Orte in dem Herkules habe ich den Dichter zwar dieserwegen gegen den P. Brumoy vertheidiget (siehe oben S. 172); allein man muß nicht glauben, daß ich das, was einmal sehr wohl zu entschuldigen war, auch an allen andern Orten gut heißen wolle. Ich brauche dieses hier nicht weitläuftiger auszuführen, weil ich mich in einer so deutlichen Sache sicher auf die Unterscheidungskraft der Leser verlassen kann, und weil es überhaupt

hier bloß auf die Gleichheit der Stellen, nicht aber auf ihren innern Werth, ankömmt. Man halte alſo folgendes aus dem Herkules:

Quis Tanais, aut quis Nilus, aut quis Perſica
Violentis unda Tigris, aut Rhenus ferox
Tagusve Ibera turbidus gaza fluens
Abluere dextram poterit?

gegen Folgendes aus dem Thyeſt:

Quaenam iſta regio eſt, Argos et Sparta pios
Sortita fratres? et maris gemini premens
Fauces Corinthus? an feris Iſter fugam
Praebens Alanis? an ſub aeterna nive
Hyrcana tellus? an vagi paſſim Scythae?

beſonders aber den Chor des vierten Aufzuges im Thyeſt gegen den Anfang des Herkules; und man wird ſich hoffentlich, alle angeführte Umſtände zuſammen genommen, kein Bedenken machen, beyde Trauerſpiele Einem Verfaſſer zuzuſchreiben.

Von neueren Trauerſpielen, welche die Aufſchrift Thyeſt führen.

Auf dem italiäniſchen Theater ſtößt uns hier abermal Lud. Dolce auf, welcher den lateiniſchen Thyeſt nach ſeiner Art in Verſen überſetzt hat. Delrio ſagt von ihm: italice tragoediam Thyeſtem non ineleganter Ludovicus Dulcis compoſuit; und ſcheint alſo die Arbeit

des Italiäners mehr für etwas ihm Eignes, als für eine Ueberſetzung zu halten. Als eine ſolche mag ſie auch wohl ſehr untreu gerathen ſeyn, indem ihm, wie Brumoy anmerkt, ſo gar das oben gerühmte agnoſco fratrem entwiſcht iſt, deſſen Nachdruck er entweder nicht eingeſehen, oder in ſeine Sprache nicht überzutragen gewußt hat. — — Von der franzöſiſchen Bühne haben wir ſchon bei Gelegenheit des Herkules, auch den Thyeſt des Roland Briſſet angeführt; er iſt mit Chören, und wird alſo ſchwerlich etwas anders ſeyn, als eine ſchlechte Ueberſezzung, wie ſie es zu ſeiner Zeit alle waren. Außer dieſem hat auch ein gewiſſer Montleon 1633 einen Thyeſt drucken laſſen. Desgleichen will man von einem Thyeſt des Pouſſet de Montauban wiſſen, der ſich aber nicht in der Sammlung ſeiner Schauſpiele (von 1654 in 12.) befindet. Man kennt dieſen Montauban als einen Freund des Racine, des Deſpreaux und Chapelle, und behauptet ſogar, daß er mit an des erſtern Luſtſpiele: *les Palideurs*, arbeiten helfen. Doch alle dieſe drey franzöſiſchen Schriftſteller haben des Ruhms verfehlt, den ein neuer Dichter aus ihrem Volke in dieſen Schranken erwerben ſollte. Ich würde mir daher einen großen Fehler der Unterlaſſung vorzuwerfen haben, wenn ich nicht

Von dem Atreus und Thyest des ältern Herrn von Crebillon

etwas umständlicher handelte. Dieser schöne Geist, welcher, so zu reden, mit dem Hrn. v. Fontenelle um die Wette lebt, kann, wenn er will, auf den 29sten December dieses Jahres sein theatralisches Jubiläum feyern. An diesem Tage nehmlich, vor funfzig Jahren, ward sein erstes Trauerspiel in Paris zum erstenmale aufgeführt. Es war dieses sein Idomeneus, mit welchem er Beyfall genug erhielt, um sich aufmuntern zu lassen, der Tragödie, die damals in einer Art von Entkräftung ganz darnieder lag, in seiner Person einen neuen würdigen Dichter zu verschaffen. Die unnachahmlichen Werke des Corneille und des Racine brachten Alle, welche eben diese Bahn durchlaufen wollten, zur Bewunderung nicht minder als zur Verzweiflung. Sie waren unfähig, diesen großen Meistern zu folgen, und gaben sich also nur mit den kleinen Theilen dieser Dichtungsart ab. Einige mehr schimmernde als natürliche Stellen, einige ziemlich wohl ausgedrückte Verse, machten den ganzen Werth ihrer Gedichte aus. Uebrigens war weder glückliche Wahl des Stoffs, noch künstliche Einrichtung darin zu spüren; die Charaktere waren entweder falsch, oder verfehlt; die Versification war hart und prosaisch. Das ist der wahre Abriß

der Stücke, welche eine Mademoiſelle Barbier, ein la Grange Chancel, ein Belin, ein Pellegrin, ein Nadal, und andere von dieſem Schlage lieferten. Unter dieſen war alſo Crebillon gleich Anfangs eine ſehr wichtige Erſcheinung, und man muß es ihm zugeſtehen, daß er die Erwartung, die man von ihm hatte, nicht täuſchte. Man will ſogar behaupten, daß er ſich auf dem neuen Wege, welchen er erwählte, kühnlich zwiſchen den Corneille und Racine zu ſetzen gewußt habe. Es iſt mein Vorſatz nicht, dieſen Lobſpruch hier zu unterſuchen, wo ich mich allein mit ſeinem Atreus und Thyeſt beſchäftigen will. Dieſem Trauerſpiele hat er zum Theil dasjenige Beywort zu danken, durch welches ihn ſeine Landsleute vorzüglich zu charakteriſiren pflegen. So wie ihnen Corneille der Große, Racine der Zärtliche, Voltaire der Prächtige heißt: ſo heißt ihnen Crebillon der Schreckliche. Wer ſollte alſo nicht vermuthen, daß er ein ſehr ſtarker und kühner Copiſt des lateiniſchen Thyeſt ſeyn werde? Unter ſeiner Nation wenigſtens mangelt es an Schriftſtellern nicht (z. E. der Verfaſſer des Dictionnaire portatif des Théâtres), welche mit ausdrücklichen Worten ſagen: Ce cruel ſujet, traité par *Senèque*, n'a pas été adouci par Mr. *de Crébillon*. Wie ſehr ſich dieſe Herren aber betriegen, werden wir bald ſehen. Es iſt wahrſcheinlich

genug, daß ſie das lateiniſche Original gar nicht mögen geleſen haben; aber auch alsdann hätten ſie nicht nöthig gehabt, die Wahrheit ſo weit zu verfehlen, wenn ſie nur bei dem eignen Geſtändniſſe des Herrn Crebillon geblieben wären. Er iſt mit dem ganzen Stoffe auf eine ſehr eigenmächtige Art umgegangen, und hat ſo viele Veränderungen damit vorgenommen, daß ich ſie nothwendig vorher anzeigen muß, ehe man einen kleinen Auszug aus ſeinem Stücke wird verſtehen können. Die Zeit der Handlung ſetzt er zwanzig Jahre nach dem Verbrechen des Thyeſt, welcher die Aerope ſeinem Bruder, vor dem Altare weg, muß geraubt haben. Er nimmt an, Atreus habe zwar ſeine entwandte Gemahlin durch Gewalt wieder bekommen, und ſey entſchloſſen geweſen, ſie dem ungeachtet ſeiner Liebe zu würdigen. Allein dieſe habe ſich mit dem Thyeſt ſchon zu weit eingelaſſen gehabt, und einen Sohn zur Welt gebracht, den ſich jener nicht zueignen können. Der erzürnte Atreus habe ihr darauf Gift beybringen laſſen, und es ſelbſt aus einem ihrer Briefe erſehen, daß Thyeſt der Vater ihres Sohnes ſey, welchen der Dichter nach Maßgebung der Geſchichte, Pliſthenes nennet. Gleichwohl habe Atreus dieſen Prinzen als ſein eignes Kind auferziehen laſſen, in dem feſten Vorſatze, ihn künftig zu dem Werkzeuge ſeiner Rache zu machen. Thyeſt

sey unterdessen nach Athen geflohen, wo er Schutz gefunden und eine andre Gemahlin gekommen habe, mit welcher er eine Tochter, Namens Theodamie, gezeugt. Atreus, der nunmehro geglaubt, daß Plisthenes, als ein Jüngling von zwanzig Jahren, der sich in verschiedenen Feldzügen schon rühmlich hervor gethan, reif genug sey, der Mörder seines Vaters zu werden, habe mit dem Könige von Athen heimliche Unterhandlung gepflogen, und das Versprechen von ihm erhalten, daß er seinen Bruder ausgeliefert bekommen solle: nur müsse er selbst vor Athen kommen, und mit Gewalt darauf zu dringen scheinen. Atreus geht also sogleich mit einer Flotte von Argos aus, die er den Lauf auf die Insel Euböa nehmen läßt, damit Thyest nicht zu zeitig von seinem Vorhaben Nachricht bekommen, und sich aus dem Staube machen möge. Von Euböa aus will er alsdann plötzlich wieder zurück segeln, und vor Athen seyn, ehe es sich Jemand versehen könne. Doch dieser Vorsicht ungeachtet, erfährt Thyest das ihm drohende Unglück; flüchtet nebst seiner Tochter auf einem Schiffe aus Athen fort, und will sich während der Abwesenheit seines Bruders wieder in Argos festsetzen, um den Atreus durch diese Diversion wenigstens zu nöthigen, von der Belagerung Athens abzustehen. Allein das Unglück verfolgt

ihn, und wirft ihn durch Sturm zu eben der Zeit gegen die Insel Euböa, da Atreus wegen widrigen Windes mit seiner Flotte noch vor derselben liegen muß. Hier wird er und Theodamie von dem Plisthenes selbst, unerkannter Weise, aus dem Wasser gerettet; und nun müßte man die französische Tragödie ganz und gar nicht kennen, wenn man etwas anders vermuthen könnte, als daß sich der Bruder in seine Stiefschwester werde verliebt haben. Richtig! Unter diesen Umständen fängt das Trauerspiel an, welches, Dank sey unter andern dem Schiffbruche, nunmehr zu Chalcis, einer Stadt in Euböa, vorgehen kann: da man doch ganz gewiß vermuthen sollte, es werde entweder in Argos oder doch in Mycene vorgehen. Von dieser Erzählung, sieht man also wohl, stimmt das allerwenigste mit der Geschichte überein. Doch da man dem tragischen Dichter nie ein Verbrechen daraus gemacht hat, diese zu verändern; so würde es mir sehr übel stehen, wenn ich den Herrn Crebillon deswegen tadeln wollte. Aber einer andern Kleinigkeit wegen könnte ich ihn vielleicht mit mehrerm Rechte tadeln; deswegen nehmlich, daß er die geographische Wahrscheinlichkeit hin und wieder gar merklich verletzt hat. Denn man darf nur die Karte von Griechenland vor sich nehmen, so wird man sich gar bald wundern, was Thyest, der von

Athen nach Argos schiffen wollte, in dem Euripus zu suchen gehabt? und wie ihn ein Sturm bis nach Chalcis habe verschlagen können? Man kann wohl die Geschichte ändern; aber die Erdbeschreibung muß man ungeändert lassen. Zwar wie hat Herr Crebillon wohl vermuthen können, daß ein ängstlicher Deutscher seine Werke so genau betrachten werde? Kein Wort also mehr davon. Man wirft denen, die sich an solche Schwierigkeiten stoßen, nur allzuoft vor, daß sie unfähig wären, wesentlichere Schönheiten zu empfinden. Diesen Vorwurf möchte ich nicht gern zu verdienen scheinen. Ich komme auf den Auszug des Stückes selbst:

Erster Aufzug. Atreus giebt Befehl, daß sich die Flotte fertig halten solle, wieder unter Segel zu gehen. Er bleibt hierauf mit seinem Vertrauten, dem Euristhenes, allein, und entdeckt ihm sein Vorhaben; daß Plisthenes sein Sohn nicht sey, sondern daß er ihn nur deswegen so lange dafür ausgegeben, um sich an dem Thyest, durch die eigne Frucht seiner lasterhaften Liebe, rächen zu können. Diese Scene ist zum Theil eine Nachahmung des zweyten Acts des lateinischen Dichters. In der folgenden erscheint Plisthenes, welchen sein vermeynter Vater vor sich kommen lassen, um einen Eid von ihm zu nehmen, daß er ihn nach Gefallen

an ſeinem Feinde rächen wolle. Pliſthenes iſt ſo unvorſichtig, dieſen Eid zu thun, ehe er noch weiß, wer der Feind des Atreus ſey. Er hört endlich, daß es Thyeſt iſt, auf welchen dieſe ganze Zurüſtung zielet; er erſchrickt, und will ſein Wort wieder zurück nehmen. Er verſpricht zwar, allenfalls der Sieger ſeines Vetters zu ſeyn; aber nicht ſein Henker. Doch Atreus hält ihn bei ſeinem Eide, und geht ab. Pliſthenes beklagt ſich gegen ſeinen Vertrauten, den Theſſander, und tröſtet ſich einzig damit, daß er vor Athen ſchon den Tod wolle zu finden wiſſen. Endlich erklärt er ihm auch ſeine Liebe gegen die unglückliche Unbekannte, die er nebſt ihrem Vater aus den Wellen erretet habe. Sie iſt es ſelbſt, die dieſen Auftritt unterbricht. Theodamie kömmt mit ihrer Vertrauten, der Lonide, und bittet den Prinzen um ein Schiff für ihren Vater, weil ſie gehört habe, daß die Flotte noch heute von Euböa abſtoßen ſolle. Der Prinz bedauert, daß er für ſich nichts thun dürfe, und verweiſet ſie an den Atreus, von dem ſie die Erfüllung ihres Wunſches um ſo viel eher erwarten könne, da er ſie bereits den erſten Tag ſehr gnädig empfangen, und ihr allen Beyſtand verſprochen habe. Er ſpricht ihr hierauf von ſeiner Liebe, und will verzweifeln, weil er ſie vielleicht nie wieder zu ſehen bekomme. Er erkundiget ſich, nach ihrem Vater,

lande, nach der Urſache ihrer Reiſe, und fragt ſehr galant: ob ihre Reize nur das einzige ſeyn ſollten, was er von ihr kennen dürfe? Theodamie giebt ihm eine kurze Antwort; er ſieht, daß ſie ihm ein Geheimniß daraus machen will, verſpricht aber dennoch, bei ſeinem Vater für ſie zu ſprechen, ſo nachtheilig es auch ſeiner Liebe ſeyn möge. Er geht ab, und läßt die beyden Frauenzimmer allein. In dieſer Scene nun erfährt es der Zuhörer, wer Theodamie und ihr Vater ſind, und erfährt auch zugleich, daß die erſtere gegen die Liebe des Pliſthenes nicht eben unempfindlich iſt. Sie bittet die Götter, den Thyeſt vor dem Atreus zu verbergen, und hält es ſchon für Unglück genug, daß die Tochter des Thyeſt den Sohn des Atreus liebe, für welchen ſie ihren Prinzen nicht anders als noch halten kann. Sie begiebt ſich weg, ihrem Vater von der Wirkung ihrer gethanen Bitte Nachricht zu geben.

Zweyter Aufzug. Thyeſt und Theodamie eröffnen ihn. Der Vater dringt in ſeine Tochter, daß ſie bey dem Atreus um ein Schiff bitten ſoll, und alle ihre Einwendungen von der Gefahr, die dabey zu beſorgen ſey, ſind umſonſt. Er will auf dem Schiffe, wenn er es bekommen ſollte, nach Athen wieder zurück gehen, damit ihn die feindliche Flotte

nicht verhindere, diesem seinem einzigen Zufluchtsorte mit Rath und Hülfe beyzuspringen. Er sieht seinen Bruder kommen, und entfernt sich. Ehe Atreus noch die Theodamie anredet, meldet ihm Alcimedon, einer von den Officieren der Flotte, daß ein von Athen kommendes Schiff die Nachricht mitgebracht, daß sich Thyest schon seit einem Monate nicht mehr daselbst aufhalte. Er will den Patron des Schiffes selbst sprechen, und nachdem er Befehl gegeben, ihn herbey zu bringen, fragt er die Theodamie, was ihr Begehren sey? Sie trägt ihre Bitte vor, und antwortet ihm auf verschiedene Fragen, die er ihr wegen ihres Unglücks, wegen ihrer Reise, wegen ihres Vaters vorlegt. Endlich erinnert er sich, daß er diesen letztern noch nicht gesehen, und will wissen, warum er sich vor ihm verborgen halte? Die Tochter entschuldiget ihn mit seinen kränklichen Umständen; doch dieser Entschuldigung ungeachtet schickt er einen von seiner Wache ab, und will den unglücklichen Fremdling mit aller Gewalt sehen. Die Wache bringt ihn. Er thut eben die Fragen an ihn, die er an seine Tochter gethan hatte; bekömmt aber ganz widersprechende Antworten darauf. Endlich erkennt er den Thyest an der Stimme, und noch mehr, wie er sagt, an den plötzlichen Aufwallungen seines Zornes. Thyest verläugnet

ſich nicht lange, und Atreus will ihn ſogleich durch ſeine Trabanten ermorden laſſen, als er ſich noch beſinnt, daß er dem Pliſthenes dieſen Mord vorbehalten müſſe. Pliſthenes erſcheint, erfährt, daß der Vater ſeiner Geliebten Thyeſt ſey, und nimmt ſich deſſelben mit ſolchem Nachdrucke an, daß Atreus genöthigt iſt, ſeinen Zorn zu verbergen und ſich verſöhnt zu ſtellen. Auf dieſe erfreuliche Veränderung gehen Alle ab; im Abgehen aber giebt Atreus dem Euriſthenes noch Befehl, diejenigen von den Soldaten bey Seite zu bringen, welche dem Pliſthenes etwa am meiſten ergeben ſeyn könnten, und ſich ſelbſt an dieſem Orte wieder bald bey ihm einzufinden.

Dritter Aufzug. Atreus freuet ſich, daß er den Thyeſt nunmehr in ſeiner Gewalt habe. Er hat es gemerkt, daß Pliſthenes die Theodamie liebe, und iſt entſchloſſen, beyde dieſer Liebe zu überlaſſen, von der er es faſt nur allein wußte, wie laſterhaft ſie ſey. Ja, dieſe laſterhafte Liebe ſoll ihm ſogar das Mittel werden, wodurch er den Pliſthenes deſto eher zur Ermordung des Thyeſt zu bringen denkt. Er hatte ihn durch den Euriſthenes vor ſich fordern laſſen; er führt ihm ſeinen gethanen Eid zu Gemüthe, und läßt ihm die Wahl, ob er den Thyeſt ſogleich ſelbſt ermorden, oder ſeine Geliebte vor ſeinen Augen ſterben ſehen

wolle. Vergebens beruft sich der Prinz auf die geschehene Aussöhnung, und will lieber selbst sterben, als das Werkzeug zu einer so unmenschlichen That seyn: Atreus sieht den Thyest kommen, wiederholt seinen drohenden Befehl nochmals, und läßt ihn mit ihm allein. Dieser dankt dem Plisthenes für seine ihm erwiesene Freundschaft, und versichert ihn einer Liebe, die seiner väterlichen Liebe gegen seine Tochter gleich komme. Plisthenes thut desgleichen, und gesteht, gegen den Thyest eine Zuneigung zu fühlen, die sein Herz mit ganz unbekannten Regungen erfülle. Er giebt ihm von weitem alles das Unglück zu verstehen, das über seinem Haupte hänge, und giebt ihm eben den Rath zu fliehen, als Atreus wieder herin tritt. Er sagt ihm mit wenig Worten, daß er seinen Ungehorsam schon zu bestrafen wissen wolle, und schickt ihn fort. Thyest erstaunt über diese Drohungen, wird aber auf eine gebieterische Art von seinem Bruder erinnert, daß er sich deswegen zufrieden stellen solle, weil sie nichts beträfen, was ihn angehen könne. Sobald Atreus allein ist, läßt er seinen Verdruß über die verzögerte Rache aus, und entschließt sich, den Thyest zwar leben zu lassen, aber ihn sonst auf eine weit schrecklichere Art zu strafen.

Vierter Aufzug. Plisthenes erscheint mit seinem Vertrauten voller Wuth, nachdem er

alle Anſtalten zu einer plötzlichen Flucht nehmen laſſen. Er kann weder den Thyeſt noch die Theodamie finden, und iſt beſonders wegen der letztern in der gräuſamſten Unruhe, als er ſie zitternd und weinend auf ſich zu kommen ſieht. Sie ſagt ihm, daß ſie wegen ihres Vaters in den äußerſten Sorgen ſey, welcher wie raſend in dem Pallaſte herum irre, und dem Atreus den Dolch in das Herz ſtoßen wolle, weil er gewiß glaube, daß der Tyrann ſowohl ſeinen als des Pliſthènes Tod geſchworen habe. Der Prinz will ihn aufſuchen; aber Thyeſt erſcheinet ſelbſt, und erfreut ſich, daß ſeine Furcht vergeblich geweſen, in der er den Pliſthenes ſchon für ermordet gehalten. Dieſer dringt mit aller Gewalt in ihn, ſich ſogleich auf die Flucht zu machen, und will ihm ſeinen Vertrauten mitgeben, welcher ihn bis in den Hafen bringen ſolle. Doch Thyeſt hält es für ſeiner Ehre unanſtändig, ſich zu retten, und denjenigen, dem er dieſe Rettung würde zu danken haben, der größten Gefahr ſeinetwegen ausgeſetzt zu wiſſen. Während dieſes großmüthigen Weigerns kömmt Atreus dazu. Er ſieht ihre Beſtürzung, und nimmt von derſelben Gelegenheit, auf einmal ſich als eine ganz veränderte Perſon zu zeigen. Er ſagt, der Himmel habe ſein Herz verändert, und alle Rache daraus vertilgt; und damit er ſeinen Bruder von der Aufrichtigkeit dieſes Bekennt-

niſſes überzeugen möge, entdeckt er, wer Pliſthenes ſey, und zu was für einer grauſamen That er ihn beſtimmt gehabt habe. Die Erkennung iſt rührend, und Pliſthenes ſieht mit Entſetzen auf die Laſter zurück, in die ihn ſein grauſames Schickſal beynahe geſtürzt hatte. Faſt wäre er ein Vatermörder und ein Blutſchänder geworden! Doch Atreus will dieſes, daß er dem Thyeſt ſeinen Sohn wiederſchenkt, nicht die einzige Verſicherung ſeiner völligen Ausſöhnung ſeyn laſſen; ſondern erbietet ſich auch, mit ſeinem Bruder aus dem väterlichen Becher zu trinken, welcher für die Söhne des Tantalus eben das ſey, was den Göttern der Schwur bey dem Styx zu ſeyn pflege. Thyeſt nimmt dieſes Erbieten an, und es gehen Alle mit einem Scheine von Zufriedenheit ab; nur Pliſthenes behält Verdacht, und giebt ſeinem Vertrauten Befehl, die Schiffe im Hafen noch immer in Bereitſchaft zu halten.

Fünfter Aufzug. Auch zu Anfange dieſes Aufzuges kämpfet er noch mit ſchrecklichen Ahndungen. Theſſander will ihn beruhigen, und räth ihm, nicht zu entfliehen, weil dieſe Flucht den Atreus aufs neue aufbringen möchte, welcher ſich jetzt gegen den Thyeſt ganz ausnehmend freundſchaftlich bezeige und ein prächtiges Feſt ihm zu Ehren anſtellen laſſe. Doch dem ungeachtet hört Pliſthenes

nicht

nicht auf, zu fürchten, und schickt den Thessander fort, die Theodamie abzuholen, und sich mit ihr nach dem Hafen zu begeben. Er selbst will den Thyest in gleicher Absicht aufsuchen, und eben fortgehen, als Atreus mit seiner Wache hereintritt, und ihm aus der vorgesetzten Flucht, die er erfahren habe, ein Verbrechen macht, unter dessen Vorwande er ihn zum Tode verdammt. Plisthenes entschuldiget sich nur wenig, und ist bloß für seinen Vater und seine Schwester besorgt, von welchen er versichert, daß sie keinen Antheil an seiner Veranstaltung zur Flucht gehabt hätten. Er bittet für sie; doch der Tyrann läßt ihn von der Wache fortschleppen, um ihn in der schmerzlichsten Ungewißheit über das Schicksal dieser geliebten Personen hinrichten zu lassen. Nunmehr frohlocket Atreus vor sich selbst, und kitzelt sich im voraus mit der Rache, die er durch das Blut des Sohnes gegen den Vater ausüben wolle. Beynahe erschrickt er zwar selbst über seinen grausamen Anschlag; doch er erinnert sich gar bald wieder, daß er Atreus sey, und den Thyest, wenn er ihn strafen wolle, nicht anders als auf eine unerhörte Art strafen müsse. Der unglückliche Bruder erscheint mit einem Gesichte, auf welchem sich Furcht und Traurigkeit zeigen. Er bittet, um wieder ru-

hig zu werden, daß man ſeine Kinder zu ihm laſſe, und Atreus hält ihn ſo lange mit zweydeutigen Tröſtungen auf, bis der väterliche Becher herbey gebracht wird. Thyeſt ergreift ihn, und will ihn an den Mund bringen, als er das Blut darin gewahr wird. Er erſchrickt; ſeine Tochter kommt dazu, und meldet den Tod ihres Bruders; er merkt, daß es das Blut ſeines Sohnes ſey, und bricht gegen den Atreus in Vorwürfe und Verwünſchungen aus. Er verlangt nicht länger zu leben; doch eben darum, weil ihm das Leben nunmehr zur Laſt ſey, will es ihm der Tyrann laſſen. Doch Thyeſt verſchmähet dieſe grauſame Gnade, und erſticht ſich ſelbſt. Sterbend beruhiget er noch ſeine Tochter, und läßt ſie auf die Rache des Himmels hoffen. Atreus geht, mit ſeiner Bosheit zufrieden, ab, und das Stück ſchließt.

Ich habe dieſen trocknen Auszug nicht in der Abſicht vorgelegt, den Werth des Dichters daraus zu beſtimmen; ich würde ſonſt eben ſo thöricht ſeyn, als derjenige, welcher nach einem Skelet die völlige Schönheit beurtheilen wollte, welche der ganze Körper könne gehabt haben. Wie man aber doch aus dem Skelet wenigſtens auf etwas ſchließen kann, nehmlich auf den regelmäßigen Bau der Glieder; ſo wird auch mein Auszug wenigſtens dazu nützen

können, daß man ungefähr die Art und Weise sieht, mit welcher ein neuer Dichter einen so alten, und von den Sitten unsrer Zeit so abweichenden Stoff habe bearbeiten können. Nach meinem Urtheile kann man dem Hrn. Crebillon wohl weiter nichts vorwerfen, als daß er seinen Atreus und Thyest ein wenig gar zu neumodisch gemacht; daß er die Haupthandlung mit einer unnöthigen Episode, und zwar mit einer verliebten Episode, geschwächt, und das Ganze durch die Einführung so vieler Vertrauten, welches immer nichts anders als sehr frostige Personen sind, die bloß die Monologen müssen vermeiden helfen, matt gemacht hat. Wie weit er aber überhaupt unter dem Schrecklichen des lateinischen Dichters geblieben sey, wird man schon von sich selbst abgenommen haben. Er hat die stärksten Züge in seinem Muster unberührt gelassen, und außer dem so gelinderten Hauptinhalte kaum hier und da einige glänzende Gedanken von demselben erborgt. Doch auch diese hat er oft ziemlich gewässert, und die Stärke gar nicht gezeigt, mit welcher der ältere Corneille die schönsten und prächtigsten Gedanken der römischen Trauerspiele in seine überzutragen wußte. Einigemal ist es ihm so ziemlich gelungen, besonders bey dem agnosco fratrem, welches er durch folgende Zeile ausgedrückt hat.

A. Méconnois-tu ce sang? *Th.* Je reconnois mon frère.

Auch noch eine Stelle hat er sehr wohl anzuwenden gewußt, und zwar eine solche, welche manchem Ausleger des alten Dichters selbst nicht recht verständlich gewesen ist. Ich meyne die 1052ste Zeile:

Sceleri modus debetur, ubi facias scelus,
Non ubi reponas — —

welche er sehr kurz und schön so übersetzt hat:

Il faut un terme au crime, et non à la vengeance.

Ich will zum Schlusse noch das mittheilen, was Herr Crebillon selbst von diesem seinem Stücke sagt. Es ist ein Theil der Vorrede, in welchem man verschiedene hieher gehörige Gedanken finden wird. „Fast ein jeder," sagt er, „hat sich wider den Inhalt dieses Trauerspiels „empört. Ich kann weiter nichts darauf antworten, als dieses, daß ich nicht der Erfinder „davon bin. Ich sehe wohl, daß ich Unrecht „gethan habe, mir die Tragödie allzusehr als „eine schreckliche Handlung vorzustellen, die „den Zuschauern unter rührenden Bildern müsse

„gezeigt werden, und die sie zum Mitleiden „und Schrecken bewegen solle, doch ohne Züge, „welche den Wohlstand und die Zärtlichkeit be„leidigen könnten. Es kömmt also nur darauf „an, ob ich diesen so nöthigen Wohlstand be„obachtet habe. Ich glaube mir dies schmei„cheln zu dürfen. Ich habe nichts vergessen, „was meinen Stoff lindern und unsern Sitten „gemäß einrichten könne. Um den Atreus „unter keiner unangenehmen Gestalt zu zeigen, „lasse ich die Aerope von dem Altare selbst „entführet werden, und setze diesen Prinzen (wenn ich hier diese Vergleichung brauchen „darf), gerade in eben den Fall des bezauber„ten Bechers bey dem la Fontaine."

L'étoit-il? ne l'étoit-il point?

„Ich habe durchaus die Fabel verändert, um „seine Rache weniger schrecklich zu machen, und „mein Atreus ist bei weitem nicht so grau„sam, als der Atreus des Seneca. Ich habe „mich begnügt, für den Thyest allen den „Gräuel des von seinem Bruder ihm bestimm„ten Bechers fürchten zu lassen, und er bringt „nicht einmal seine Lippen daran. Ich gestehe „es zwar, daß mir diese Scene selbst schrecklich „schien. Es überfiel mich ein Schauder; aber „nichts desto weniger glaubte ich, daß sie sich

„in ein Trauerſpiel ſehr wohl ſchicke. Ich ſehe „nicht, warum man ſie mehr davon ausſchließen „ſolle, als die Scene in der Rodogune, wo „Kleopatra, nachdem ſie einen von ihren „Söhnen ſchon ermordet, den andern vor den „Augen der Zuſchauer vergiften will. So un„willig man auch gegen die Grauſamkeit des „Atreus geweſen, ſo glaube ich doch nicht, „daß man ein vollkommneres Bild auf die tra„giſche Scene bringen könne, als das Bild von „der Stellung des unglücklichen Thyeſt, wel„cher ſich ohne Hülfe der Wuth des barbariſch„ſten unter allen Menſchen ausgeſetzt ſieht. Ob „man ſich nun aber ſchon von ſeinen Thränen „und ſeinem Jammer erweichen ließ; ſo blieb „man mir dennoch deswegen aufſätzig. Man „hatte die Güte, mir alle Abſcheulichkeit der „Erfindung zu laſſen, und rechnete mir alle die „Laſterthaten des Atreus an. An einigen Or„ten betrachtet man mich auch noch als einen „fürchterlichen Menſchen, bey welchem man „nicht recht ſicher ſey; gleich ob alles, was der „Witz erdenkt, ſeine Quelle in dem Herzen „haben müſſe. Eine ſchöne Lection für die „Schriftſteller, welche ſie nicht nachdrücklich ge„nug wird lehren können, mit wie vieler Be„hutſamkeit ſie vor dem Publico erſcheinen müſ„ſen! Ein artiges Frauenzimmer, welches ſich „in Geſellſchaft mit ehrbaren Scheinſpröden be-

„findet, darf ſich lange nicht mit ſo vieler Sorg„falt beobachten. Und endlich hätte ich mir „es nimmermehr vorgeſtellt, daß in einem Lande, „in welchem es ſo viele gemißhandelte Ehemän„ner giebt, Atreus ſo wenige Vertheidiger „finden ſollte. Was die doppelte Ausſöhnung, „die man mir vorwirft, anbelangt, ſo erkläre „ich gleich voraus, daß ich mich in dieſem Puncte „niemals für ſchuldig erkennen werde. Atreus „erziehet den Pliſthenes, um einmal den „Thyeſt durch die Hände ſeines eigenen Soh„nes umbringen zu laſſen; er erſchleicht einen „Eid von dieſem jungen Prinzen, welcher aber „gleichwohl bey Erblickung des Thyeſt nicht „gehorcht. Atreus kann alſo zu nichts an„derm ſeine Zuflucht nehmen, als zur Verſtel„lung; er erdichtet ein Mitleiden, welches er „nicht fähig iſt, zu empfinden; er bedient ſich „hierauf der allergewaltſamſten Mittel, den „Pliſthenes zur Vollziehung ſeines Eides zu „vermögen, von welcher dieſer aber durchaus „nichts wiſſen will. Atreus, welcher ſich an „dem Thyeſt auf eine ſeiner würdige Art rä„chen will, muß alſo nothwendig zu einer zwey„ten Verſöhnung ſchreiten. Ich getraue mir „zu ſagen, daß dieſer grauſame Prinz alle Ge„ſchicklichkeit anwendet, die ein Betrüger nur „immer anwenden kann. Es iſt unmöglich, daß „Thyeſt dieſer Falle entgehen ſollte, wenn er

„auch ſchon ſelbſt ein eben ſo großer Betrüger „wäre, als ſein Bruder. Man darf das Stück „nur ohne Vorurtheil leſen, ſo wird man fin„den, daß ich nicht Unrecht habe. Je betriege„riſcher aber Atreus iſt, deſto beſſer habe ich „ſeinen Charakter ausgedrückt; weil Verräthe„rey und Verſtellung faſt immer von Grauſam„keit unzertrennlich ſind, ꝛc.“ *).

*) Leſſing hat dieſe Abhandlung nie vollendet.

VII.

Nachricht von Ludewig Riccoboni.

Ludewig Riccoboni war ein Modeneſer von Geburt, welche ungefähr in die Jahre 1682 oder 83 fällt. Er mochte aus einer ganz guten Familie ſeyn, weil er ſelbſt an einem Orte ſeiner Schriften den Antonius Riccoboni, einen Profeſſor zu Padua aus der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts, für einen ſeiner Vorfahren wahrſcheinlicher Weiſe hält. Er mußte aber ſehr jung diejenige Lebensart ergriffen haben, in welcher er ſich hernach auf eine doppelte Art ſehr rühmlich hervorthat. Denn ſchon in ſeinem zwey und zwanzigſten Jahre war er das Haupt einer Geſellſchaft von Schauſpielern, die in den Städten der Lombardey, und beſonders zu Venedig, mit vielem Beyfalle ſpielte. Er gab ſich ganzer zehn Jahre lang in ſeinem Vaterlande ſehr viel Mühe, die Bühne aus ihrem damaligen Verfalle wieder in die Höhe zu bringen und ſie beſonders von dem unregelmäßigen Wuſte zu reinigen, welcher damals auf derſelben herrſchte. Doch weil ihm dieſe Bemühung

gen ſo glücklich nicht ausſchlagen wollten, als ſie es wohl verdient hätten, ward er es überdrüßig, unter einem Volke nur Undank damit zu verdienen, deſſen Hauptgeſchmack auf nichts als Poſſen ging. Er nahm alſo den Vorſchlag an, den man ihm damals that; nehmlich eine Geſellſchaft italiäniſcher Schauſpieler für den König von Frankreich zuſammen zu bringen und mit derſelben nach Paris zu gehen. Er langte daſelbſt im May 1716 an. Sein Theatername, unter welchem er ſich bekannt machte, war Lelio. Als Acteur fällte man das Urtheil von ihm, daß ihm zwar das Anmuthige und Reitzende fehle, daß ſich aber ſein finſtres Anſehen vollkommen wohl ſchicke, traurige und übertriebene Leidenſchaften auszudrücken, die auch in der That niemand beſſer und wahrſcheinlicher vorgeſtellt habe, als er. Er blieb auf dem italiäniſchen Theater zu Paris bis 1729, in welchem Jahre er daſſelbe mit ſeiner Frau und ſeinem Sohne verließ, und eine Haushofmeiſterſtelle bey dem Herzoge von Parma annahm. Nach dem Tode dieſes Herzogs kam er zwar wieder nach Paris, nicht aber wieder auf das Theater, von welchem er für ſich und ſeine Frau eine doppelte Penſion, jede von 1000 Livres, beybehalten hatte. Er ſtarb den 6ten December 1753. Als einen theatraliſchen Schriftſteller hatte er ſich ſchon bekannt gemacht, ehe

er aus ſeinem Vaterlande ging; doch hat er ſeine vornehmſten Werke in Frankreich, und zwar auch Franzöſiſch, geſchrieben. Unter die erſtern, die er italiäniſch abgefaßt, gehören verſchiedne Luſtſpiele, und ein Gedicht über die Kunſt zu declamiren, welches den Titel *l'Arte repreſentativa* führet. Auch hat er eine Sammlung alter italiäniſcher Stücke beſorgt, welche er für geſchickt hielt, den Ausländern eine beſſere Meynung von der eigentlichen dramatiſchen Poeſie ſeiner Landsleute beyzubringen. Diejenigen Luſtſpiele, welche er in Paris für das italiäniſche Theater machte, ſind weder ganz welſch, noch ganz franzöſiſch, ſondern die Scenen ſind aus beyden Sprachen vermengt. Dergleichen ſind ſein *Père partial*, ſeine *Diane et Endymion* und ſein *Italien marié à Paris*, welche Stücke er ganz allein, ſo wie folgende *la Déſolution des deux Comédies*; *les Procès des Théâtres* und *la Foire renaiſſante*, in Geſellſchaft mit Herrn Dominique verfertiget hat. Diejenigen Werke aber, die er ganz franzöſiſch geſchrieben hat, und die man ohne Zweifel für ſeine beträchtlichſten halten muß, ſind ſeine *Hiſtoire du Théâtre Italien*, und ſeine *Réflexions hiſtoriques et critiques ſur les différens Théâtres de l'Europe*. Die erſtere beſtehet aus zwey Theilen in groß Octav, deren erſter 1727, und der zweyte 1731 zu Paris an

das Licht getreten ſind. Jener enthält die Geſchichte des italiäniſchen Theaters, ein Verzeichniß aller welſchen Komödien und Tragödien, und eine Abhandlung über das Trauerſpiel der Neuern. Dieſer beſtehet in Auszügen aus fünf der beſten italiäniſchen Tragödien, und eben ſo vielen Komödien, welchen noch ein Brief des Rouſſeau an den Verfaſſer, nebſt der Antwort vorgeſetzt, und die in Kupfer geſtochenen Charaktere der welſchen Bühne, nebſt einer Erklärung beygefügt worden. Die *Réflexions* des Hrn. Riccoboni kamen das erſtemal 1738 heraus, und betreffen die italiäniſche, die ſpaniſche, die franzöſiſche, die engliſche, die holländiſche und die deutſche Bühne. Am Ende hat der Verfaſſer noch *Penſées ſur la Déclamation* hinzugethan, welche man aber nicht mit dem oben angeführten Gedichte vermengen muß.

VIII.

Geſchichte der engliſchen Schaubühne.

Ich will hier bloß die erſten Züge einer Geſchichte der engliſchen Schaubühne entwerfen; und bloß in der Abſicht, damit der Leſer ungefähr wiſſe, wohin er die einzelnen Theile derſelben, die ich ausführlicher berühre, zu bringen habe.

Es findet ſich eine Nachricht, die, wenn ſie, wie nicht zu zweifeln iſt, ihre Richtigkeit hat, den Urſprung des engliſchen Theaters weit früher heraus ſetzt, als man den Urſprung des Theaters irgend eines andern europäiſchen Volkes angeben kann. Wilhelm Stephanides (Fitz-Stephens) ein Benedictiner zu Canterbury, der unter der Regierung König Heinrichs des Zweyten geſchrieben, und unter

der Regierung König Richards des Erſten im Jahre 1191 geſtorben iſt *), hat nehmlich in ſeiner *Deſcriptio nobiliſſimae civitatis Londoniae* folgende Stelle: Londonia pro ſpectaculis theatralibus, pro ludis ſcenicis, ludos habet ſanctiores, repraeſentationes miraculorum, quae ſancti confeſſores operati ſunt, ſeu repraeſentationes paſſionum, quibus claruit conſtantia Martyrum, d. i. London hat, anſtatt der theatraliſchen Schauſpiele, weit edlere Spiele, in welchen die Wunder der heiligen Bekenner, und die Leiden der Märtyrer vorgeſtellt werden. Wider dieſes Zeugniß eines ehrlichen Mannes iſt nichts einzuwenden; und da er von dieſen Vorſtellungen nicht als von einer Neuigkeit redet (denn er beſchreibt auch alle andere Arten der damals in London gewöhnlichen Zeitverkürzungen): ſo kann man den Anfang derſelben ſchwerlich ſpäter, als in die Zeiten Wilhelms des Eroberers ſetzen **).

*) Das Jöcherſche Gelehrten-Lexicon ſagt von ihm: „er lebte 1190 unter dem Könige von „England Richardo I." Es hätte wenigſtens ſagen ſollen: „er lebte noch ꝛc."

**) Dodsley in der Vorrede zu ſeiner Select Collection of old Plays, die er in zwölf Duodezbänden herausgegeben.

Um dieſe Zeit aber hat noch keine einzige andere Nation etwas einem Theater Aehnliches gehabt, es wären denn die Italiäner, wenn man anders mit dem ältern Riccoboni annehmen will, daß ſeit dem Verfalle der Römer ſich das Theater in Italien ohne Unterbrechung fortgepflanzt habe. Und doch kann auch dieſer kein ſo altes ausdrückliches Zeugniß für ſeine Nation aufweiſen *). Wie er denn die Stelle des Stephanides auch nicht gewußt hat, ſondern eine weit neuere Nachricht, die ich nun gleich anführen will, für die älteſte Spur des engliſchen Theaters annimmt.

Vielleicht, daß die andächtigen Vorſtellungen bloßer Wunderwerke und Leidensgeſchichten nicht lange nach dem Geſchmacke des engliſchen Pöbels waren. Wenigſtens findet man ungefähr hundert und vierzig Jahr hernach, daß man ihn mit weit luſtigern Vorſtellungen zu unterhalten geſucht hat. Denn unter der Regierung K. Eduard des Dritten ward durch eine Parlamentsacte verordnet, daß eine gewiſſe Geſellſchaft von Leuten, Vagrants genannt, welche durch ganz London Maskeraden angeſtellt, aus der Stadt gepeitſcht werden ſollten, weil ſie in

*) Ludewig Riccoboni in ſeinen Réflexions hiſtoriques et critiques ſur les différens Théâtres de l'Europe p. 4—14.

den Trinkhäuſern, und an andern Orten, wo ſich das Volk verſammelt, ärgerliche Dinge geſpielt *) Worin dieſe ärgerlichen Dinge eigentlich beſtanden, kann man nicht ſagen **). Sie mögen

*) Wenn Riccoboni (in dem angezognen Werke, Seite 118) dieſer Parlamentsacte, als der älteſten Spur des engliſchen Theaters, gedenkt; ſo drückt er ſich folgendermaßen aus: „Sous le règne „d'Eduard III. qui commença l'an 1015 „et finit en 1038, il eſt rapporté, dans „un livre imprimé à Londres, (*Statutes „at large etc.*) que ce ſaint Roi ordonna „par un Arrêt du Parlement, *qu'une Aſ-„ſemble etc.*" Kann man einen gröbern Fehler wider die Zeitrechnung begehen? Eduard der Dritte regierte von 1327 bis 1376; und da ihn Riccoboni den heiligen König nennet, ſo iſt es offenbar, daß er ihn mit Eduard dem Bekenner, welcher von 1042 bis 1066 regieret, oder gar mit dem heiligen Eduard dem Märtyrer, muß vermengt haben.

**) Vielleicht waren ſie derjenigen Art von Schauſpielern nicht unähnlich, die in nachfolgenden Zeiten *Mummers* genannt wurden, und in einer altväteriſchen Kleidung das Land durchzogen, tanzten und allerhand Geberden und Poſſen machten. Es finden ſich dergleichen Mummers noch bis jezt in England; in dem

mögen aber bestanden haben, worin sie wollen, so ist doch so viel gewiß, daß diese Vagrants die ersten wahren englischen Komödianten waren; denn sie verließen das abergläubische Zeug, und gaben sich mit Satire und Nachahmung der Sitten ab. Ohne Zweifel zwar mit der gröbsten Satire, und mit der plumpsten Nachahmung der allerärgerlichsten Sitten, die nichts weniger als bessern kann; doch dieses konnte im Anfange, zu den damaligen Zeiten, nicht wohl anders seyn, und man hätte sie sogleich nicht so wohl ganz unterdrücken, als nur einschränken sollen.

dem funfzehnten Jahrhunderte aber waren sie so gemein, und hielten das Volk so sehr von seinen Geschäften ab, daß sie der menschlichen Gesellschaft sehr schädlich wurden. Denn da sie beständig verkleidet und maskirt einhergingen, so waren sie an vielen liederlichen Streichen Schuld, und fingen Unordnungen an, die mit der Zeit so arg wurden, daß in dem dritten Jahre der Regierung K. Heinrichs des Achten (1512), eine Parlamentsakte wider diese Mummers gemacht wurde, durch welche auf jede Maske, die verkauft, oder in einem Hause gefunden werden würde, eine Geldstrafe von 20 Schillings (beinahe 6 Reichsthaler) gelegt ward.

Nach einer so scharfen Ahndung aber mußte sich alles, was einem Schauspiele ähnlich sah, aufs neue unter dem Mantel der Religion verbergen, und man sah wieder nichts als Mysteries vorstellen. Im Jahr 1378 überreichten die Collegen der St. Paulusschule dem K. Richard dem Zweyten eine Bittschrift, und baten darin: „daß gewissen unerfahrnen Leuten Ein„halt geschehen möchte, welche sich unterfangen „hätten, die Geschichte des alten Testaments „vorzustellen; weil es zu der Kläger Nachtheil „geschehe, als welche sich in große Kosten ge„setzt, um dieselben zur Weihnachtszeit öffent„lich zu spielen." Hieraus sieht man, daß die Collegen der St. Paulusschule damals schon gewissermaßen im Besitz waren, dergleichen Mysterien aufzuführen, und daß sie es für Geld thaten. Wenn man also auch nur diesen Zeitpunkt als den ersten des englischen Theaters annehmen wollte, so würde man es doch noch für älter als das französische erkennen müssen; denn es ist gewiß, daß die Franzosen mit den heiligen Vorstellungen der Brüder der Passion, höher nicht als bis 1398 hinaus gehen können.

Unter der Regierung Heinrichs des Vierten, und zwar in dem eilften Jahre derselben (1409), wurde von den Londonschen Kirchendienern (Parish Clerks) ein Schauspiel von Erschaffung der Welt aufgeführt, welches ganzer

acht Tage währte, und bey welchem der größte Theil des engliſchen hohen und niedrigen Adels zugegen war *). Von Erſchaffung der Welt kann es wohl ſchwerlich allein gehandelt haben; und man vermuthet daher **), daß es vielleicht dasjenige Schauſpiel geweſen ſey, von welchem in der Cottonianſchen Bibliothek noch bis jetzt eine Handſchrift aufbewahrt wird. Sie findet ſich in dem gedruckten Bücherverzeichniſſe derſelben, S. 113. unter folgender Aufſchrift: Schauſpiele in altem engliſchen Sylbenmaße. h. e. Dramata ſacra, in quibus exhibentur hiſtoriae veteris et novi Teſtamenti, introductis quaſi in ſcenam perſonis illic memoratis, quas ſecum invicem colloquentes pro ingenio fingit poëta. Videntur olim coram populo, ſive ad placendum, a fratribus mendicantibus repraeſentata. Nach dem Zuge der Buchſtaben und der Sprache zu urtheilen, ſcheint das Buch wenigſtens dreyhundert Jahre alt zu ſeyn. Es fängt mit einem allgemeinen Prolog an, in welchem der Inhalt von vierzig nachſtehenden Pageants, d. i. von ſo viel verſchiedenen Acten oder

*) *Stow's* Survey of London.

**) Man ſehe den Dialogue on Plays and Players, welchen Dodsley ſeiner Sammlung beygefügt, und der bey Gelegenheit der Collierſchen Streitigkeit abgefaßt worden. S. 19.

Aufzügen, kürzlich erzählt wird. Sie stellen die Geschichte beyder Testamente, von Erschaffung der Welt bis auf die Erwählung des h. Matthias zum Apostel vor. Die Begebenheiten des neuen Testaments, z. E. die Verkündigung, die Geburt, die Heimsuchung ꝛc. sind am weitläuftigsten ausgeführt; vor allen aber ist die Passion, die Auferstehung, die Himmelfahrt und die Erwählung des h. Matthias sehr umständlich mitgenommen. „Der Styl," sagt ein englischer Schriftsteller *), „in welchem alle diese „Dinge vorgetragen werden, scheint jetzt sehr „gemein, und weit unter der Würde des Inhalts zu seyn. Doch der damalige Geschmack „war so ekel noch nicht, und die aufrichtigen „Alten waren sehr leicht einzunehmen, daß sie „von allem auf das beste und liebreichste ur„theilten."

Daß aber London damals nicht einzig und allein dergleichen Vorstellungen hatte, daß auch die Provinzen damit versehen waren, und daß man da vielleicht eine Menge ärgerlicher und schändlicher Dinge damit verband; erhellet aus einer Parlamentsacte vom vierten Jahre der Regierung Heinrichs des Vierten, in welcher gewisser Wastors, Master-Rimours, Minstrels (Spielleute) und andrer Vagabonden, die

*) Der Verfasser des angezogenen Dialogue etc. S. 20.

sich in die Landschaft Wales eingeschlichen hatten, gedacht, und befohlen wird, daß es durchaus keinen von diesem Gesindel ferner vergönnt seyn soll, Commoiths und Versammlungen daselbst anzustellen. Man kann nicht sagen, was diese Master-Rimours, die der Landschaft Wales insbesondere so beschwerlich fielen, eigentlich für Leute gewesen sind; eben so schwer ist es auch zu bestimmen, was man sich für einen Begriff von ihren angestellten Commoiths zu machen habe. Die Grafschaften in Wales *) werden in Bezirke von hundert Dörfern eingetheilet. Ein solcher Bezirk wird auf Wallisch ein Cantred genannt; und ein Bezirk, der ungefähr die Hälfte davon, d. i. funfzig Dörfer, enthält, wird ein Commoith genannt. Die Master-Rimours bedienten sich also vielleicht dieses Worts, wenn sie einen Platz bestimmt hatten, wo sie spielen wollten, und zehn oder zwölf (englische) Meilen in der Runde (als in welchem Bezirke ungefähr funfzig Dörfer liegen können) davon Nachricht gaben. Daß dieses gewöhnlich gewesen, ist aus Carews Survey of Cornwall, einem Buche, welches unter der Regierung der Königin Elisabeth geschrieben worden, zu ersehen. Wenn der Verfasser von

*) So wie die Grafschaften des übrigen Englands; wo aber dergleichen Bezirke von hundert Dörfern Hundreds genannt werden.

den gewöhnlichen Luſtbarkeiten des Volkes ſpricht, ſagt er unter andern: „Das Guary-Miracle, „welches auf Engliſch ſo viel als Miracle-Pley „(Wunderſpiel) bedeutet, iſt eine Art eines Schau„ſpiels, welches von einer Geſchichte aus der „heiligen Schrift handelt, und auf Cornwalliſch „geſchrieben iſt. Zur Aufführung deſſelben er„bauen ſie auf offenem Felde ein Amphitheater, „welches vierzig bis funfzig Fuß lang und breit „zu ſeyn pflegt. Das Landvolk kommt von ei„nigen Meilen in der Runde dahin, um es zu „ſehen und zu hören; denn es kommen darin „Teufel und vielerley ſinnreiche Sprüche vor, „daß ſowohl das Auge als das Ohr ergötzt „wird." — Von ſolcher Lauterkeit mögen nun zwar die Vorſtellungen der Maſter-Rimours zu Heinrichs des Vierten Zeiten wohl nicht geweſen ſeyn, weil man ihnen ſonſt ſchwerlich das Handwerk gelegt hätte.

Wie lange die Myſterien auf dem engliſchen Theater geherrſcht, kann man nicht genau beſtimmen; ſo viel iſt aber gewiß, daß ſie, nach einiger Zeit durch eine andere Art von Spielen verdrängt wurden, die man Moralities nennte, und welche wenigſtens einen Schatten von Vernunft hatten. Die Myſteries ſtellten bloß eine Geſchichte des alten oder neuen Teſtaments auf eine abgeſchmackte Weiſe vor; aber in den Moralities war doch irgend ein

kleiner Plan, eine Fabel, etwas Moral, und auch wohl etwas Dichtkunſt, indem öfters die Tugenden und Laſter und Gemüthsbewegungen ꝛc. als Perſonen darin aufgeführet wurden *). In der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts, fingen ſie auch an, öfters von der Religion zu handeln; denn die Religion war damals ein Hauptgegenſtand, und es war kein Wunder, wenn eine jede Parthey alle Künſte anwendete, um ihren Sätzen Eingang zu verſchaffen. Wenn die Moralities noch jetzt in England gewöhnlich wären, ſo würden ſie eben ſo fleißig von politiſchen Sachen handeln. Doch dauerten dieſe theologiſch-polemiſchen Schauſpiele eben nicht lange; denn in einer Parlamentsacte, welche im vier und zwanzigſten Jahre der Regierung K. Heinrichs des Achten, zur Beförderung der gereinigtern Religion gemacht ward, iſt eine Clauſel befindlich, wodurch allen Rimours und Schauſpielern verboten wird, in ihren Geſängen oder Stücken das geringſte

*) Z. E. In einer alten Morality, unter dem Titel *all for Money* (alles für Geld), ſind unter den auftretenden Perſonen auch folgende: Die Gottesgelahrheit, die Wiſſenſchaft, die Kunſt, die göttliche Ermahnung, die gottloſe Hülfe, die Gelehrſamkeit mit Geld, die Gelehrſamkeit ohne Geld, Geld ohne Gelehrſamkeit, weder Geld noch Gelehrſamkeit ꝛc.

vorzutragen, was der einmal festgesetzten Lehre nachtheilig seyn könnte. Eine von diesen Moralities, unter dem Titel: New Custom etc. *), welche zur Vertheidigung der Reformation gemacht worden, ward unterdessen doch wieder auf das Theater gebracht; nehmlich unter der Regierung der Königin Elisabeth, als sie die reformirte Religion wieder herstellte.

Nach den Moralities kamen die Interludes auf, welche kleine Stücke, ob sie gleich einem Gespräche ähnlicher sahen als einem Drama, und wenig oder gar keine Handlung hatten, dennoch der wahren Komödie um einen guten Schritt näher kamen, als die vorher gewöhnlichen Spiele. Unter den Verfassern dieser Interludes ist John Heywood einer der vornehmsten. Er ward zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts in London geboren und studierte zu Oxford. Die Strenge des akademischen Lebens wollte ihm aber nicht lange gefallen; er begab sich also wieder in seine Vaterstadt, wo er mit dem Thomas Morus eine vertraute Freundschaft errichtete. Er fand auch Mittel, ein Liebling K. Heinrichs des Achten zu werden, der ihn wegen seines muntern Kopfes und seiner lustigen Einfälle schätzte. Un-

*) Dodsley hat sie dem ersten Bande seiner Sammlung einverleibet.

ter seinen Interludes findet sich eins, in welchem er die Mönche und Ablaßkrämer lächerlich macht. Es führt den Titel: A merry Play between the Pardoner and the Frere, the Curate and Neybour Pratte, und ist im Jahre 1533 gedruckt *). Allein er muß nach der Zeit wieder ein sehr eifriger Papist geworden seyn; denn er stand nicht allein bey der Königin Maria in großen Gnaden, sondern verließ auch sogar, nach ihrem Tode, sein Vaterland, weil er wohl sah, daß die protestantische Parthey, unter Begünstigung der Königin Elisabeth, nunmehr die Oberhand bekommen würde. Er wandte sich nach Mecheln, wo er im Jahr 1565 starb. Er war ein guter Musikus, und hat außer seinen Interludes auch noch eine große Menge Epigrammata geschrieben, die aber nicht viel werth sind.

Und nun kommen wir endlich auf das erste englische Stück, welches den Namen einer Tragödie verdient. Thomas Sackville, nachher Baron von Buckhurst und endlich Graf von Dorset, Großschatzmeister von England unter der Regierung der Königin Elisabeth und König Jacobs des Ersten, war der Verfasser desselben. Dieser Herr war in seiner Jugend der größte Dichter seines Landes, so

*) Man sehe den angeführten Dialogue etc. S. 30.

wie er in ſeinen männlichen Jahren der größte Staatsmann deſſelben ward. Er war im Jahr 1526 geboren, ſtudierte zu Oxford und Cambridge, und ſahe Frankreich und Italien. Alle ſeine poetiſchen Werke aber hat er vor dieſer Reiſe geſchrieben, und es ſcheint überhaupt nicht, daß er, insbeſondere zu ſeiner Tragödie, durch irgend ein ausländiſches Muſter ſey ermuntert worden. Sie ward den 16ten Jenner 1561 zum erſtenmal, in Gegenwart der Königin Eliſabeth, aufgeführt; und der Inhalt iſt aus der alten engliſchen Geſchichte genommen. Sie ward nicht ſogleich gedruckt; während der Zeit aber, da ſich der Verfaſſer auf Reiſen befand, machte ſich ein Buchhändler ſeine Abweſenheit zu Nutze, und gab ſie 1565 zu London in 8. ſehr fehlerhaft heraus. Nach ſeiner Zurückkunft beſorgte er ſelbſt eine richtigere Ausgabe unter dem Titel: Ferrer und Porrer, welchen Titel er aber in der folgenden Ausgabe änderte und das Stück Gorboduc nannte, „Gorboduc, Kö„nig von England, theilte ſein Reich, noch bey „Lebzeiten, unter ſeine Söhne Ferrer und „Porrer. Dieſe Söhne geriethen in Streit; „der ältere bringt den jüngern um; die Mut„ter, welche den Ermordeten vorzüglich liebte, „tödtet den Mörder; der König ermordet dar„auf die Königin; und damit das Theater ja „gänzlich rein werde, ſo erregt das Volk einen

„Aufſtand, und ſchafft auch den alten Gorbo„duc aus der Welt, ꝛc.“ — Dieſes iſt die Fabel, und Blut wird auf der Scene genug vergoſſen. Die mechaniſchen Regeln der Tragödie, die Einheit der Zeit und des Orts, ſind ſchlecht beobachtet; denn der vierte und fünfte Aufzug allein, enthalten bloß eine kleine Dauer von funfzig Jahren. Allein der Dichter hat von einer andern Seite deſto größere Vorzüge; die Richtigkeit der Empfindungen, die natürliche Deutlichkeit des Styls, die leichte Harmonie des Sylbenmaßes, ertheilen ſeinem Stücke jene Würde, jene Genauigkeit, die der Tragödie ſo weſentlich iſt, und doch von faſt allen nachfolgenden engliſchen Trauerſpieldichtern, entweder ſo wenig verſtanden, oder ſo ſehr vernachläſſiget worden. Selbſt Pope machte ſehr viel aus dieſem erſten tragiſchen Verſuche ſeiner Landsleute, und ſeiner Vorſorge hat man die neueſte *) Ausgabe deſſelben zu verdanken, die zu London 1739 in 8. mit dem Leben Mylord Buckhurſts, von Joſeph Spence, erſchienen iſt. Dieſe Ausgabe war höchſt nöthig: denn das Stück war ſo vergeſſen worden, und ſo wenigen mehr bekannt, daß es ſelbſt Dryden nicht muß geſehen haben, weil er es die Tragödie

*) Außer daß es Dodsley auch nachher im zweyten Bande ſeiner Sammlung abdrucken laſſen.

von der Königin Gorboduc nennt, und vorgiebt, daß ſie in gereimten Verſen abgefaßt ſey, welches ſie doch nicht iſt *). Ich will mich jetzt nicht länger dabey aufhalten, ſondern nur noch dieſen einzigen Umſtand anführen, daß zwar Gorboduc überhaupt unſerm Lord Buckhurſt gehört, daß aber die erſten drey Aufzüge Thomas Norton ausgearbeitet haben ſoll.

Ungefähr in eben daſſelbe 1561te Jahr fällt auch die erſte engliſche Komödie, die dieſes Namens nicht ganz unwerth iſt, wenigſtens von den Engländern durchgängig dafür erkannt wird. Sie führt auf einer der älteſten Ausgaben, auf der von 1661 nehmlich, den Titel: *Gammer Gurton's Needle*, a right pithy pleaſant and merry Comedy; und zugleich wird auf dieſem Titel geſagt, daß ſie von einem Mr. *S.* — Maſter of Arts verfertiget, und hundert Jahr vorher zu Cambridge geſpielet worden. Der Inhalt iſt ungefähr dieſer: „Die Frau Gammer „Gurton, als ſie ihres Bedienten Hodge „Beinkleider ausgebeſſert, hat ihre Nadel dabey „verloren, und ihre Nachbarin Dame Chot „fällt bey ihr in den Verdacht, als ob ſie ihr „dieſe Nadel entwendet habe. Sie läßt ſie ſo„gar durch den Pfarrer des Orts von ihr wie„der abfordern, und bey einem Haare wäre

*) In der Zueignungsſchrift vor ſeinen Rival-Ladies.

„ein gräulicher Zank darüber enstanden. Doch „Hodge findet die Nadel noch zu rechter Zeit „in seinen Beinkleidern, und macht der Komö„die dadurch ein Ende." — Wie viel Komisches in so einem Stücke seyn könne, und von welcher Gattung es seyn müsse, kann man gar leicht von selbst abnehmen. Dodsley hat es dem ersten Bande seiner Sammlung alter Lustspiele (S. 123 und folg.) einverleibt, und ich will hier nur noch hinzusetzen, daß es in langen daktylischen Versen geschrieben ist. Vierzig Jahr vorher, den 7ten May 1520, hatte man zwar bereits ein weit besseres Stück auf der englischen Bühne gesehen, nehmlich eins von den Lustspielen des Plautus, welches in Gegenwart des Königs aufgeführet ward; doch glaube ich nicht, daß Riccoboni *) allzuwohl daran gethan hat, von diesem plautinischen Stücke die Epoche der englischen Komödie zu rechnen Wenigstens ist die Anmerkung, die er darüber macht, unrichtig: „daß man folglich den Eng„ländern das Vorrecht lassen müsse, ihr Thea„ter mit einem guten weltlichen Stücke ange„fangen zu haben, da alle andre europäische „Nationen das ihrige mit höchst elenden Pos„senspielen angefangen hätten." Die Interludes, deren wir in dem Vorhergehenden gedacht

*) In dem angezogenen Werke, S. 121.

haben, ſind der wahre Anfang der eigentlichen engliſchen Komödie, und nichts Beſſeres als Poſſenſpiele geweſen.

Die Bahn war alſo in beyden Arten des Drama gebrochen, und die Nacheiferung, welche durch jede gebilligte Neuigkeit erweckt wird, zeigte ſich bey mehr als Einem der damaligen ſchönen Geiſter wirkſam. Ich will einige der vornehmſten nahmhaft machen.

Richard Edwards, war zu ſeiner Zeit als ein guter Muſikus und Dichter berühmt. Er ward 1523 geboren und ſtudierte gegen 1547 zu Oxford in dem Chriſtchurch-Collegio. Zu Anfange der Regierung der Königin Eliſabeth, ward er ein Mitglied ihrer Kapelle, und Aufſeher der Kapellknaben. Man hat von ihm zwey Luſtſpiele, wovon das eine den Titel führt, Damon und Pythias, und von Dodsley dem erſten Theile ſeiner Sammlung einverleibet worden. Aus dem Prologus erhellet, daß Edwards recht gute Begriffe von den Charakteren und den Abſichten des Luſtſpiels gehabt hat. Auch ſcheinen ihm die Lehren und Muſter der Alten nicht ganz unbekannt geweſen zu ſeyn; denn er ſagt unter andern in gedachtem Prologe: weil Könige und andre hohe Perſonen in ſeinem Stücke vorkämen, ſo würde er wohl am beſten thun, wenn er es eine Tragikomödie nennte. Dieſer Zug, wie bekannt, iſt von dem

Vorredner zu des Plautus Amphitruo entlehnt. Das zweyte Lustspiel des Edwards heißt: Palämon und Arcite. In diesem fand die Königin Elisabeth, und die ganze Versammlung, vor der es aufgeführet ward, nichts lustiger, als ein Geschrey von Jagdhunden, welches sehr natürlich nachgeahmet ward.

John Lilly. Er war aus der Landschaft Kent, und ward in dem Marien Magdalenen Collegio zu Oxford erzogen, wo er im Jahr 1575 den Gradum eines Magisters der freyen Künste annahm. Er machte sich sowohl durch verschiedene dramatische Stücke, als vornehmlich durch einen Roman, unter dem Titel: *Euphues and his England, or the Anatomy of Wit*, bekannt. Der Ausdruck in diesem Roman war außerordentlich unnatürlich; voller Metaphern, Allusionen, Allegorieen und Analogieen. Und ob man schon damals weit bessere Muster der Sprache aufzuweisen hatte, dergleichen die Schriften eines Sidney und Spenser waren, so fand er doch an dem Hofe der Königin Elisabeth einen so außerordentlichen Beyfall, daß eine Hofdame, die den Euphues nicht lesen, und sich nach seiner Art nicht ausdrücken konnte, damals eben so wenig geachtet ward, als itzt eine, die nicht Französisch spricht. Sechse von Lilly's dramatischen Stücken sind, unter

dem Titel der Hofkomödien verschiedene Jahre nachher zusammen gedruckt worden *). Sie heißen: Alexander und Campaspe; Endymion; Galathea; Midas; Sappho und Phaon; und Mutter Bambie. Die erste hat Dodsley dem zweyten Bande seiner Sammlung einverleibt.

Jasper Heywood. Ein Sohn des obgedachten John Heywood; gegen 1535 zu London geboren. Er verließ mit seinem Vater England, und trat zu St. Omer in den Jesuiterorden. Vorher, als er noch in Oxford studierte, hatte er einige von den lateinischen Trauerspielen, die unter dem Namen des Seneca angeführet werden, übersetzt; und dieserwegen gedenke ich hier seiner. Den rasenden Herkules nehmlich, die Trojanerinnen und den Thyest. In den Trojanerinnen hat er verschiedene Veränderungen und Zusätze angebracht. Die Zusätze bestehen in einigen und sechzig Zeilen zu Ende des Chorus nach dem ersten Aufzuge; in einer ganzen Scene zu Anfange des zweyten Aufzuges, in welcher er den Geist des Achilles erscheinen und ihn die Opferung der Polyxena verlangen läßt; desgleichen in drey Strophen, zu dem Chore nach dem zweyten Aufzuge. Die Veränderungen betreffen vor-

*) London 1632, in Duodez.

vornehmlich den Chor des dritten Aufzuges, welcher in der Urschrift fast aus lauter Namen fremder Gegenden besteht, und an dessen Statt er einen für seine Leser verständlichern eingeschoben hat. — Er starb 1598 zu Neapolis.

Wie die Stücke dieser und der übrigen zeitverwandten Dichter beschaffen gewesen, kann man aus folgender Stelle des Ritters Philipp Sidney ersehen. „Unsere Trauerspiele und „Lustspiele," sagt er in seiner Vertheidigung der Dichtkunst, „beobachten weder die Regeln „des Wohlstandes, noch der Dichtkunst. Die eine „Seite des Theaters ist Asien und die andere Afri„ka; und dazwischen liegen noch so viele König„reiche, daß jeder auftretende Schauspieler es sein „erstes Wort muß seyn lassen, uns zu sagen, wer „und wo er sey, weil man seine Rede sonst un„möglich würde verstehen können. Mit einemmal „kommen drey Frauenzimmer, welche Blumen su„chen, und wir müssen glauben, daß das Theater „einen Garten vorstelle. Nebenher hören wir, daß „ein Schiff auf eben demselben Platze verunglückt „sey; und nun muß das Theater ein Ufer oder ein „Fels seyn. Gleich darauf erscheint in dem Hin„tertheile der Schaubühne ein entsetzliches Unge„heuer, welches Feuer speyet; und das Theater „ist folglich eine Höhle. Nun kommen geschwind „ein halb Dutzend Kerle mit Schwertern und

„Schilden, die ein Kriegesheer vorstellen, her„ein gelaufen, und wir werden gebeten, das „Theater für ein Schlachtfeld zu halten ꝛc. So „gehen unsere Dichter mit dem Orte um; und „mit der Zeit sind sie noch weit freygebiger. „Gewöhnlicher Weise verliebt sich ein junger „Prinz in eine junge Prinzessin; nach mancher„ley Unglück und Verwirrung kommt die Prin„zessin in gesegnete Umstände, und wird zu ge„höriger Zeit von einem gesunden und wohlge„stalten Knaben entbunden. Dieser wird verlo„ren, findet sich wieder, wird groß, verliebt sich, „und würde vielleicht selbst wieder einen jun„gen Sohn sehen, wenn nicht der Vorhang zu„fiele, ꝛc."

Endlich ward zu Anfange des vorigen Jahrhunderts das englische Theater auf eine weit höhere Staffel der Vollkommenheit gebracht. Shakespear, Beaumont, Fletcher und Ben Johnson waren die großen Genies, die es mit unsterblichen Werken bereicherten, und es auf einmal zu einem Theater machten, welches, nach dem Griechischen, für einen Kenner der schönen Wissenschaften das allerinteressanteste ist, und dem Ansehen nach auch bleiben wird.

Von dieser Zeit an kann man die Geschichte des englischen Theaters, und die Dichter desselben, in drei Perioden und Klassen eintheilen.

Die erste Periode fängt an von Shakespear, und geht bis zu der unglücklichen Zeit des bürgerlichen Krieges, da die Puritaner durchaus alle Schauspiele verboten. Sie beträgt einige funfzig Jahre.

Die zweite Periode fängt von der Zeit der Restitution an, und gehet bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts, da einige mehr feine als große Köpfe, besonders ihrem Trauerspiele mehr Regelmäßigkeit und Anstand zu geben anfingen.

Die dritte Periode begreift das jetzt laufende Jahrhundert; und wie das Theater desselben das neue heißen kann, so wird man nicht unrecht die zweite Periode das mittlere, und die erste das alte englische Theater nennen können. Das älteste folglich würde das Theater vor Shakespears Zeiten seyn; und von diesen verlohnt es sich kaum der Mühe, mehr zu sagen, als ich bereits gesagt habe.

Aber auch von den drey wichtigern Perioden will ich für jetzt dem Leser weiter nichts vorlegen, als ein chronologisches Verzeichniß der vornehmsten Dichter derselben, damit er ungefähr sehen kann, welch eine reiche Ernte hier auf uns wartet.

Erſte Periode,
oder das alte engliſche Theater.

1. William Shakeſpear; geboren 1564 zu Stratford in der Grafſchaft Warwick. Sein erſtes Stück iſt Romeo und Julie von 1597, und die gleich darauf folgenden Richard der Zweyte, und der Dritte. Er ſtarb 1617 im drey und funfzigſten Jahre ſeines Alters. Die erſte Ausgabe ſeiner Werke iſt von 1623 in Folio. Die vorzüglichſten von den nachherigen Ausgaben ſind die von Rowe, von Pope, von Theobald, von Thomas Hanmer und von Warburton.
2. Francis Beaumont und John Fletcher. Dieſe zwey Freunde ſind als dramatiſche Dichter nicht zu trennen, indem ſie alle ihre Werke gemeinſchaftlich verfertigten. Beaumont war geboren 1585, und Fletcher 1576. Jener ſtarb noch vor ſeinem dreißigſten Jahre, 1615; und dieſer 1625 an der Peſt.
3. Ben Johnſon; geboren 1574. Sein erſtes dramatiſches Werk, das er drucken ließ, war das Luſtſpiel: Every Man in his Humour; zum erſtenmale aufgeführt 1598. Er ſtarb den 16ten Auguſt 1637, im drey und ſechzigſten Jahre.
4. Thomas Heywood; lebte unter der Regierung der Königin Eliſabeth und Ja,

cobs I., und war zugleich ein Schauſpieler. Er hat eine ungeheure Menge Stücke gemacht; wie er denn in der Vorrede zu einem ſagt, daß das gegenwärtige das zweyhundert und zwanzigſte ſey, welches aus ſeiner Feder gefloſſen, oder woran er wenigſtens Theil gehabt. Es ſind aber von dieſer großen Anzahl nicht mehr als vier und zwanzig übrig geblieben. Eine von ſeinen Tragödien: A Woman kill'd with kindneſs, ſtehet in dem vierten Bande der Dodsleyiſchen Sammlung.

5. Chriſtoph Marloe; er ſtudierte zu Cambridge, verließ aber die Univerſität gar bald, und ward ein Schauſpieler, und zwar von eben der Geſellſchaft, von welcher Shakeſpear war. Er war zum Tragiſchen beſonders aufgelegt, und unter ſeinen ſechs Stükken iſt auch ein Doctor Fauſt. Seine Tragödie: Edward the ſecond ſtehet in dem zweyten Bande der Dodsleyiſchen Sammlung. Wood legt ihm einen ſehr abſcheulichen Charakter bey, und ſagt, er ſey ein offenbarer Atheiſt geweſen. Von dergleichen Beſchuldigungen gehet meiſtentheils viel ab. Sein Ende war ſehr unglücklich. Er hatte ſich in ein gemeines Mädchen verliebt, bey der er einſt einen Nebenbuhler in Livrey antraf. Er zog ſeinen Dolch, und wollte ihn in der Wuth erſtechen. Doch der Bediente

wich dem Stoße aus, riß ihm den Stahl aus der Hand, und verwundete ihn mit ſeinem eigenen Dolche. Die Wunde war tödtlich, und er ſtarb 1593.

6. George Chappmann; geboren 1578. Er ſtudierte zu Oxford, und kam nachher nach London, wo er mit Shakeſpear, Johnſon Fletcher ꝛc. Freundſchaft machte. Er war in der lateiniſchen und griechiſchen Sprache ſehr erfahren, und ſeine Ueberſetzung des Homer wird auch noch jetzt nicht ganz verachtet. Er hat verſchiedene Trauerſpiele und Komödien geſchrieben. Aus dem Prolog ſeiner Komödie, All Fools, ſieht man, daß zu damaliger Zeit die Standesperſonen und wer ſich ein guter Kunſtrichter zu ſeyn dünkte, anſtatt in den Logen zu ſitzen, mit auf dem Theater ſaßen, wie es noch jetzt in Frankreich gebräuchlich iſt. Eine andere von ſeinen Komödien: Two wife men, and all the reſt Fools, hat ſieben Aufzüge. Unter ſeinen Trauerſpielen heißt eins: Alphonſus Emperor of Germany; in welchem er dieſen Gegenkayſer Richards von Cornwall, bloß ſeiner Nation zu ſchmeicheln, eine ſehr abſcheuliche und unglückliche Rolle ſpielen läßt. Sein Luſtſpiel: The Widow's tears, deſſen Inhalt die bekannte Geſchichte von der Matrone zu Epheſus iſt, ſtehet in dem vierten Bande der Dodsleyiſchen Sammlung. Chappmann ſtarb 1655.

7. William Rowley; schrieb sechs dramatische Stücke, an deren einem: The Birth of Merlin, Shakespear Theil hat. Seine beste Tragödie ist: All is lost by Lust. Eine von seinen Komödien: A Match at Midnight, stehet in dem sechsten Bande der Dodsleyischen Sammlung. Er lebte noch unter der Regierung Karls des Ersten.

8. John Marston, studierte zu Oxford; und ist Verfasser von acht dramatischen Stücken, die Shakespear nach seinem Tode, der gegen 1614 muß erfolgt seyn, herausgegeben. Eins davon, The Malcontent, a Tragedy, stehet in dem vierten Bande der Dodsleischen Sammlung. Sie ist dem Ben Johnson mit vielen Lobsprüchen zugeeignet.

9. Samuel Daniel; geboren 1562. Er schrieb außer seiner Geschichte von England, und vielen andern Gedichten, auch einige Tragödien und Tragikomödien. Die ersten, nahmentlich Philotas und Cleopatra, hat er nach Art der Alten, mit Chören zwischen jedem Aufzuge, verfertiget. Er ward, nach dem Tode des großen Spenser, gekrönter Poet bey der Königin Elisabeth, und starb 1619.

10. Thomas Decker; lebte unter der Regierung Jacobs I. Er ward durch die Streitigkeit, die er mit dem Ben Johnson bekam, berühmter als durch alle seine Werke,

die in eilf dramatiſchen Stücken, größten Theils Luſtſpielen, beſtehen, wovon er acht ganz allein, drey in Geſellſchaft mit Webſter, und eins in Geſellſchaft mit Rowley und Ford verfertiget. Unter die erſten acht gehöret The Whore of Babylon, (gedruckt zu London, 1601 in Quart) worin er, unter erdichteten Namen, die vortrefflichen Tugenden der Königin Eliſabeth, und die Gefahren vorſtellet, denen ſie durch die glückliche Entdeckung der böſen Abſichten, welche die Jeſuiten und Papiſten wider ihre geheiligte Perſon gehabt, entgangen. Desgleichen: The honeſt Whore, in zwey Theilen, wovon der erſte in dem dritten Bande der Dodsleyiſchen Sammlung zu finden. Unter die Stücke, welche er in Geſellſchaft mit Webſtern geſchrieben, gehöret Wyat's Hiſtory. Der Held dieſes Stückes iſt Sir Thomas Wyat aus Kent, welcher in dem erſten Jahre der Königin Maria einen Aufſtand erregte, um ihre Vermählung mit Philipp von Spanien zu hintertreiben.

11. Fulk Greville, Lord Brooke; ein Herr, der bey der Königin Eliſabeth in großen Gnaden ſtand, und auch an dem Hofe Jacobs I. wichtige Stellen bekleidete. Er war ein vertrauter Freund von Ph. Sidney, und Camdens großer Gönner. Er ſchrieb

zwey Trauerspiele, Alaham und Mustapha. Das letztere stehet in dem zweyten Bande der Dodsleyischen Sammlung. Er ward 1628 von einem seiner Bedienten, der sich von ihm nicht genug belohnt zu seyn glaubte, ermordet.

12. Philipp Massinger. Er war einer von den angesehensten Dichtern seiner Zeit; geboren gegen 1585. Er starb zu London 1640, und ward von allen Komödianten, die damals in der Stadt waren, zu Grabe begleitet. Außer verschiednen Stücken, die er mit Fletcher und Andern in Gemeinschaft schrieb, hat er deren noch vierzehn von seiner eignen Arbeit drucken lassen. Vier davon: The Guardian, a comical History; das Lustspiel: A new way to pay old debts; die Tragikomödie: The Picture, und das Trauerspiel: The unnaturel Combat, hat Dodsley dem achten Bande seiner Sammlung einverleibt.

13. Thomas Randolph: geboren 1605. Er studierte zu Cambridge, und war einer von den eifrigsten Anhängern und Bewunderern Ben Johnsons. Er starb 1634. Von seinen dramatischen Stücken stehet das Lustspiel: The Muse's Looking-Glass, welches zugleich eine Vertheidigung der Schaubühne ist, in dem sechsten Bande der Dodsleyischen Sammlung.

14. William Alexander Graf von Stirling; aus einer vornehmen Schottiſchen Familie, geboren unter der Regierung der Königin Eliſabeth und während der Minderjährigkeit Jacobs VI. von Schottland. Er ſtand bey dem letztern und deſſen Sohne Karl dem Erſten in großen Gnaden, und bediente wichtige Aemter. Er iſt Verfaſſer von vier dramatiſchen Stücken, die er Monarchiſche Trauerſpiele nennet; namentlich die Alexandriniſche Tragödie, Crösus, Darius und Julius Cäſar. Sie ſind nach dem Muſter der Alten geſchrieben, und haben zwiſchen jedem Aufzuge Chöre. Sie ſind durchaus ernſthaft, und wie die Tragödien des Seneca voller Sinnſprüche; doch ſind auch die ſanftern und zärtlichern Leidenſchaften dann und wann ſehr fein bearbeitet. In der Wahl ſeiner Verſe aber, iſt der Verfaſſer ſehr unglücklich geweſen; es ſind nemlich Verſe mit abwechſelnden Reimen, ſo wie ſie Pibrac in ſeinen Vierverſen, oder Davenant in ſeinem Gondibert, gemacht hat.

15. John Ford, ſchrieb unter der Regierung Karls des Erſten, zum Theil in Geſellſchaft mit Rowley und Decker. Er war zu dem Tragiſchen aufgelegter, als zum Komiſchen. Seine beſte Tragödie ſoll ſeyn: 'Tis Pity ſhe is a Whore! Schade, daß ſie

eine Hure iſt! Ein ſonderbarer Titel für ein Trauerſpiel. Die unzüchtige Liebe eines Bruders zu ſeiner Schweſter, wird darin ein wenig mit allzu lebhaften und reizenden Farben geſchildert.

16. Thomas May, war unter der Regierung der Königin Elisabeth geboren, und lebte an dem Hofe Karls des Erſten, während welcher Zeit er drey Trauerſpiele und zwey Komödien ſchrieb. Die beyden letztern, unter dem Titel: The heir und the oid Couple, ſind in dem ſiebenten Bande der Dodsleyiſchen Sammlung befindlich. Weil er zugleich mit William Davenant um die Stelle des gekrönten Hofpoeten anhielt, und ſie nicht bekam, ward er wider den Hof erbittert, und hing, während des bürgerlichen Krieges, dem Parlamente an. Er beſchrieb auch die Geſchichte dieſes Parlaments, worin er alle Galle eines Mißvergnügten ausſchüttete. Er ſtarb 1652.

17. Thomas Goff; geboren gegen das Jahr 1592. Er ſchrieb, als er zu Oxford ſtudierte, verſchiedne Tragödien; wählte aber hernach den geiſtlichen Stand, und ſchrieb Predigten, deren einige im Jahre 1624 gedruckt worden. Er ſtarb in dem nehmlichen Jahre.

18. Thomas Middleton. Er lebte unter der Regierung Karls des Erſten; und das Rühmlichſte, was man von ihm ſagen

kann, iſt dieſes, daß er mit Johnſon und Fletcher in Gemeinſchaft gearbeitet, desgleichen auch mit Maſſinger und Rowley. Seine dramatiſchen Stücke belaufen ſich auf vier und zwanzig, meiſtens Komödien. Eine davon: A mad World, my Maſters! ſtehet in dem fünften Bande der Dodsleyiſchen Sammlung; und eine andere: The Mayor of Queenborough, in dem eilften Bande derſelben.

19. John Suckling, geboren 1613. Sein Vater war Haushofmeiſter bey Karl dem Erſten. Er reiſete, und wohnte in Deutſchland einem Feldzuge unter Guſtav Adolph bey. Als er wieder nach Hauſe kam, war der bürgerliche Krieg ausgebrochen. Er brachte auf eigne Koſten einen Trupp Reiter, zum Dienſte des Königs, zuſammen, konnte aber keine großen Dinge damit verrichten, weil er im acht und zwanzigſten Jahre ſeines Alters ſtarb. Man hat nur vier dramatiſche Stücke von ihm. In Proſa wußte er ſich als ein Mann von Lebensart und Witz auszudrücken; zur Poeſie aber zeigte er kein ſonderliches Genie.

20. William Cartwright; geboren 1611, oder nach Andern 1615. Er ſtudierte zu Oxford, wo er verſchiedne Komödien und Tragikomödien ſchrieb. Eine von den letztern: the Royal Slave, ward den 30ſten Auguſt 1636

von den Studenten des Christchurch-Collegii daselbst, in Gegenwart des Königs und der Königin, mit großem Beyfalle aufgeführt. Seine Komödie: the ordinary, stehet in dem zehnten Bande der Dodsleyischen Sammlung. Cartwright trat hernach in den geistlichen Stand, und erwarb sich durch seine pathetischen Predigten vielen Ruhm. Er starb aber sehr jung, nehmlich 1643, im drey und dreyßigsten Jahre seines Alters

21. Anthony Brewer; blühte unter der Regierung Karls des Ersten, und schrieb, außer einer Komödie, den vor Liebe kranken König, welches für eins von den besten irregulären Trauerspielen, nach Shakespears seinen, gehalten wird. Die Geschichte ist ungemein rührend: Canut, König von Dännemark, hat sich der Stadt Wincheſter, durch Verrätherey eines Einwohners, bemächtiget, und befiehlt, alles über die Klinge springen zu lassen. Er kömmt voller Blutdurst in das Kloster, und schnaubet nach Mord; hier gehet ihm die Nonne Cartesmunde entgegen, und ihre Schönheit hat die Gewalt, die Wuth des tobenden Siegers zu hemmen, und ihn gleichsam in einen Menschen umzuschaffen. Canut verliebt sich in sie, und die schöne Nonne überläßt sich, nach einem langen Streite zwischen Ehre und Liebe, dem Tyrannen, und

bricht ihre Kloſtergelübde. Die Sprache in dieſem Stück des Brewer iſt ſehr modern; die Verſe ſind ſo muſikaliſch, als Rowes Verſe nur immer ſeyn können, und eine Menge Stellen ſind von einer recht ſchmelzenden Zärtlichkeit. — Noch ſchreiben einige dieſem A. Brewer ein Luſtſpiel zu, unter dem Titel: Lingua, or the Combat of the Tongue and the five Senſes, for Superiority. Es ward 1607 zuerſt gedruckt, und iſt in dem fünften Bande der Dodsleyiſchen Sammlung zu finden. Ein Umſtand macht dieſes Stück merkwürdig. Als es nehmlich zu Cambridge aufgeführet ward, ſpielte Oliver Cromwel, als ein junger Student, die Rolle des Gefühls darin, und zwar mit ſo vieler Empfindung, daß ſein Ehrgeiz dabey zuerſt aufzuwachen anfing. Folgende Stelle, wo er als ſpielende Perſon gekrönet wird, ſoll ihn unter andern ſo erhitzt haben, daß er in allem Ernſte nach einer wirklichen Krone zu trachten, ſich vorgeſetzt.

Roſes and bays, pack hence! this crown and robe
My brows and body circles and inveſts;
How gallantly it fits me! ſure the ſlave
Meaſured my head, that wrought this coronet.

They lie that ſay, complexion connot change!
My blood's ennobled, and I am transform'd
Unto the ſacred temper af a king.
Me thinks, I hear my noble Paraſites
Stiling me Caeſar, or great Alexander,
Licking my feet etc.

12. James Shirley; iſt einer von den voluminöſeſten dramatiſchen Dichtern dieſer Periode; doch gehöret er auch einigermaßen mit in die folgende. Er hatte zu Cambridge den Gradum angenommen, und war auch bereits Prediger in der Grafſchaft Herford, als er zur katholiſchen Religion übertrat. Er verließ alſo ſeine Pfarre, kam nach London, und fing an, für das Theater zu arbeiten. Die Königin Henriette Maria, Karls des Erſten Gemahlin, erzeigte ihm viel Gnade, der er auch, bis ſie in dem bürgerlichen Kriege nach Frankreich flüchten mußte, treulich anhing. Er trat hierauf in die Dienſte des Herzogs von Newcaſtle, William Cavendiſh. Nach der Reſtauration wurden verſchiedene von ſeinen Luſtſpielen nicht ohne Beyfall in London aufgeführt. Man kann aber nicht ſagen, daß ihm Karl der Zweyte irgend eine Belohnung für ſeine beſtändige Treue gegen das Königliche Haus zufließen laſſen. Er ſtarb in großem Elende zu London 1666.

Er hat an die acht und dreyßig dramatiſche Stücke, meiſtens Komödien, geſchrieben. Zwey davon, The Bird in the Cage, und The Gameſter, ſtehen in dem neunten Bande der Dodsleyiſchen Sammlung. Er hat ihr eine ironiſche Zuſchrift an William Prynne, deſſen wir ein andermal gedenken werden, vorgeſetzt.

Und dies werden auch ziemlich die merkwürdigſten dramatiſchen Dichter aus dieſer Periode ſeyn. Einige andere will ich nur bloß nennen. Joſeph Rutter, ein Zeitverwandter des Johnſon, deſſen tragiſch-komiſche Paſtorelle The Shepherd's Holiday, in dem ſiebenten Bande der Dodsleyiſchen Sammlung vorkömmt. — William Habington, geboren 1605 und geſtorben 1654, deſſen Tragikomödie: The Queen of Arragon, Dodsley ſeinem zehnten Bande einverleibt hat. — John Webſter, deſſen Tragödie: The white Devil or Vittoria Corombona, daſelbſt in dem dritten Bande zu finden. — Gerwaſe Markham, der unter der Regierung Karls des Erſten lebte und für ihn die Waffen ergriff; er iſt Verfaſſer eines einzigen Trauerſpiels: Herod and Antipater. — Peter Hauſted, ein Geiſtlicher, der Predigten und Komödien geſchrieben, geſtorben 1645. — John Day, Jaſper Main ꝛc.

Zweyte

Zweyte Periode,
oder das mittlere englische Theater.

1. William Davenant; geboren 1605 zu Oxford, wo sein Vater ein Wirthshaus hielt. Er studierte daselbst in Lincolns-Inn, aber nur kurze Zeit, und that sich seit 1628 mit verschiednen dramatischen Stücken und andern Gedichten hervor. Im Jahr 1637 ward er gekrönter Poet an Ben Johnson's Stelle. Er blieb dem Könige und der königlichen Familie, während des bürgerlichen Krieges, sehr treu und ergeben, und kam darüber auch mehr als einmal in Lebensgefahr. Warum er aber die erste Stelle in dieser Periode verdient, ist dieses die Ursache: Da die damaligen Eiferer, deren zartes Gewissen es zwar erlaubte, das Blut ihres rechtmäßigen Regenten zu vergießen, aber nicht, einen unschuldigen Scherz anzuhören, alle theatralische Vorstellungen verboten hatten, und nun verschiedne Jahre gar keine englische Bühne existirte: so war Davenant der erste, der auf die Wiederherstellung derselben bedacht war. Er mußte aber sehr behutsam zu Werke gehen, und vor der Hand die Musik für das Hauptwerk angeben. Die Stücke, die er in dieser Absicht verfertigte, waren mehr Gespräche und einzelne Declamationen, als wirkliche Tragödien

und Komödien. Dieser Zwang aber fiel endlich weg, als im Jahre 1660 die königliche Familie wieder eingesetzt ward. Davenant starb den 7ten April 1668. Die Anzahl seiner dramatischen Stücke, die er sowohl vor als nach den Zeiten der Rebellion gemacht, beläuft sich ungefähr auf zwanzig; sie sind mit seinen übrigen Werken, in einem Foliobande zu London 1673, zusammen gedruckt worden.

2. Johann Dryden. Von diesem und seinen sämmtlichen dramatischen Werken werde ich umständlich handeln *).

3. Nathanael Lee. Er studierte kurze Zeit zu Cambridge, und betrat hierauf als Schauspieler das Theater. Man weiß wenig von seinen Lebensumständen. Er starb noch vor seinem vier und dreyßigsten Jahre, und schrieb eilf Tragödien. Er besaß den göttlichen Enthusiasmus eines Poeten, und war besonders in dem Ausdrucke der zärtlichen Leidenschaften glücklich. Er war einige Zeit vom Verstande, und saß in Bedlam. Für sein feinstes und rührendstes Stück hält man Lucius Junius Brutus ꝛc.

4. Thomas Otway, geboren 1651. Er studierte zu Oxford, ging von da nach London, und

*) Der Aufsatz war eine bloße Uebersetzung, und konnte daher nicht mit aufgenommen werden.

ward ein Schauspieler, wozu er aber die gröſsten Gaben nicht hatte. Er diente hierauf als Soldat in Flandern, kam aber in schlechten Umständen wieder zurück, und fing an, für die Bühne zu schreiben. Seine Lustspiele sind allzu wild und unzüchtig. In seinen Trauerspielen aber ist er so rührend, und zeigt sich als einen so groſsen Meister über das Herz und die Leidenschaften seiner Zuhörer, daſs er unter den alten und neuen dramatischen Dichtern nur sehr wenige seines gleichen hat. Er starb 1685 im drey und dreyſsigsten Jahre seines Alters, in dem alleräuſsersten Elend; und der Verfasser des befreyten Venedigs muſste in dem groſsmüthigen und reichen England, vor seinem Ende noch betteln.

5. Thomas Shadwell; geboren gegen 1640. Er war gekrönter Poet, und starb 1692. Dryden war sein groſser Feind; allein er verachtete ihn viel zu sehr. Verschiedene von seinen Komödien sind reich an Humor; und es fehlt ihnen auch nicht an ursprünglichen Charakteren. Er ahmte sonderlich Ben Johnson nach.

6. Thomas Killegrew. Er war Edelknabe bey Karl dem Ersten, und hernach Kammerjunker bey Karl dem Zweyten, mit dem er zwanzig Jahr auſser England lebte. Während dieser Zeit schrieb er neun dramatische Stücke, und zwey nach seiner Rückkunft in London,

die daſelbſt in einem Foliobande 1664 zuſammen gedruckt worden. Ein Luſtſpiel davon: The parſon's Wedding ſtehet in dem neunten Bande der Dodsleyiſchen Sammlung. — Auch von einem andern Dichter dieſes Namens, William Killegrew, der Karl dem Erſten ſehr treu blieb, und hernach gleichfalls an Karls des Zweyten Hofe lebte, hat man vier dramatiſche Stücke, die zu Oxford 1666 in Folio zuſammen gedruckt worden.

7. Katharine Philips, eines Kaufmanns, John Fowles, Tochter; zu London geboren 1631. Sie überſetzte einige Trauerſpiele aus dem Franzöſiſchen des P. Corneille, und ſtarb im zwey und dreyßigſten Jahre ihres Alters, 1664.

8. Roger Boyle, Graf von Orrey, geboren 1621. Er war einer von den größten Staatsmännern ſeiner Zeit, und ſchrieb einige Tragödien. Er ſtarb 1629.

9. Aphra Behn; dieſe bekannte Dichterin ward unter der Regierung Karls des Erſten geboren, und lebte ihre jüngern Jahre mit ihrem Vater, Namens Johnſon, in Surinam. Als ſie wieder nach London zurück kam, heirathete ſie daſelbſt ein Kaufmann mit Namen Behn. Karl der Zweyte brauchte ſie in politiſchen Angelegenheiten. Sie hat, außer verſchiednen anderen Gedichten, ſiebzehn Komö-

dien geſchrieben, welche in vier Duodezbänden 1724 zuſammen gedruckt worden. Sie ſtarb 1689.

10. Charles Sedley; geboren gegen 1609. Er kam nach der Reſtauration an den Hof Karls des Zweyten, der ihn ſehr werth hielt. Er hatte viel Witz, aber eine ſehr wilde Lebensart. Die Revolution unter Jacob dem Zweyten half er ſehr befördern. Er iſt Verfaſſer von drey Komödien und eben ſo vielen Trauerſpielen, die mit ſeinen übrigen Gedichten 1719 in zwey Octavbänden zuſammen gedruckt worden.

11. George Etherege; geboren gegen 1636. Er ſtudierte einige Zeit zu Cambridge, und that eine Reiſe nach Frankreich. Seine erſte Komödie: The comical Revenge, or Love in a Tub, ward 1664 zuerſt aufgeführt, und brachte ihm die Bekanntſchaft der damals berufenen witzigen Köpfe, des Herzogs von Buckingham, des Grafen von Rocheſter, des vorerwähnten Charles Sedley, in deren Lebensart er nicht übel einſchlug. Jacob der Zweyte ſchickte ihn als ſeinen Miniſter nach Regensburg, wo er auch geſtorben ſeyn ſoll. Er hat, außer dem angeführten Luſtſpiele, deren nur noch zwey oder drey gemacht.

12. William Mountford; geboren 1659. Er war ein berühmter Schauſpieler und zugleich

Verfaſſer von einigen dramatiſchen Stücken, unter welchen ſich das Poſſenſpiel befindet: Dr. Fauſtus with the Humours of Harlequin and Scaramouch. Er ward 1692 meuchelmörderiſcher Weiſe umgebracht.

13. John Crown; geboren in Neuſchottland, in Nordamerika. Er kam nach England über, und erlangte, als ein dramatiſcher Schriftſteller, an dem Hofe Karls des Zweyten nicht den kleinſten Ruhm. Er hat ſiebzehn Stücke für das Theater geſchrieben, unter welchen die Komödie: Sir Courtly Nice, or it cannot be, für das beſte gehalten wird. Er lebte noch 1705 in einem hohen Alter.

14. Thomas Betterton, einer von den größten Schauſpielern, die England jemals gehabt hat. Er war geboren 1635, und ſtarb 1710. Er iſt auch Verfaſſer von drey dramatiſchen Stücken.

15. John Banks, Verfaſſer von verſchiednen Tragödien, die von keinem großen poetiſchen Genie zeigen, aber doch nicht ſelten Thränen erregt haben, welches beſonders von ſeinem Grafen von Eſſex und Anna Bullen zu ſagen iſt. Er lebte noch im Jahr 1706.

16. George Farquhar, ein Irländer; geboren 1678. Er ſtudierte in dem Dreyfaltigkeits-Collegio zu Dublin, betrat aber bald das Theater daſelbſt. Im Jahr 1696 kam er nach

London, und ward aus einem Schauſpieler ein komiſcher Schriftſteller. Seine Luſtſpiele haben ihren Werth, ob er gleich das Alter nicht erreichte, in welchem er eine reife und allgemeine Kenntniß der Welt hätte haben und zeigen können. Er ſtarb nehmlich noch vor ſeinem dreyßigſten Jahre 1707 in ſehr mißlichen Umſtänden.

17. Elkanah Settle; geboren gegen 1658. Er ſpielte von 1680 den politiſchen Federfechter, und war bald ein Tory und bald ein Whig. Zugleich ſchrieb er an die funfzehn dramatiſche Stücke, und ſtarb 1724.

18. Edward Ravenscraft, Verfaſſer von eilf dramatiſchen Stücken Er war ein großer Feind von Dryden. Der Vorwurf des Plagii aber, den er dieſem macht, iſt ihm ſelbſt mit größtem Rechte zu machen, indem er ſeine Luſtſpiele faſt alle aus franzöſiſchen entlehnt hat, ohne ſie zu verſchönern, welches unter Drydens Feder doch oft geſchah. Er muß gegen das Ende des vergangenen Jahrhunderts geſtorben ſeyn.

19. William Wicherley; dieſer große komiſche Dichter war geboren 1640. Er kam ſehr jung nach Frankreich, wo er die katholiſche Religion annahm, der er aber wieder nach ſeiner Zurückkunft in England entſagte. Er war auf dem Puncte, bey Karl dem Zwey-

ten, der ihn ſehr ſchätzte, ein groſſes Glück zu machen, als die Liebe auf einmal ſeine ſchönſten Hoffnungen zerſtörte. Er ſtarb 1715. Sein erſtes Luſtſpiel: Loove in a Wood, iſt von 1672. Sein Plain-Dealer, welchen Voltaire ſehr wohl zu brauchen gewußt hat, wird für ſein beſtes Stück gehalten.

20 Nahum Tate, geboren unter der Regierung Karls des Zweyten. Er ward nach Shadwells Tode gekrönter Poet, und lebte bis gegen 1715. Er iſt Verfaſſer von neun Schauſpielen.

21. Thomas d'Urfey, Verfaſſer von ein und dreyßig, aber ſehr mittelmäßigen, Schauſpielen. Er ſtarb 1723 in einem ſehr hohen Alter. Man kennt die ſpaßhaften Lobeserhebungen, die der Zuſchauer an verſchiednen Orten von ihm macht.

22. Peter Motteaux, ein Franzoſe; geboren zu Rouen in der Normandie. Er kam nach England, und trieb in London einen anſehnlichen Handel. Er ward dabey ein engliſcher Schriftſteller, und ſchrieb verſchiedne Schauſpiele. Er kam 1718, im acht und funfzigſten Jahre ſeines Alters, ums Leben.

23. Miſtreß Manley; dieſes bekannte unglückliche Frauenzimmer, iſt auch Verfaſſerin von einigen Schauſpielen. Sie ſtarb 1724.

Es finden ſich noch verſchiedene andere dra-

matische Dichter, die zwar in diese Periode gehören, aber weder schlecht genug, noch gut genug sind, näher gekannt zu werden; als Flecknoe, Gildon, Cotton, Dennis, ꝛc.

Dritte Periode, oder das neueste englische Theater.

Ich habe gesagt, daß ich diese Periode von einigen mehr seinen als großen Köpfen zu rechnen anfange, die gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, besonders den englischen Trauerspielen mehr Regelmäßigkeit und Anstand zu geben bemühet waren. Ich will aber damit nicht sagen, daß alle mit ihnen zugleich lebende oder auf sie folgende dramatische Schriftsteller ihres Landes, die nehmliche Bahn betreten. Genug, daß ihr Beyspiel auf alle wenigstens so viel Einfluß gehabt zu haben scheint, um mit ihnen eine neue Klasse anfangen zu können.

1. Nicholas Rowe. Dieser vortreffliche Dichter ward geboren 1673, in der Grafschaft Bedford. Sein erstes Trauerspiel: The ambitious Stepmother, schrieb er in seinem fünf und zwanzigsten Jahre. Sein Tamerlan war dasjenige, worauf er sich selbst das meiste einbildete. Dieses Stück wird jährlich den vierten und fünften November, als an den Gedächtnißtagen der Pulververschwörung und der Landung König Wilhelms III. in

England, geſpielt. Rowe ſchrieb auch ein Luſtſpiel, welches aber keinen Beyfall fand. Er ſtarb den 6ten December 1718.

2. Joſeph Addiſon. Dieſer ungemeine Schriftſteller verdient hier wegen ſeines berufenen Cato eine Stelle; ob es gleich nicht wahr iſt, daß dieſer Cato, wie Voltaire ſagt, für die erſte vernünftige (raisonnable) engliſche Tragödie zu halten, und ob er gleich auch bey weitem von der Vollkommenheit nicht iſt, daß er vor allen andern den Deutſchen ſo bekannt zu werden verdient hätte. Addiſon war geboren 1672; und ſein Cato erſchien zum erſtenmale 1713. Er ſtarb 1719.

3. William Congreve; geboren gegen 1671 oder 72. Er ward in Irland erzogen, und ſtudierte zu Dublin. Sein erſtes Luſtſpiel: The old Batchelor kam 1693 auf das Theater. Das einzige Trauerſpiel, welches er geſchrieben, zeigt, daß das Tragiſche ſeine Sache ganz und gar nicht geweſen. Er hörte zeitig wieder auf, für das Theater zu ſchreiben, weil das Publicum ſein beſtes Stück zu kalt aufgenommen hatte. Er ſtarb den 19. Jenner 1729.

4. John Vanbrugh. Er und Congreve ſind in dieſer Periode ohne Zweifel die größte Zierde der komiſchen Scene. Er ſtarb 1726. Seine

Luſtſpiele, an der Zahl acht, ſind in zwey Oktavbänden zuſammen gedruckt. (London 1734).

5. Richard Steele; gehört als Verfaſſer verſchiedener Luſtſpiele hierher. Das erſte davon: The Grief à-la-mode, kam 1702 auf das Theater. Das beſte und ausgearbeitetſte iſt: The conſcious Lovers, welches 1722 zuerſt geſpielt ward. Er ſtarb den 1ſten September 1729.

6. Elijah Fenton; Verfaſſer eines ſehr guten Trauerſpiels, Mariamne, welches 1723 auf die Bühne kam. Er ſtarb 1730.

7. Edmund Smith; gleichfalls Verfaſſer nul Eines Trauerſpiels, Phädra und Hippolytus, das aber gewiſſer glänzenden Fehler. wegen, näher gekannt zu werden verdient. Er ſtarb 1710.

8. Katharine Cockburn. Dieſe nicht geringſchätzige Vertheidigerin des Locke, iſt auch Verfaſſerin verſchiedener Schauſpiele. Sie war geboren 1679, und ſtarb 1747.

9. Ambroſe Philipps. Dieſer Dichter, den Pope ein wenig zu ſehr verachtet hat, iſt Verfaſſer verſchiedener rührender Trauerſpiele, unter welchen ſich auch eine Ueberſetzung der Andromache des Racine befindet. Er ſtarb 1748.

10. James Thomſon; deſſen Leben oben zu finden iſt.

11. Aron Hill; geboren 1685. Er ſahe ſehr jung Aegypten, Paläſtina und einen großen Theil der Morgenländer, von welcher Reiſe er 1705 wieder zurückkam. Seine erſte Tragödie: Elfride or the fair inconſtant, kam 1709 auf die Bühne. Er überſetzte die Zaire und Alzire des Herrn von Voltaire, welche beyde Trauerſpiele unter ſeiner Feder nichts verloren haben. Er ſtarb 1749.

12. Lewis Theobald; er, den Pope zuerſt zum Helden ſeiner Dunciade gemacht hatte. Er iſt Verfaſſer von verſchiedenen Schauſpielen, unter welchen ſich einige Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen des Sophokles und Ariſtophanes befinden.

13. James Miller; geboren 1703. Ein Geiſtlicher ſeines Standes, der ſich aber kein Bedenken machte, für das Theater zu arbeiten. Die berühmteſte von ſeinen Komödien iſt: The Humours of Oxford, in welcher die gewöhnlichen Thorheiten und Laſter der daſelbſt ſtudierenden Jugend ſehr lebhaft abgeſchildert werden. Sie ward 1729 zum erſtenmale aufgeführt. Er ſtarb 1743.

14. George Lillo; der Verfaſſer des unter uns ſo bekannten Kaufmanns von London; geboren zu London 1693. Er war von Profeſſion ein Juwelier. Das gedachte Stück kam 1731 zuerſt auf die Bühne. Die Geſchich-

te ist nicht von seiner Erfindung, sondern aus einem alten Bänkelsängerliede genommen, welches bey der Gelegenheit wieder gedruckt, und in einem Tage zu Tausenden verkauft ward. Lillo hat noch verschiedene andere Trauerspiele geschrieben, und starb 1739.

Es gehören noch zu den verstorbenen dramatischen Dichtern aus dieser Periode, John Hughes, Charles Johnson, Philipp Frowde, Fielding und einige andere. Von den noch lebenden will ich zu einer andern Zeit reden, und die vornehmsten derselben itzt nur nennen: Young, Moore, Maller, Havard, Jones, Whithead, Mason, Hume ꝛc.

IX.

Vorrede

zu

Jacob Thomsons Trauerspielen.

Leipzig, 1756.

Das Vergnügen, diese Uebersetzung der Thomsonschen Trauerspiele der Welt, als Vorredner, anpreisen zu können, habe ich dem gütigen Zutrauen eines Freundes zu danken.

Es wäre zu früh, wenn ich mich schon selbst ausschreiben wollte, und bey dieser Gelegenheit anderwärts *) zusammengetragene Nachrichten von dem Leben und den Werken dieses englischen Dichters nochmals an den Mann zu bringen suchte. Es wäre aber auch wider die Klugheit eines eben nicht zu reichen Schriftstellers, wenn ich mir hier eine Materie wegnehmen oder wenigstens verstümmeln wollte, die ich, nach aller möglichen Ausdehnung, zu einer Fortsetzung jener Nachrichten bestimmt habe.

*) Im ersten Stücke der Theatralischen Bibliothek. M. s. oben S. 65.

Man erwarte also hier keine kritische Zergliederung irgend eines von diesen Meisterstücken. Nur das außerordentliche Vergnügen, mit welchem ich sie gelesen habe, und noch oft lesen werde, will und kann ich nicht verschweigen Mäßigung genug, wenn es mich nicht schwatzhaft macht.

Auch die unter den deutschen Kennern der ächten Dichtkunst, welche unsern Thomson in seiner Sprache nicht verstehen, wissen es schon aus der wohlgemeynten Uebersetzung des seligen Brokes, daß kein Weltalter in keinem Lande einen mehr malerischen Dichter aufzuweisen habe, als ihn. Die ganze sichtbare Natur ist sein Gemälde, in welchem man alle heiteren, fröhlichen, ernstlichen und schrecklichen Scenen des veränderlichen Jahres, eine aus der andern entstehen und in die andere zerfließen sieht.

Nun ist aber das wahre poetische Genie sich überall ähnlich. Ein Sturm ist ihm ein Sturm; er mag in der großen oder kleinen Welt entstehen; es mag ihn dort das aufgehobene Gleichgewicht der Luft, oder hier die gestörte Harmonie der Leidenschaften verursachen. Vermittelst einerley scharfer Aufmerksamkeit, vermittelst einerley feuriger Einbildungskraft, wird der Dichter, der diesen Namen verdient, dort ein stilles Thal, und hier die ruhige Sanftmuth; dort eine nach Regen lechzende Saat,

und hier die wartende Hoffnung; dort die auf reiner Wasserfläche jetzt sich spiegelnde, jetzt durch neidische Wolken verdunkelte Sonne, und hier die sympathetische Liebe und den mißgünstigen Haß, dort die Schatten der Mitternacht und hier die zitternde Furcht; dort die schwindelnde Höhe über schreckliche Meerstrudel her hangender Felsen, und hier die blinde sich herabstürzende Verzweiflung, allemal gleich wahr und gleich glücklich schildern.

Dieses Vorurtheil hatte ich für den tragischen Thomson, noch ehe ich ihn kannte. Jetzt aber ist es kein bloßes Vorurtheil mehr; sondern ich rede nach Empfindung, wenn ich ihn, auch in dieser Sphäre, für einen von den größten Geistern halte. Denn wodurch sonst sind diese, was sie sind, als durch die Kenntniß des menschlichen Herzens, und durch die magische Kunst, jede Leidenschaft vor unsern Augen entstehen, wachsen und ausbrechen zu lassen? Dieses ist die Kunst, dieses ist die Kenntniß, die Thomson in möglichster Vollkommenheit besitzt, und die kein Aristoteles, kein Corneille lehrt, ob sie gleich dem Corneille selbst nicht fehlte. Alle ihre übrigen Regeln können aufs höchste nichts als ein schulmäßiges Gewäsche hervorbringen. Die Handlung ist heroisch, sie ist einfach, sie ist ganz, sie streitet weder mit der Einheit der Zeit, noch mit der Einheit des Orts; jeds der Personen hat

ihren

ihren besondern Charakter; jede spricht ihrem besondern Charakter gemäß; es mangelt weder an der Nützlichkeit der Moral, noch an dem Wohlklange des Ausdruckes. Aber du, der du diese Wunder geleistet, darfst du dich nunmehr rühmen, ein Trauerspiel gemacht zu haben? Ja, aber nicht anders, als sich der, der eine menschliche Bildsäule gemacht hat, rühmen kann, einen Menschen gemacht zu haben. Seine Bildsäule ist ein Mensch, und es fehlt ihr nur eine Kleinigkeit: die Seele.

Ich will bey diesem Gleichnisse bleiben, um meine wahre Meynung von den Regeln zu erklären. So wie ich unendlich lieber den allerungestaltetsten Menschen, mit krummen Beinen, mit Buckeln hinten und vorn erschaffen, als die schönste Bildsäule eines Praxiteles gemacht haben wollte: so wollte ich auch unendlich lieber der Urheber des Kaufmanns von London, als des sterbenden Cato seyn, gesetzt auch, daß dieser alle die mechanischen Richtigkeiten hätte, derentwegen man ihn zum Muster für die Deutschen hat machen wollen. Denn warum? Bey einer einzigen Vorstellung des ersten sind, auch von den Unempfindlichsten, mehr Thränen vergossen worden, als bey allen Vorstellungen des andern auch von den Empfindlichsten nicht können vergossen werden. Und nur diese Thränen des Mitleids, und der sich fühlenden

Menſchlichkeit, ſind die Abſicht des Trauerſpiels, oder es kann gar keine haben.

Hiermit aber will ich den Nutzen der Regeln nicht ganz läugnen. Denn wenn es wahr iſt, daß auf ihnen die richtigen Verhältniſſe der Theile beruhen, daß das Ganze durch ſie Ordnung und Symmetrie bekommt, wie es denn wahr iſt: ſollte ich wohl lieber mein menſchliches Ungeheuer, als einen lebendigen Herkules, das Muſter männlicher Schönheit, erſchaffen haben wollen?

Ich ſage einen lebendigen Herkules, und nicht einen lebendigen Adonis. Denn wie die gedoppelte Anmerkung ihre Richtigkeit hat, daß Körper von einer allzuweichlichen Schönheit ſelten viel innere Kräfte beſitzen, und daß hingegen Körper, die an dieſen einen Ueberfluß haben, in ihrer äußern Proportion etwas gelitten zu haben ſcheinen: ſo wollte ich lieber die nicht zu regelmäßigen Horazier des Peter Corneille, als das regelmäßigſte Stück ſeines Bruders gemacht haben. Dieſer machte lauter Adonis, lauter Stücke, die den ſchönſten regelmäßigſten Plan haben; jener aber vernachläſſigte den Plan zwar auch nicht, allein er wagte es ohne Bedenken, ihn bey Gelegenheit weſentlicheren Vollkommenheiten aufzuopfern. Seine Werke ſind ſchöne Herkules, die oft viel zu ſchmächtige Beine, einen viel zu kleinen Kopf haben;

als es das Verhältniß mit der breiten Bruſt erforderte.

Ich weiß, was man hier denken wird: „Er „will einen Engländer anpreiſen, darum muß „er wohl von den Regeln weniger vortheilhaft „ſprechen.“ Man irrt ſich für dieſesmal. — Thomſon iſt ſo regelmäßig, als ſtark; und wem dieſes unter uns etwas Neues zu hören iſt, der mag es einer bekannten antibrittiſchen Parthey von Kunſtrichtern danken, die uns nur allzugern bereden möchten, daß es unter allen engliſchen Tragödienſchreibern der einzige Addiſon einmal, regelmäßig zu ſeyn, verſucht, bey ſeiner Nation aber keinen Beyfall damit gefunden habe.

Und gleichwohl iſt es gewiß, daß auch Thomſon nicht allein, wie ich es nennen möchte, franzöſiſch, ſondern griechiſch regelmäßig iſt. Ich will nur vornehmlich zwey von ſeinen Stücken nennen. Seine Sophonisbe iſt von einer Simplicität, mit der ſich ſelten, oder nie, ein franzöſiſcher Dichter begnügt hat. Man ſehe die Sophonisbe des Mairet und des großen Corneille. Mit welcher Menge von Epiſoden, deren keine in der Geſchichte einigen Grund hat, haben ſie ihre Handlung überladen! Der einzige Triſſino, deſſen Sophonisbe, als in Italien, nach langen barbariſchen Jahrhunderten, die Wiſſenſchaften wieder

aufgingen, das erſte Trauerſpiel war, iſt mit dem Engländer in dieſem Punkte, welchen er den Griechen, den einzigen Muſtern damals, abgelernt hatte, zu vergleichen.

Und was ſoll ich von ſeinem Eduard und Eleonora ſagen? Dieſes ganze Stück iſt nichts als eine Nachahmung der Alceſte des Euripides; aber eine Nachahmung, die mehr als das ſchönſte urſprüngliche Stück irgend eines Verfaſſers bewundert zu werden verdient. Ich kann es noch nicht begreifen, durch welchen glücklichen Zufall, Thomſon in der neueren Geſchichte die einzige Begebenheit finden mußte, die mit jener griechiſchen Fabel einer ähnlichen Bearbeitung fähig war, ohne das Geringſte von ihrer Unglaublichkeit zu haben. Ich weiß zwar, daß man an ihrer hiſtoriſchen Wahrheit zweifelt, doch dieſes thut zur Sache nichts; genug, daß ſie unter den wirklichen Begebenheiten Statt finden könnte, welches ſich von der, die den Stoff der griechiſchen Tragödie ausmacht, nicht ſagen läßt. Es iſt unmöglich, daß Racine, welcher die Alceſte des Euripides gleichfalls moderniſiren wollen, glücklicher als Thomſon damit hätte ſeyn können.

Doch genug von dem Dichter ſelbſt. Ich komme auf die gegenwärtige Ueberſetzung, von welcher ich nur dieſes zu ſagen weiß: ſie hat verſchiedene Urheber, die aber über die beſte

Art zu übersetzen, sich sehr wohl verglichen zu haben scheinen.

Eins, wollte ich, daß sie bey ihrer Uebersetzung nicht weggelassen hätten: nehmlich die zu jedem Stücke gehörigen Prologen und Epilogen. Sie sind zwar nicht alle von Thomson selbst; sie enthalten aber alle sehr viel Artiges, und die Epilogen, die von ihm selbst sind, eifern größten Theils wider den gewöhnlichen burlesken Ton der englischen Epilogen bey Trauerspielen.

Den einzigen Prolog des Coriolaus, desjenigen Stückes, welches erst nach dem Tode des Verfassers gespielt ward, kann ich mich nicht enthalten, hier ganz zu übersetzen. Er schildert den moralischen Charakter des Dichters, welchen näher zu kennen, dem Leser nicht gleichgültig seyn kann. Er hat Herrn Lyttleton zum Verfasser, und der Schauspieler, welcher ihn hersagte, war Herr Quin. Dieses ist er:

„Ich komme nicht hieher, eure Billigkeit in „Beurtheilung eines Werks anzuflehen, dessen „Verfasser, leider! nicht mehr ist. Er bedarf „keines Vorsprechers; ihr werdet von selbst die „gütigen Sachwalter des Verstorbenen seyn. „Seine Liebe war auf keine Parthey, auf keine „Sekte eingeschränkt; sie erstreckte sich über das „ganze menschliche Geschlecht. Er liebte seine „Freunde — verzeiht der herabrollenden Thrä-

„ne. Ach! ich fühle es, hier bin ich kein Schau„spieler — Er liebte seine Freunde mit einer „solchen Inbrunst des Herzens, so rein von „allem Eigennutze, so fern von aller Kunst, „mit einer so großmüthigen Freyheit, mit einem „so standhaften Eifer, daß es mit Worten nicht „auszudrücken ist. Unsere Thränen mögen da„von sprechen. O unverfälschte Wahrheit, o „unbefleckte Treue, o männlich reitzende und „edel einfältige Sitten, o theilnehmende Liebe „an der Wohlfahrt des Nächsten: wo werdet ihr „eine andere Brust, wie die seinige, finden! So „war der Mensch — den Dichter kennt ihr nur „allzuwohl. Oft hat er eure Herzen mit süßem „Weh erfüllt; oft habt ihr ihn, in diesem vol„len Hause, mit verdientem Beyfalle die rein„sten Gesetze der schönsten Tugend predigen hö„ren. Denn seine keusche Muse brauchte ihre „himmlische Leyer zu nichts, als zur Einflößung „der edelsten Gesinnungen. Kein einziger un„sittlicher, verderbter Gedanke, keine einzige „Linie, die er sterbend ausstreichen zu können, „hätte wünschen dürfen! O möchte eure günstige „Beurtheilung diesen Abend noch einen andern „Lorbeer hinzuthun, sein Grab damit zu schmük„ken! Jetzt, über Lob und Tadel erhaben, ver„nimmt er die schwache Stimme des mensch„chen Ruhmes nicht mehr; wenn ihr aber de„nen, die er auf Erden am meisten liebte, de-

„nen, welchen seine fromme Vorsorge nunmehr „entzogen ist, mit welchen seine freygebige „Hand und sein gutwilliges Herz, das Wenige, „was ihm das Glück zukommen ließ, theilte; „wenn ihr diesen, Freunde, durch eure Gütig„keit dasjenige verschafft, was sie nicht mehr „von ihm empfangen können: so wird auch noch „jetzt in jenen seligen Wohnungen seine un„sterbliche Seele Vergnügen über diese Groß„muth empfinden."

Die letzten Zeilen zu verstehen, muß man sich aus dem Leben des Dichters erinnern, daß die von der Vorstellung ihm zukommenden Einkünfte, seinen Schwestern in Schottland gegeben wurden.

X.

Zwey Vorreden zu Diderots Theater.

I.

Zur erſten Ausgabe von 1760.

Dieſes Theater des Herrn Diderot, eines von den vornehmſten Verfaſſern der berufenen Encyklopädie, beſtehet aus zwey Stücken, die er als Beyſpiele einer neuen Gattung ausgearbeitet, und mit ſeinen Gedanken ſowohl über dieſe neue Gattung als über andere wichtige Punkte der dramatiſchen Poeſie, und aller ihr untergeordneten Künſte, der Declamation, der Pantomime, des Tanzes, begleitet hat.

Kenner werden in jenen weder Genie noch Geſchmack vermiſſen; und in dieſen überall den den-

lenden Kopf spüren, der die alten Wege weiter bahnet, und neue Pfade durch unbekannte Gegenden zeichnet.

Ich möchte wohl sagen, daß sich, nach dem Aristoteles, kein philosophischerer Geist mit dem Theater abgegeben hat, als Er.

Daher sieht er auch die Bühne seiner Nation bey weitem auf der Stufe der Vollkommenheit nicht, auf welcher sie unter uns die schalen Köpfe erblicken, an deren Spitze der Prof. Gottsched ist. Er gestehet, daß ihre Dichter und Schauspieler noch weit von der Natur und Wahrheit entfernt sind; daß beyder Talente, guten Theils, auf kleine Anständigkeiten, auf handwerksmäßigen Zwang, auf kalte Etiquette hinauslaufen ꝛc.

Selten genesen wir eher von der verächtlichen Nachahmung gewisser französischer Muster, als bis der Franzose selbst diese Muster zu verwerfen anfängt. Aber oft auch dann noch nicht.

Es wird also darauf ankommen, ob der Mann, dem nichts angelegener ist, als das Genie in seine alten Rechte wieder einzusetzen, aus welchen es die mißverstandene Kunst verdrängt; ob der Mann, der es zugestehet, daß das Theater weit stärkerer Eindrücke fähig ist,

als man von den berühmteſten Meiſterſtücken eines Corneille und Racine rühmen kann; ob dieſer Mann bey uns mehr Gehör findet, als er bey ſeinen Landsleuten gefunden hat.

Wenigſtens muß es geſchehen, wenn auch wir einſt zu den geſitteten Völkern gehören wollen, deren jedes ſeine Bühne hatte.

Und ich will nicht bergen, daß ich mich einzig in ſolcher Hoffnung der Ueberſetzung dieſes Werks unterzogen habe.

2.

Zur zweyten Ausgabe von 1781.

Ich bin ersucht worden, dieser Uebersetzung öffentlich meinen Namen zu geben.

Da es nun vorlängst unbekannt zu seyn aufgehört hat, daß ich wirklich der Verfasser derselben bin; da ich mich des Fleißes, den ich darauf gewandt habe, und des Nutzens, den ich daraus gezogen, noch immer mit Vergnügen erinnere: so sehe ich nicht, warum ich mich einer Anforderung weigern sollte, die mir Gelegenheit giebt, meine Dankbarkeit einem Manne zu bezeugen, der an der Bildung meines Geschmacks so großen Antheil hat.

Denn es mag mit diesem auch beschaffen seyn, wie es will: so bin ich mir doch zu wohl bewußt, daß er, ohne Diderots Muster und Lehren, eine ganz andere Richtung würde bekommen haben; vielleicht eine eignere; aber doch schwerlich eine, mit der am Ende mein Verstand zufriedener gewesen wäre.

Diderot scheint überhaupt auf das deutsche Theater weit mehr Einfluß gehabt zu haben, als auf das Theater seines eigenen Volkes.

Auch war die Veränderung, die er auf dieſem hervorbringen wollte, in der That weit ſchwerer zu bewirken, als das Gute, welches er jenem nebenher verſchaffte. Die franzöſiſchen Stücke, welche auf unſerm Theater geſpielt wurden, ſtellten doch nur lauter fremde Sitten vor; und fremde Sitten, in welchen wir weder die allgemeine menſchliche Natur, noch unſere beſondere Volksnatur erkennen, ſind bald verdrängt. Aber je mehr die Franzoſen in ihren Stücken wirklich finden, was wir uns nur zu finden einbilden: deſto hartnäckiger muß der Widerſtand ſeyn, den ihre alten Eindrücke jeder, wie ſie dafür halten, unnöthigen Bemühung, ſie zu verwiſchen oder zu überſtempeln, entgegenſetzen.

Wir hingegen hatten es längſt ſatt, nichts als einen alten Laffen in kurzem Mantel, und einen jungen Gecken in bebänderten Hoſen, unter einem halben Dutzend alltäglicher Perſonen auf der Bühne herumtoben zu ſehen; wir ſehnten uns längſt nach etwas Beſſerem, ohne zu wiſſen, wo dieſes Beſſere herkommen ſollte: als der Hausvater erſchien. In ihm erkannte ſogleich der rechtſchaffene Mann, was ihm das Theater noch einmal ſo theuer machen müſſe. Sey immerhin wahr, daß es ſeitdem von dem Geräuſche eines nichts bedeutenden Gelächters weniger ertönte! Das wahre Lächerliche iſt nicht was am lauteſten lachen macht; und Ungereim-

heiten sollen nicht bloß unsere Lunge in Bewegung setzen.

Selbst unsere Schauspieler fingen an dem Hausvater zuerst an, sich selbst zu übertreffen. Denn der Hausvater war weder französisch, noch deutsch: er war bloß menschlich. Er hatte nichts auszudrücken, als was jeder ausdrücken konnte, der es verstand und fühlte.

Und daß jeder seine Rolle verstand und fühlte, dafür hatte nun Diderot vornehmlich gesorgt. Wenn ich aber doch gleichwohl auch meiner Uebersetzung ein kleines Verdienst in diesem Punkte zuschreibe: so habe ich, wenigstens bis itzt, von den Kunstrichtern noch keinen besondern Widerspruch zu erfahren gehabt.

Nicht als ob ich meine Uebersetzung frey von allen Mängeln halten wollte; nicht als ob ich mir schmeichelte, überall, auch da den wahren Sinn des Verfassers getroffen zu haben, wo er selbst in seiner Sprache sich nicht bestimmt genug ausgedrückt hat! Ein Freund zeigt mir nur erst itzt eine dergleichen Stelle; und ich bedaure, daß ich in dem Texte von diesem Winke nicht Gebrauch machen können. Sie ist in dem natürlichen Sohne in dem dritten Auftritte des ersten Aufzuges, wo Theresia ihrer Sorgfalt um Rosaliens Erziehung gedenkt. „Ich ließ mir es angelegen seyn," sagt sie, „den Geist und besonders den Charakter dieses

„Kindes zu bilden, von welchem einſt das Schick„ſal meines Bruders abhangen ſollte. Es war „unbeſonnen, ich machte es bedächtig. Es war „heftig, ich ſuchte dem Sanften ſeiner Natur auf„zuhelfen.“ Das es iſt in allen vier Stellen im Franzöſiſchen durch il ausgedruckt, welches eben ſowohl auf das vorhergehende enfant, auf Roſalien, als auf den Bruder gehen kann. Ich habe es jedesmal auf Roſalien gezogen; aber es kann leicht ſeyn, daß es die beyden erſtenmale auf den Bruder gehen, und ſonach heißen ſoll: „Er war unbeſonnen; ich machte ſie be„dächtig. Er war heftig; ich ſuchte dem Sanf„ten ihrer Natur aufzuhelfen.“ Ja dieſer Sinn iſt unſtreitig der feinere.

Es kann jemand keinen einzigen ſolchen Fehler ſich zu Schulden kommen laſſen, und doch noch eine ſehr mittelmäßige Ueberſetzung gemacht haben!

Anhang.

I.

Einige Recenſionen vom Jahre 1751.

1.

Allen nach Standesgebühr höchſt und hochgeehrenden Liebhabern, Gönnern und Beförderern einer echten deutſchen Poeterey kündigen und preiſen wir folgendes Werk an: Herrn Johann Chriſtoph Gottſcheds, der Weltw. und Dichtkunſt öffentl. Lehrers in Leipzig, Gedichte, bey der jetzigen zweyten Auflage überſehen und mit dem zweyten Theile vermehrt, nebſt einer Vorrede ans Licht geſtellet von M. Joh. Joachim Schwaben, in gr. 8. Das Aeußerliche dieſer Gedichte iſt ſo vortrefflich, daß ſie, wie wir hoffen, den Buchläden große Ehre machen werden, und, wie wir wünſchen, lange Zeit machen mögen. Von dem Innerlichen aber einen zureichenden Entwurf zu geben, das überſteigt unſre Kräfte. Der erſte Theil iſt alt, und nur die Ordnung iſt neu,

welche der schärfsten Hof-Etiquette Ehre machen würde. Wenn der Verfaſſer den Einfall dazu nicht in Wien bekommen hat, ſo hat er ihn wenigſtens nicht bey dem Horaz gelernt, dem er ſonſt ein ſehr wichtiges Kunſtſtück abgeſtohlen hat, das große Kunſtſtück nehmlich, ſeine Jubeloden allezeit fein zum Schluſſe der Abtheilung von den Oden zu ſetzen. Der andre Theil iſt größten Theils neu, und mit eben der Rangordnung ausgeſchmückt, welche bey dem erſten ſo vorzüglich angebracht iſt: ſo daß nehmlich alle Gedichte auf hohe Häuſer und fürſtliche Perſonen in das erſte Buch, die auf gräfliche, adeliche, und ſolche, die ihnen gewiſſermaßen gleich kommen, das zweyte, alle freundſchaftliche Lieder aber ins dritte Buch gekommen ſind. Aus iſt die Ode auf den Herrn von Leibnitz ſogleich in die Augen gefallen. Der größte Theil derſelben beſchäftiget ſich mit dem Lobe der Stadt Leipzig. Das iſt Pindariſch! Wenn dieſer erhabene Sänger das Lob eines olympiſchen Siegers vergöttern ſollte, von dem er auf der Gotteswelt nichts Rühmlicheres zu ſagen hatte, als etwa die Geſchwindigkeit ſeiner Füße, oder die Stärke ſeiner Fäuſte, ſo geſchah es dann und wann, daß er ſtatt ſeiner ſeine Vaterſtadt lobte. O wahrhaftig! das heißt die Alten mit Ueberlegung nachahmen, wenn es anders der Hr. Prof. Gottſched zur Nachahmung

der Alten gethan hat. Wer kann übrigens ernsthaft bleiben, wenn er das Lob dieses Weltweisen auf die Erfindung verschiedener Kleinigkeitenstützen muß? Zum Exempel seine Dyadik ist, welche er zu erfinden eben nicht Leibnitz hätte seyn dürfen. Doch die Dyadik ist für den Hrn. Professor vielleicht ein eben so unbegreifliches Ding, als ihm die Analysis infinitorum zu seyn scheint, die er, mit vieler Einsicht, die Rechenkunst in den unendlich Kleinen nennt. Dem poetischen Geiste des Herrn Professors das völligste Recht widerfahren zu lassen, dürften wir nur eine Stelle aus seinem Schreiben an den Hrn. v. Scheyb anführen, wo er sein zu entbehrendes Urtheil über den Messias fällt; allein wir wollen es immer in einem Buche lassen, in welchem es nur bey denen Eindruck machen wird, welche gestraft genug sind, dieses große Gedicht nicht zu verstehen. Gesetzt es hat einige Flecken, so bleibt es doch allezeit ein Stück, durch welches unser Vaterland die Ehre schöpferische Geister zu besitzen vertheidigen kann. Eine Anmerkung aber müssen wir aus angeführtem Schreiben hersetzen: „Herr Bodmer," sagt der Hr. Prof. Gottsched, „hat an den Hrn. „Schuch, Principal einer deutschen Schauspie„lergesellschaft, nach Basel geschrieben, und ihn „eingeladen nach Zürch zu kommen, nicht etwa „tragische und komische Schauspiele daselbst auf-

„zuführen, sondern durch seine geschicktesten Per„sonen beyderley Geschlechts den Messias auf „öffentlicher Bühne hersagen zu lassen. Der „Brief ist vorhanden.“ Die Wahrheit dieser Anekdote vorausgesetzt, so ist sie eben so gar lächerlich nicht, als sie dem Herrn Prof. scheint. Wäre es nicht sehr gut, wenn man auch unsre Schauplätze zu den Vorlesungen verschiedner Arten von Gedichten anwendete, wie es in der That bey den Römern üblich war? Hat er vergessen, daß Virgil selbst sein Heldengedicht auf öffentlichem Theater dem Volke vorgelesen hat? Diese Gedichte kosten 2 Thlr. 4 Gr. Mit zwey Thalern bezahlt man das Lächerliche, und mit vier Groschen ungefähr das Nützliche.

2.

Das Neueſte aus dem Reiche des Witzes *),

vom April 1751.

Dem Neueſten aus dem Reiche des Witzes ſoll dieſes monatliche Blatt gewidmet ſeyn. Ein Reich, welches viele auf ihrer Karte nicht finden. Wenigſtens diejenigen Gelehrten nicht, es verdrießt uns, daß wir ſie ſo nennen ſollen, welche die Wiſſenſchaften längſt in ein Handwerk verwandelt hätten, wenn nicht ihr Stolz dafür bäte. Aufs höchſte haben ſie es in die äußerſte Ecke derſelben verwieſen, und unbekannte Länder darauf geſchrieben, weil ſie ihnen nicht eher zu Geſichte kommen, als wenn ſie von einem unglücklichen Sturm dahin verſchlagen werden, und an ihren felſigen Ufern ſchimpflich ſcheitern. Dieſen Herren alſo würden wir ſehr unverſtändlich ſeyn, wenn wir ihnen von ſeinem Umfange und ſeinen Gränzen vieles vorſagten; die andern aber, für die wir eigentlich ſchreiben, würden wir durch dieſe unnöthige Einleitung beleidigen. Zwar könnten wir ihr durch eine Menge äſthetiſcher an ein-

*) Unter dieſem Titel kam eine monatliche Beylage zu den Berliniſchen Zeitungen im Voſſiſchen Verlage heraus, wozu Leſſing den ſtärkſten Antheil hatte.

ander hangender Grillen, ſein dunkel aber doch nach der Mode, ein zureichendes Anſehen der Gründlichkeit geben; allein was würde es helfen? Die genaueſte Erklärung des Witzes muß einem, der keinen hat, eben ſo unbegreiflich ſeyn, als einem Blinden die hinlänglichſte Erklärung der Farben iſt. Glaubt dieſer, daß die verſchiedene Brechung der Sonnenſtrahlen ungefähr etwas ſey, welches dem Schalle einer Trompete gleichkomme, ſo wird jener gewiß glauben, daß die Fertigkeit die Uebereinſtimmungen der Dinge gewahr zu werden, ein Theil der Rechenkunſt ſeyn müſſe. Iſt er furchtſam, ſo ſtellt er ſich wohl gar ein Stück von der Algebra darunter vor. Genug, wenn man weiß, daß die ſchönen Wiſſenſchaften und freyen Künſte, das Reich des Witzes ausmachen.

Dieſe ſind es, welche der menſchlichen Geſellſchaft Annehmlichkeiten mittheilen, ohne die ſie nichts als die unerträglichſte Sklaverey ſeyn würde. Sie machen den Menſchen empfindlich, und entkleiden ihn von der Rauhigkeit, welche ihm die weiſeſte Natur mit Bedacht gab, damit er ſich ſelbſt durch ihre mühſame Ablegung einen Theil ſeines Vorzuges vor unedleren Thieren zu danken haben möge. Zeigen die ernſthaften Wiſſenſchaften, welche man im engern Verſtande die Gelehrſamkeit nennet, von nichts, als von dem Elende und Verderben der Menſchen,

von der Mühſeligkeit ihres Lebens, dieſen beweinenswürdigen Stützen der Geſellſchaft, ſo ſind es allein die ſchönen Wiſſenſchaften, welche durch bezaubernde Reitze die urſprüngliche Empfindung der Freyheit in uns erſticken, und unſre ſchimpflichen Ketten mit Blumenkränzen umwinden. Die Höflichkeiten, das einnehmende Betragen, der zärtliche Geſchmack, alle untrügliche Kennzeichen geſitteter Völker ſind ihre Früchte. Sie ſind die Erfinderinnen von tauſend Bequemlichkeiten, Ergötzungen und eingebildeten Nothwendigkeiten, durch welche einzig kluge Monarchen ihre Throne unerſchüttert zu erhalten wiſſen. — — Auch die Tugend wird durch ſie menſchlicher, und die großen Thaten, welche bey Barbaren feſt eingepfägte Vorurtheile oder ihre ungezähmte Wildheit zum Grunde haben, fließen bey geſitteten Völkern aus viel feineren Quellen.

Alle dieſer prächtigen Lobſprüche ungeachtet, wollen wir dem Leſer einen Mann bekannt machen, welcher die Wiſſenſchaften überhaupt, und beſonders die ſchönen Wiſſenſchaften nebſt den freyen Künſten, auf einer ganz andern Seite betrachtet. Dieſes iſt der Verfaſſer derjenigen Rede, welche im vorigen Jahre bey der Akademie zu Dijon den Preis erhalten hat *). Sie betrifft die vorgelegte

*) Der Titel iſt: Diſcours qui a remporté le prix à l'Académie de Dijon, en l'année 1750,

Frage: ob die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften und Künſte zur Reinigung der Sitten etwas beygetragen habe? Man wird ſchwerlich vorausgeſehen haben, daß man denjenigen krönen würde, welcher dieſe Frage mit Nein beantwortet. Unterdeſſen iſt es geſchehen; und Herr Rouſſeau, welches der Name des Verfaſſers iſt, hat ſo erhabene Geſinnungen mit einer ſo männlichen Beredſamkeit zu verbinden gewußt, daß ſeine Rede ein Meiſterſtück ſeyn würde, wenn ſie auch von keiner Akademie dafür wäre erkannt worden. Wir theilen einen umſtändlichen Auszug derſelben um ſo viel lieber mit, je weniger ſie noch bis jetzt in Deutſchland bekannt geworden iſt.

Er hat ſie in zwey Theile getheilt. In dem erſtern zeigt er durch unverwerfliche Beyſpiele der Geſchichte, daß die Verderbung der Sitten und der aus ihr fließende Verfall des Staats allezeit mit dem Aufnehmen der Künſte und Wiſſenſchaften ſey verbunden geweſen. In dem andern beweiſet er aus den Gegenſtänden und den Wirkungen der Künſte und Wiſſenſchaften ſelbſt, daß ſie nothwendig dieſe Folgen nach ſich ziehen müſſen.

ſur cette queſtion propoſée par la même Académie: ſi le rétabliſſement des ſciences et des Arts à contribué à épurer les moeurs. Par *M. Rouſſeau*, Citoyen de Geneve.

Europa, ſagt er, war in die Barbarey der erſten Zeiten zurückgefallen. Die Völker dieſes jetzt ſo erleuchteten Welttheils lebten vor einigen Jahrhunderten in einem Stande, welcher weit elender, als die Unwiſſenheit, war. Ich weiß nicht, welche ſcientifiſche Wäſcherey, hatte ſich den Namen der Wiſſenſchaft angemaßt, und ſetzte ihrer Zurückkunft ein beinahe unüberwindliches Hinderniß entgegen. Es war eine allgemeine Umkehrung nöthig, den Menſchen wieder zu ihrem geſunden Verſtande zu verhelfen; und endlich kam ſie von der Seite, von welcher man ſie am wenigſten erwartet hatte. Der dumme Muſelmann, die ewige Geißel der Gelehrſamkeit, war es, welcher ſie uns wieder herſtellte. Der Umſturz des orientaliſchen Thrones brachte die Ueberbleibſel des alten Griechenlands nach Italien. Bald darauf bereicherte ſich auch Frankreich von dieſer koſtbaren Beute. Auf die freyen Künſte folgten endlich die Wiſſenſchaften, und die Kunſt zu denken verband ſich mit der Kunſt zu reden: eine Stufenſteigung, welche ſeltſam ſcheint, gleichwohl natürlich iſt. Man fing an, den vornehmſten Vortheil des Umganges mit den Muſen zu empfinden; nehmlich dieſen, daß er die Menſchen geſellſchaftlicher macht, indem er ihnen die Begierde, einander durch ihres gemeinſchaftlichen Beyfalls würdige Werke zu gefallen, einflößt. — Ihr ward man die

Anmuth der Gemüthsarten, die Verbindlichkeit der Sitten, welche den Umgang ungezwungen und wünschenswerth macht, und kurz, den Schein aller Tugenden, ohne eine einzige davon zu haben, schuldig. — Ehe die Kunst unser Betragen gebildet, und die Leidenschaften eine erborgte Sprache gelehrt hatten, waren unsre Sitten bäurisch, aber natürlich. Der Unterschied der Aufführung verrieth sogleich den Unterschied der Gemüthsarten. Die menschliche Natur war deswegen nicht besser; die Leichtigkeit aber, einander zu erforschen, ersparte den Menschen unzählige Laster. Jetzt, da ein feinerer Geschmack die Kunst zu gefallen in Regeln gebracht hat, herrscht in unsern Sitten eine schimpfliche und betrügliche Gleichheit. Immer befiehlt die Höflichkeit; stets regiert uns die Wohlanständigkeit; ohne Unterlaß folget man den Gebräuchen, und niemals seinen eignen Empfindungen. Kein Mensch weiß mehr, mit wem er zu thun hat. — Welche Begleitung von Lastern hat diese Ungewißheit bey sich! Verdacht, Argwohn, Furcht, Kaltsinnigkeit, Zurückhaltung, Haß, Verrätherey, und alle verstecken sich unter der Larve der Höflichkeit. Man entheiligt gar nicht mehr den Namen des Höchsten durch Schwüre; aber man spricht ihm Hohn durch lästerliche Meynungen, ohne daß unser Ohr, das durch beleidiget wird. Man rühmt nicht mehr

ſeine eignen Verdienſte, man verkleinert aber die fremden. Man beſchimpft ſeinen Feind nicht gröblich, ſondern man verläumdet ihn mit Kunſt. Der Nationalhaß erliſcht, aber mit der Liebe des Vaterlandes. An die Stelle der verachteten Unwiſſenheit iſt eine gefährliche Zweifelſucht gekommen. Man erkennt gewiſſe Ausſchweifungen für ſchimpflich, gewiſſe Laſter für entehrend, andre aber zieret man mit dem Namen der Tugenden. Man muß ſie haben, oder man muß ſich wenigſtens ſtellen, als ob man ſie habe. — Auf die Art ſind wir geſittete Völker geworden, und größten Theils haben wir den Wiſſenſchaften und Künſten dieſe heilſame Veränderung zu danken. — Je ſtärker ſich ihr Licht an unſerm Horizonte ausgebreitet, je weiter iſt die Tugend von uns geflohen; und eben dieſe Erſcheinung hat man zu allen Zeiten und an allen Orten bemerkt. — Aegypten war die Mutter der Weltweisheit und der freyen Künſte geworden, und bald darauf ward es ein Raub des Cambyſes, der Griechen, der Römer, der Araber, und endlich der Türken. — Als Griechenland auf den Ruhm des Witzes und der Gelehrſamkeit am ſtolzeſten ſeyn konnte, mußte es ſich in das macedoniſche Joch ſchmiegen. — Rom, das von Hirten erbaute, und durch Ackersleute berühmt gemachte Rom, fing ſchon zu den Zeiten des Ennius und Terentius an auszuarten,

Nach den Zeiten eines Ovid, eines Catull, eines Martial aber ward es, sonst der Tempel der Tugend, ein Schauplatz der Laster, der Abscheu aller Völker, und ein Raub der Barbaren. — In Asien ist ein Land, wo man durch die gepriesenen Wissenschaften zu den erhabensten Aemtern des Staats steigen kann. Gleichwohl ist kein Laster zu nennen, welches nicht daselbst herrscht; keine Schandthat, die ihnen nicht geläufig ist. Alle ihre Weisheit hat sie von dem Joche des unwissenden Tataren nicht befreyen können. — Die Perser, ein besonderes Volk, bey welchem man die Tugend lernte, wie man bey uns die Wissenschaften lernt, die Scythen, die alten Deutschen, sind die Beweise des Gegentheils. Alle die lebten ohne Wissenschaften; öfters Ueberwinder, niemals überwunden. — Sparta selbst, im Schooße Griechenlands, überzeugt uns, wie tugendhaft man seyn könne, ohne gelehrt zu seyn; wie fest und blühend ein Staat ohne Künste, ohne Wissenschaften, bestehe. — — O Fabricius, was würde deine große Seele gedacht haben, wenn du, zu deinem Unglücke, wieder aufgestanden wärest, und die blendende Pracht des durch deinen Arm errettetен Roms, welches dein Name mehr, als alle seine Eroberungen, berühmt machte, gesehen hättest. „Götter! würdest du gesagt haben, wo „sind die strohern Hütten, worunter ehemals

„Mäßigkeit und Tugend wohnten? Welche „verderbliche Pracht hat mit der römiſchen „Einfalt abgewechſelt? Was iſt das für eine „fremde Sprache? Was ſind das für weibi„ſche Sitten? Was bedeuten dieſe Bildſäu„len? dieſe Gemälde? dieſe Gebäude? Unſin„nige, was habt ihr gethan! Ihr, ihr Her„ren der Welt, ihr habt euch zu Sklaven nich„tiger, von euch überwundener Leute gemacht. „Rhetoren ſind es, die euch beherrſchen? Habt „ihr deswegen Aſien und Griechenland mit eu„rem Blute befeuchtet, um Baumeiſter, Maler „und Bildhauer reich zu machen? Wird der „Raub Karthagens einem Flötenſpieler Preis „gegeben? Auf, ihr Römer! reißet eure Schau„plätze ungeräumt nieder; zerſchmettert dieſe „Marmor; verbrennet dieſe Bilder; verjaget „dieſe Sklaven, welche euch unter dem Joche „halten, und deren unſelige Künſte euch verder„ben! Laßt fremde Hände durch eitle Geſchick„lichkeiten berühmt werden; die einzige den „Römern anſtändige Geſchicklichkeit iſt die Welt „zu überwinden, und die Tugend daſelbſt herr„ſchen zu laſſen. Als Cineas unſern Rath für „eine Verſammlung von Königen hielt, ward er „weder von eitlem Pomp noch von ausgeſuchter „Zierlichkeit verblendet. Er hörte nichts daſelbſt „von der kindiſchen Beredſamkeit, nichts von den „leeren Künſten dieſer nichtigen Leute. Was ſchien

„denn nun also dem Cineas so majestätisch? „O, ihr Bürger! Ein Anblick rührte ihn, wel„chen euch nimmermehr, weder eure Reichthü„mer, noch eure Künste verschaffen werden: „der schönste Anblick, welcher jemals unter der „Sonne gewesen ist; die Versammlung von „zweyhundert tugendhaften Männern, welche „alle in Rom zu befehlen und die Welt zu „beherrschen verdienten." — Seht, fährt der Verfasser fort, so sind allezeit Verschwendung und ungezähmte Sitten die Strafe der hochmüthigen Bemühungen, uns der glücklichen Unwissenheit, in welche uns die ewige Weisheit versetzt hatte, zu entreißen, gewesen. Sie hatte uns zu nichts weniger als zu eiteln Untersuchungen bestimmt. Lernt einmal, Sterbliche, daß die Natur alle Wissenschaften für uns versteckt hat; so wie eine sorgfältige Mutter aus den Händen ihres Kindes ein gefährliches Gewehr windet. Die Menschen sind verderbt; sie würden noch weit verderbter seyn, wenn sie das Unglück gehabt hätten, gelehrt geboren zu werden.

Er kömmt hierauf zu dem zweyten Theile, und zeigt, daß die Künste und Wissenschaften unsre Laster zur Quelle haben; er zeigt, daß sie uns ohne die Laster und Verschwendung nichts nutzen würden, und daß mit der Bemühung, die einige Wahrheit zu erkennen, eine tausendfache Gefahr, in Irrthü-

mer zu fallen, verbunden iſt. Er beweiſet ferner, daß ihre Wirkungen noch weit verderblicher ſind. Hierunter rechnet er den Verluſt der Zeit. Nichts Gutes thun, ſagt er, heißt Böſes thun. Ihr nun, ihr ſtolzen Weltweiſen, die ihr uns die Geheimniſſe des Himmels verrathen, und die Wunder der Natur aufgedeckt habt, antwortet; wenn ihr uns alles das nicht gelehrt hättet, würden wir weniger zahlreich, weniger wohlregiert, weniger furchtbar, weniger blühend oder mehr verderbt ſeyn? Doch, was iſt der Verluſt der Zeit gegen andre Uebel, welche den Künſten und Wiſſenſchaften folgen? Das gröſte iſt die Verſchwendung. Man behauptet, in dieſer beſtehe die Blüthe des Staats: ein Paradoxon, welches ſich nur zu unſern Zeiten hat können denken laſſen. So ſind gute Sitten zur Dauer eines Staats nicht nöthig? Iſt es beſſer, daß ein Reich glänzend und augenblicklich, oder daß es tugendhaft und beſtändig iſt? Mit Gelde kann man alles haben, nur Sitten und Bürger nicht. Ein neues Uebel, welches die Verſchwendung nach ſich zieht, iſt die Verderbung des Geſchmacks. — Sage uns, berühmter Arouet, wie viel männliche und ſtarke Schönheiten haſt du unſrer falſchen Zärtlichkeit aufopfern müſſen? und wie viel Groſſes hat es dir, der Buhlenden Geiſt zu gefallen, welcher an Kleinigkeiten ſo fruchtbar iſt, gekoſtet? — Doch verderblichen

Uebeln weichen kleinere Schaden. Indeſſen, da ſich die Bequemlichkeiten des Lebens vermehren, die Künſte ſteigen und die Verſchwendung überhand nimmt, wird der wahre Muth entkräftet, und die kriegeriſchen Tugenden verſchwinden. Die Geſchichte beſtätigt es durchgängig. Die Erhebung der Medicis und die Wiederherſtellung der Künſte verlöſchten von neuem, und vielleicht auf ewig, den kriegriſchen Ruhm, welchen Italien vor einigen Jahrhunderten wieder erhalten zu haben ſchien. — Nicht allein den martialiſchen, ſondern auch den ſittlichen Vollkommenheiten ſind die Wiſſenſchaften nachtheilig. Man ſieht überall unermeßliche Stiftungen, wo die Jugend alles mit großen Unkoſten lernt, nur ihre Pflicht nicht. — Unſre Gärten ſind mit Bildſäulen, und unſre Gallerieen mit Bildern ausgeziert. Und was ſtellen ſie vor? Die Vertheidiger des Vaterlandes, oder die noch erhabenern Männer, die es durch ihre Tugenden bereichert haben? Abbildungen aller Ausſchweifungen des Herzens und der Vernunft ſind es, wie man ſie ſorgfältig aus der alten Fabellehre gezogen hat; ohne Zweifel, damit den Kindern, noch eher als ſie leſen können, Muſter von ſträflichen Handlungen vor Augen geſtellt würden. — Die Geſchicklichkeiten werden vorgezogen, und die Tugend wird verachtet. Der ſchöne Geiſt erhält Belohnungen, und der ehrliche Mann bleibt

im

im Dunkeln. Es giebt hundert Preiſe für ſchöne Reden, keinen einzigen für ſchöne Handlungen. — Wir haben Naturforſcher, Erdmeſſer, Chymiſten, Sternſeher, Dichter, Tonkünſtler, Maler; nur Bürger haben wir nicht. — Was enthalten denn die Schriften der bekannteſten Philoſophen? Welches ſind denn die Lehren dieſer Freunde der Weisheit? Wenn man ſie hört, ſollte man ſie für einen Haufen Marktſchreyer halten, wovon jeder auf öffentlichem Platze ruft: kommt zu mir! von mir allein werdet ihr nicht betrogen. — Was für ungeheure Schriften haben unſre Zeiten ausgeheckt. Die Buchdruckerkunſt wird ſie als unwiderſprechliche Beweiſe unſres Verderbens auf die Nachwelt bringen, und unſre vielleicht gewitzigten Nachkommen werden die Hände gen Himmel ſtrekken und beten: „Allmächtiger Gott, der du „alle Geiſter in deiner Hand trägſt, befreye „uns von den Einſichten und den verderblichen „Künſten unſrer Väter; und ſchenke uns wie„der Unwiſſenheit, Unſchuld und Armuth: die „einzigen Güter, welche unſer Glück befördern, „und vor dir angenehm ſind!“ — Was ſoll man von denen ſagen, welche die Thüren zu dem Heiligthume der Gelehrſamkeit erbrochen, und den Pöbel hereingelaſſen haben? Wie viele ſind durch ſie zu den Wiſſenſchaften verführt worden, welche ſich auf Künſte, die der Geſellſchaft heil-

samer sind, würden gelegt haben! Nur diejenigen sollte man dazu lassen, welche etwas Auserordentliches zu leisten im Stande sind. Diese aber müßte man auf die mächtigste Art ermuntern. Nichts müßte für ihre Hoffnung zu hoch seyn. Große Gelegenheiten machen große Geister. — O Tugend, schließt er endlich, erhabne Wissenschaft einfältiger Seelen, so viele Mühe, so viele Anstalten sind nöthig, dich zu kennen? Sind deine Lehren nicht in unser Herz gegraben? ist es nicht genug, daß man in sich selbst geht, wenn man deine Gesetze lernen will, und daß man die Stimme seines Gewissens höret, wenn die Leidenschaften schweigen? Dieses ist die wahre Weltweisheit; daran wollen wir uns begnügen lernen. Ohne die berühmten Leute, welche sich in der gelehrten Welt unsterblich machen, zu beneiden, wollen wir uns bestreben, zwischen ihnen und uns den rühmlichen Unterschied zu machen, welchen man ehedem zwischen zwey großen Völkern bemerkte: das eine wußte wohl zu reden, das andre wohl zu handeln.

Mit solchen Waffen bestürmet Rousseau die Wissenschaften und Künste. Ich weiß nicht, was man für eine heimliche Ehrfurcht für einen Mann empfindet, welcher der Tugend gegen alle gebilligten Vorurtheile das Wort redet; auch sogar alsdann, wenn er zu weit geht. Wir könnten Verschiednes

gegen ihn einwenden. Wir könnten ſagen, daß die Aufnahme der Wiſſenſchaften und der Verfall der Sitten und des Staats zwey Sachen ſind, welche einander begleiten, ohne die Urſache und Wirkung von einander zu ſeyn. Alles hat in der Welt ſeinen gewiſſen Zeitpunkt. Ein Staat wächſt, bis er dieſen erreicht hat; und ſo lange er wächſt, wachſen auch Künſte und Wiſſenſchaften mit ihm. Stürzt er alſo, ſo ſtürzt er nicht deswegen, weil ihn dieſe untergraben, ſondern, weil nichts auf der Welt eines immerwährenden Wachsthums fähig iſt, und weil er eben nunmehr den Gipfel erreicht hatte, von welchem er mit einer ungleich größern Geſchwindigkeit wieder abnehmen ſoll, als er geſtiegen war. Alle großen Gebäude verfallen mit der Zeit, ſie mögen mit Kunſt und Zierathen, oder ohne Kunſt und Zierathen gebauet ſeyn. Es iſt wahr, das witzige Athen iſt hin; aber hat das tugendhafte Sparta viel länger geblühet? — Ferner könnten wir ſagen: wenn die kriegeriſchen Eigenſchaften durch die Gemeinmachung der Wiſſenſchaften verſchwinden, ſo iſt es noch die Frage, ob wir es für ein Glück oder für ein Unglück zu halten haben? Sind wir deswegen auf der Welt, daß wir uns unter einander umbringen ſollen? Und wenn ja den ſtrengen Sitten die Künſte und Wiſſenſchaften nachtheilig ſind, ſo ſind ſie es nicht durch ſich ſelbſt, ſondern durch

samer sind, würden gelegt haben! Nur diejenigen sollte man dazu lassen, welche etwas Auſserordentliches zu leisten im Stande sind. Diese aber müßte man auf die mächtigste Art ermuntern. Nichts müßte für ihre Hoffnung zu hoch seyn. Große Gelegenheiten machen große Geister. — O Tugend, schließt er endlich, erhabne Wissenschaft einfältiger Seelen, so viele Mühe, so viele Anstalten sind nöthig, dich zu kennen? Sind deine Lehren nicht in unser Herz gegraben? ist es nicht genug, daß man in sich selbst geht, wenn man deine Gesetze lernen will, und daß man die Stimme seines Gewissens höret, wenn die Leidenschaften schweigen? Dieses ist die wahre Weltweisheit; daran wollen wir uns begnügen lernen. Ohne die berühmten Leute, welche sich in der gelehrten Welt unsterblich machen, zu beneiden, wollen wir uns bestreben, zwischen ihnen und uns den rühmlichen Unterschied zu machen, welchen man ehedem zwischen zwey groſsen Völkern bemerkte: das eine wußte wohl zu reden, das andre wohl zu handeln.

Mit solchen Waffen bestürmet Rousseau die Wissenschaften und Künste. Ich weiß nicht, was man für eine heimliche Ehrfurcht für einen Mann empfindet, welcher der Tugend gegen alle gebilligten Vorurtheile das Wort redet; auch sogar alsdann, wenn er zu weit geht. Wir könnten Verschiedne

gegen ihn einwenden. Wir könnten ſagen, daß die Aufnahme der Wiſſenſchaften und der Verfall der Sitten und des Staats zwey Sachen ſind, welche einander begleiten, ohne die Urſache und Wirkung von einander zu ſeyn. Alles hat in der Welt ſeinen gewiſſen Zeitpunkt. Ein Staat wächſt, bis er dieſen erreicht hat; und ſo lange er wächſt, wachſen auch Künſte und Wiſſenſchaften mit ihm. Stürzt er alſo, ſo ſtürzt er nicht deswegen, weil ihn dieſe untergraben, ſondern, weil nichts auf der Welt eines immerwährenden Wachsthums fähig iſt, und weil er eben nunmehr den Gipfel erreicht hatte, von welchem er mit einer ungleich größern Geſchwindigkeit wieder abnehmen ſoll, als er geſtiegen war. Alle großen Gebäude verfallen mit der Zeit, ſie mögen mit Kunſt und Zierathen, oder ohne Kunſt und Zierathen gebauet ſeyn. Es iſt wahr, das witzige Athen iſt hin; aber hat das tugendhafte Sparta viel länger geblühet? — Ferner könnten wir ſagen: wenn die kriegeriſchen Eigenſchaften durch die Gemeinmachung der Wiſſenſchaften verſchwinden, ſo iſt es noch die Frage, ob wir es für ein Glück oder für ein Unglück zu halten haben? Sind wir deswegen auf der Welt, daß wir uns unter einander umbringen ſollen? Und wenn ja den ſtrengen Sitten die Künſte und Wiſſenſchaften nachtheilig ſind, ſo ſind ſie es nicht durch ſich ſelbſt, ſondern durch

diejenigen, welche ſie mißbrauchen. Iſt die Malerey deswegen zu verwerfen, weil ſie der und jener Meiſter zu verführeriſchen Gegenſtänden braucht? Iſt die Dichtkunſt deswegen nicht hochzuachten, weil einige Dichter ihre Harmonieen durch Unkeuſchheiten entheiligen? Beyde können der Tugend dienen. Die Künſte ſind das, zu was wir ſie machen wollen. Es liegt nur an uns, wenn ſie uns ſchädlich ſind.

Wie glücklich übrigens wäre Frankreich, wenn es viele dergleichen Prediger hätte! Welcher Damm wird die Laſter, die bey ihnen zu Artigkeiten werden, aufhalten? Welches ſind die Meiſterſtücke, die uns ihr berüchtigter Witz liefert? Sie ſind zu zählen. Die Schriften aber, welche die Religion untergraben, und unter lockenden Bildern die ſchimpflichſte Wolluſt in das Herz flößen, ſind bey ihnen unzählbar. Eine philoſophirende Thereſe wird die Predigerin der Unzucht, und ein unſeliger Grabſtichel hilft der Einbildungskraft derjenigen nach, welche ohne ſeine Schilderungen das Aergerniß nur halb treffen würde. Man ſagt, daß der Marquis d'A** Verfaſſer dieſes eben ſo unwitzig als ekel geſchriebnen Buchs ſey. Wir zweifeln aber. Der Urheber der jüdiſchen Briefe hat ſich zwar oft genug als einen Feind der Religion erklärt, niemals aber als einen Feind der Tugend. Thereſe verräth allzuſehr die Schule eines unſinnigen La M...

Was iſt ſie anders als ein Frauenzimmer, welches ſeine Grundſätze des glücklichen Lebens in Ausübung bringt? Was hat der Verfaſſer mehr gebraucht, ſie zu ſchreiben, als eine Stirn, welche zur Scham zu eiſern iſt? Der einzige Vorzug, mit dem er in allen ſeinen Schriften ſtolz thut. Bey dieſer Gelegenheit können wir den Leſern ſagen, daß ſich der Marquis d'Argens, nachdem er Berlin verlaſſen hat, bey dem Fürſten von Monaco aufhält.

Wer kennt alle die übrigen Schriften, wo das Gift unmerklicher, aber deſto gefährlicher, iſt? Wenn man der Wolluſt ihre gröſte Würze, das Geheimnißvolle, entzieht: ſo wird ſie weit weniger verführen, als wenn ein leichter Witz einen dünnen Nebel über ſie bläſet, durch welchen man nur das Ganze, und nie alle Theile, gewahr werden kann. Von dieſer Art iſt ein kleiner Roman, unter dem Titel *): **Das wahre Vergnügen, oder die Liebe der Venus und des Adonis.** Er kömmt aus dem Schooße Frankreichs, ob uns gleich die Aufſchrift Staub in die Augen ſtreuet. Es iſt eigentlich eine Nachahmung von dem achten Geſange des italiäniſchen Gedichts Adonis, von Marino.

*) Les vrais plaiſirs ou les amours de Vénus et d'Adonis, à Amſterdam chez Mortimier, Libraire, 1750 in Octav auf 78 Seiten.

Der Franzoſe aber hat dem Inhalte Folgen und Verbindungen gegeben, welche man vergebens in dem Originale ſucht. Er hat auch einige von ſeinen eignen Ideen eingeſchaltet. Die Vergleichung hat uns gelehrt, daß man, dieſe zu erkennen, nur die Stellen beobachten darf, wo man am meiſten roth wird. Wir können nicht läugnen, daß Schönheiten darin verſchwendet ſind, welchen wir einen würdigern Gegenſtand wünſchen wollten. Die Leichtigkeit, die alte Fabellehre glücklich anzuwenden, und ihren Erdichtungen einige neue beyzufügen, welche mit den bekannten vollkommen übereinſtimmen; die Kunſt zu verhüllen und der Neugierde nur dann und wann einen Durchblick zu gönnen, verrathen keinen Stümper. Wann wird man anfangen, die Tugend ſo reitzend zu ſchildern, als man jetzt das Laſter malt?

Durch welches Verhängniß geſchieht es, daß man faſt allen witzigen Köpfen Frankreichs, von dieſer Seite, einen ſchimpflichen Vorwurf zu machen hat? Welcher von ihnen hat nicht etwas geſchrieben, deſſen er ſich vor Tugendhaften ſchämen muß? Von dem großen Corneille an bis zu einem Piron, haben alle ihren Witz beſchimpft. Es iſt ihnen gleich, ob ſie die göttlichen Harmonieen eines Davids wagen, oder ob ſie Sinnſchriften verfertigen, die auch an der Bildſäule eines Priapus ekelhaft ſeyn würden. Einer der bekannteſten von dieſer Art, iſt Rouſ-

ſeau; ein Mann, der vielleicht unter allen witzigen Köpfen die meiſten Verfolgungen wegen des Mißbrauchs ſeiner Muſe erlitten hat. Wir wollen nicht entſcheiden, ob er eben deſſen, was man ihm eigentlich zur Laſt legte, ſchuld geweſen iſt. Das wenigſtens, was man von ihm nach ſeinem Tode geſehen hat, malt uns ihn als einen Mann, welcher durch ſeine tugendhafte Aufführung im reifern Alter, und durch ſeine großmüthige Ertragung des Unglücks, die Ausſchweifungen ſeiner Jugend auf die rühmlichſte Art ausgelöſcht hat. Wir haben im vorigen Jahre ſeine Briefe erhalten, welche voller leſenswürdigen Anekdoten ſind. In dieſem aber hat man uns eine Sammlung von noch ungedruckten kleinen Stükken, die theils ihn zum Verfaſſer haben, theils von andern verfertigt, von ihm aber für werth erkannt worden ſind, nebſt ſeinen Werken aufbehalten zu werden, geliefert. Der Titel dieſer Sammlung iſt: Schreibtafel J. B. Rouſſeau's, in zwey Theilen *). Der Dichter ſelbſt ſchenkte ſie einige Zeit vor ſeinem Tode an den Herrn L. D., welcher ſie nunmehr, die Ausgabe ſeiner Werke von 1734 vollſtändig zu machen, der Welt mittheilt. Sie enthält Oden, Briefe, Cantaten, Allegorieen, Erzählungen,

*) Portefeuille de J. B. Rouſſeau en II. Tomes, à Amſterdam, chez Marc Michel Rey, 1751. in 12. Der erſte Theil von 405, der zweyte von 252 Seiten.

zwey theatralische Stücke und eine Menge Sinngedichte. Man weiß, was Rousseau für ein Meister in diesen letztern war. Er wußte das Beißende mit dem Scherze so zu verbinden, daß in keinem der Einfall ohne Satire, oder die Satire ohne Einfall ist. Wir haben eins zu übersetzen gewagt. Hier ist es:

Als Zevs Europen lieb gewann,
Nahm er, die Schöne zu besiegen,
Verschiedene Gestalten an,
Verschieden ihr verschiedlich anzuliegen.
Als Gott zuerst erschien er ihr,
Dann als ein Mann, und endlich als ein Thier.
Umsonst legt er, als Gott, den Himmel ihr zu Füßen;
Stolz fliehet sie vor seinen Küssen.
Umsonst fleht er, als Mann, im schmeichelhaften Ton;
Verachtung war der Liebe Lohn.
Zuletzt — mein schön Geschlecht, gesagt zu deinen Ehren —
Ließ sie von wem? vom Bullen sich bethören *).

*) Dieses Sinngedicht hat Lessing in seine Schriften, Band I. S. 8, aufgenommen. Wir lassen es aber hier stehen, weil es zum offenbaren Beweise dient, daß diese Recensionen wirklich von L. sind.

Die zwey theatraliſchen Stücke heißen *): der Hypochondriſt, oder die Frau, welche nicht redet, und der **) Argwöhniſche. Beyde ſind in Verſen. Das erſte beſtehet aus fünf Aufzügen, und der Stoff iſt aus dem Engliſchen genommen; das letztere nur aus neun Auftritten, und iſt nichts als ein kleiner Entwurf eines vollſtändigen Stücks, welcher aber werth iſt, daß ihn eine Meiſterhand auszuführen wagte. Die übrigen Aufſätze ſind faſt alle voller Galle wider ſeine Feinde. Die Nachwelt wird erſtaunen, daß Männer ſich ſo tödtlich haben haſſen können, wovon ihre Hochachtung der eine ſowohl, als der andre verdient. Ueber ihre kleinen Zänkereyen hinweg ſehend, wird ſie einen Voltaire eben ſowohl als einen Rouſſeau in die Reihe der Dichter ſetzen, welche die Ehre dieſes Jahrhunderts geweſen ſind.

Wird ſie es mit den witzigen Köpfen Deutſchlands auch ſo halten? Wird ſie einen Gottſched und einen Bodmer, einen Scheib und einen Klopſtock in eine Klaſſe bringen? Gewiß nicht. Wenn es einmal heißen wird, des verſtorbnen Herrn von Scheib längſt verſtorbene Thereſiade, ſo wird man den Meſſias immer noch ein ewiges Gedicht nen-

*) L'Hypocondre ou la femme qui ne parle point.

**) La Dupe de ſoi-même, ou le défiant confondu.

nen. Man wartet mit Verlangen auf den Rest, zu welchem man die instehende Messe Hoffnung gemacht hat. Das Präservativ, welches der Herr Prof. Gottsched in seinen Gedichten gütigst dagegen hat mittheiln wollen, wird hoffentlich nur bey seinen Schülern anschlagen. Wie erfreut würden wir seyn, wenn er einmal die undankbare Dichtkunst verlassen wollte, und der Welt keine Gelegenheit zu geben suchte, ihn auf seiner schwächsten Seite zu betrachten, da er sich auf so vielen andern zeigen kann, welche ihm alle Hochachtung erwerben. Hätte der Hr. Professor, anstatt den Messias zu tadeln, diejenigen steifen Witzlinge angefallen, welche sich durch ihre unglücklichen Nachahmungen dieser erhabnen Dichtungsart lächerlich machen, so würden wir ihm mit Vergnügen beygetreten seyn. Es giebt nur allzuviele, welche glauben, ein hinkendes heroisches Sylbenmaaß, einige lateinische Wortfügungen, die Vermeidung des Reims, wären zulänglich, sie aus dem Pöbel der Dichter zu ziehen. Unbekannt mit demjenigen Geiste, welcher die erhitzte Einbildungskraft über diese Kleinigkeiten zu den großen Schönheiten der Vorstellung und Empfindung reißt, bemühen sie sich, anstatt erhaben dunkel, anstatt neu verwegen, anstatt rührend romanenhaft zu schreiben. Kann etwas lächerlicher seyn, als wenn hier einer in einem verliebten Liede mit sei-

ner Schönen von Seraphinen ſpricht, und dort ein andrer in einem Heldengedichte von artigen Mädchen, deren Beſchreibung kaum dem niedrigern Schäfergedichte gerecht wäre? Gleichwohl finden dieſe Herren ihre Bewunderer; und ſie haben, große Dichter zu heißen, nichts nöthig, als mit gewiſſen witzigen Geiſtern, welche ſich den Ton in allem, was ſchön iſt, anzugeben unterfangen, in Verbindung zu ſtehen. Sie bringen übrigens durch die ausſchweifenden Lobeserhebungen, welche ſie dem Meſſias auf eine Weiſe ertheilen, die genugſam zu verſtehen giebt, daß ſie nicht einmal die wahren Schönheiten an demſelben empfinden, denjenigen, welche dieſes große Gedicht noch nicht hinlänglich kennen, eine Art eines widrigen Vorurtheils dagegen bey. Folgende Sinnſchrift mag es beweiſen, die wir vor einiger Zeit von guter Hand erhalten haben:

Ihm ſingen ſo viel mäß'ge Dichter,
Ihn preiſen ſo viel dunkle Richter,
Ihn ahmt ſo mancher Stümper nach;
Ihm nicht zum Ruhm und ſich zur Schmach.
Freund, dir die Wahrheit zu geſtehen,
Ich bin zu dumm es einzuſehen.
Wie ſich für wahr Verdienſt ein ſolcher Beyfall ſchicket.
Doch ſo viel ſeh ich ein:

Das Singen, das den Frosch im tiefen Sumpf entzücket,
Das Singen muß ein Quaken seyn.

Die wenigsten von ihnen verstehen das Erhabne, und halten also alles, was sie nicht verstehen, für erhaben. Was ihnen einmal außer dem Gesicht ist, ist für sie gleich hoch. Solche Richter müssen auch diejenigen suchen, welche ihre erbärmlichen Versuche dem Messias an die Seite gesetzt wissen möchten. Wären sie nicht der Fabel entwachsen, so würden wir ihnen folgende erzählen:

Zur Feldmaus sprach ein Spatz: sieh dort den Adler sitzen!
Sieh, weil du ihn noch siehst. Er wiegt den Körper schon;
Bereit zum kühnen Flug, bekannt mit Sonn' und Blitzen
Zielt er nach Jovis Thron.
Doch wette — seh ich schon nicht adlermäßig aus —
Ich flieh so hoch als er. — Ach, Prahler! rief die Maus.
Floh jener auf, stolz auf geprüfte Schwingen,
Und dieser wagts ihm nachzudringen.
Doch kaum, daß ihr ungleicher Flug
Sie beyde bis zur Höh gemeiner Häuser trug,

Als beyde ſich dem Blick der blöden Maus entzogen,
Und beyde, wie ſie ſchloß, gleich unermeßlich flogen.

Der Reim iſt es, gegen welchen dieſe Herren am unerbittlichſten ſind. Sie wollen ſich vielleicht rächen, daß er ihnen niemals hat zu Willen ſeyn wollen. Ein kindiſches Geklimper nennen ſie ihn, mit einer verächtlichen Miene. Gleich, als ob der kitzelnde wiederkommende Schall das einzige wäre, warum man ihn beybehalten ſolle. Rechnen ſie das Vergnügen, welches aus der Betrachtung der glücklich überſtiegnen Schwierigkeit entſteht, für nichts? Iſt es kein Verdienſt, ſich von dem Reime nicht fortreißen zu laſſen, ſondern ihm als ein geſchickter Spieler den unglücklichen Würfen durch geſchickte Wendungen eine ſo nothwendige Stelle anzuweiſen, daß man glauben muß, unmöglich könne ein andres Wort anſtatt ſeiner ſtehen? Zweifelt man aber an der Möglichkeit dieſer Anwendung, ſo verräth man nichts als ſeine Schwäche in der Sprache, und die Armuth an glücklichen Veränderungen. Haller, Hagedorn, Gellert und Utz, zeigen genugſam, wie man über den Reim herrſchen, und ihm das vollkommne Anſehen der Natur geben könne. Die Schwierigkeit iſt mehr ſein Lob, als ein Grund,

ihn abzuſchaffen. Und die von unſern neuern Dichtern, welche ihn verachten, was für Freyheit haben ſie einem ungebundenen Geiſte verſchafft, wenn ſie anſtatt eines ſchweren Reimes eine noch weit ſchwerere Harmonie einführen wollen?

Ein Wahn hat ſie berauſchet
Der nicht die Feſſeln ſieht, die Feſſeln nur vertauſchet,
Die Ketten von dem Fuß ſich an die Hände legt,
Und glaubt, er trägt ſie nicht, weil ſie der Fuß nicht trägt.

Man nennt die Verſe leichter Dichter, welche reimen, gereimte Proſe; wie aber ſoll man das Gewäſche gleich leichter Dichter nennen, welche nicht reimen? Wird man nicht ſagen müſſen:

Ein ſchlechter Dichter Spahr? Ein ſchlechter Dichter? Nein.
Denn der muß wenigſtens ein guter Reimer ſeyn?

Das aber ein Heldendichter und ein dramatiſcher Poet die Reime weglaßt, iſt ſehr billig; denn da verurſacht der Uebelklang eines faſt immer gleichen Abſchnitts einen größern Verdruß, als das Vergnügen ſeyn kann, welches jene ſchön überwundenen Hinderniſſe erwecken.

3.

Das Neueſte aus dem Reiche des Witzes,

vom May 1751.

Wenn ein kühner Geiſt, voller Vertrauen auf eigene Stärke, in den Tempel des Geſchmacks durch einen neuen Eingang dringet, ſo ſind hundert nachahmende Geiſter hinter ihm her, die ſich durch dieſe Oeffnung mit einzuſtehlen hoffen. Doch umſonſt; mit eben der Stärke, mit welcher er das Thor geſprengt, ſchlägt er es hinter ſich zu. Sein erſtauntes Gefolge ſieht ſich ausgeſchloſſen, und plötzlich verwandelt ſich die Ewigkeit, die es ſich träumte, in ein ſpöttiſches Gelächter.

Endlich hat die Welt den erſten Band des Meſſias erhalten, worin zu den drey bekannten Geſängen der vierte und fünfte gekommen ſind. Er iſt dem König von Dänemark in einer Ode zugeſchrieben. Es verſteht ſich; wenn der Verfaſſer des Meſſias eine Ode macht, ſo wird es in der That eine Ode ſeyn. Sie erhebt den König, welcher ein Menſchenfreund iſt. — „Ihn erſahe Gott mit einweihen„dem Blicke, als er geboren ward, zum Vater „des Vaterlandes — umſonſt winkt ihm der „ſchimmernde Ruhm in das eſſerne Feld, wo die

„Unſterblichkeit viel zu theuer durch das Blut „blühender Jünglinge, durch die nächtlichen Thrä„nen der Mutter und Braut erkauft wird — für „ihn war der Eroberer zu klein, ſobald er zu „fühlen begann. Nie weint er bei deſſen Bilde, „ſeines gleichen zu ſeyn — nach dem Ruhme „nur weint er, geliebt zu ſeyn vom glückſeligen „Volke, Gott nachzuahmen, der Schöpfer des „Glücks vieler Tauſend zu werden — er iſt ein „Chriſt! — Er belohnt redliche Thaten, und „belohnt ſich zuerſt — Lächelnd ſchaut er als„dann auf die Muſe, welche das Herz tugend„hafter und edler macht, — Er winkt dem „ſtummen Verdienſt, das in der Ferne ſteht.“— Seht da die zerſtreuten Glieder des Dichters! Jeder Satz iſt eine Schilderung, und jedes Wort ein Bild. Betrachtet ſie ſtückweiſe. Eine Schönheit wird die andre hervorbringen, und jede bleibt groß genug, unzählige Anfangs unbemerkte in ſich zu enthalten, wenn ihr mit der Zergliederung fortfahret. So wird unter dem Schnitte des neugierigen Naturforſchers jeder Theil des Polypus ein neuer, und erwartet nur die wiederholte Trennung, auch aus ſeinen Theilen vollſtändige Ganze dem verwundernden Auge darzuſtellen. — Die Versart, welche der Dichter gewählt hat, iſt eine Horaziſche, voller majeſtätiſchen Wohlklangs, und ungemein geſchickt, die Gedanken

ſo

ſo rund zu machen, als möglich. Die drei erſten Zeilen ſind Aſclepiadiſch, und die vierte Glyconiſch. Ueberall iſt der Werth der Sylben und der Abſchnitt genau beobachtet worden, welches man um ſo viel mehr bewundern muß, je ungewohnter bisher die deutſche Sprache der römiſchen Feſſeln geweſen iſt. Dieſe Genauigkeit ſcheint unumgänglich, wenn ein nordiſches Ohr die kunſtreiche Harmonie eines Falccus fühlen ſoll. Wir wollen die erſte Strophe bezeichnet herſetzen, in Hoffnung, daß wir einigen Leſern damit einen Gefallen erweiſen.

Wēlchĕn | Kŏnig dĕr Gŏtt | ŭbĕr dĭe Kŏ | nĭge
Mit ein | weihendem Blick | als er gebo | ren ward,
Vom O | lympus her ſah |, der wird ein Men | ſchenfreund
Und dēs | Vāterlănds Vă | tĕr ſeyn.

Sogar in dem Vorberichte zu der Ode herrſcht eine gewiſſe ungezwungne Hoheit, welche an der Spitze eines Gedichts, wie der Meſſias iſt, ſehr wohl läßt. „Der König der Dänen,“ heißt es, „hat dem Verfaſſer des Meſſias, der „ein Deutſcher iſt, diejenige Muße gegeben, die ihm zu Vollendung ſeines Gedichts „nöthig war.“ — Ein vortreffliches Zeugniß für unſre Zeiten, welches gewiß auf die Nachwelt

kommen wird. Wir wiſſen nicht, ob alle Leute ſo viel Satire darin ſehen, als wir. Wir wollen uns alſo aller Auslegung enthalten. Vielleicht, daß wir mehr ſehen, als wir ſehen ſollten. — Nur eine kleine Anmerkung von der nördlichen Verpflanzung der witzigen Köpfe. — Doch auch dieſe wollen wir unterdrücken.

Der vierte Geſang enthält die Berathſchlagung des jüdiſchen Synedriums, die Verräthery des Judas, das letzte Abendmahl der Jünger mit Jeſu, ſeinen Gang nach dem Oelberge. — Kaiphas hatte einen Traum vom Satan gehabt; voller Angſt lag er auf dem Lager, und warf ſich ungeſtüm, und voll Gedanken herum.

Wie tief in der Feldſchlacht
Sterbend ein Gottesleugner ſich wälzt; der kommende Sieger,
Und das bäumende Roß, der rauſchenden Panzer Getöſe,
Und das Geſchrei, und der Tödtenden Wuth, und der donnernde Himmel
Stürmt über ihm; er liegt und ſinkt mit geſpaltenem Haupte
Dumm und gedankenlos unter den Todten, und glaubt zu vergehen.
Drauf erhebt er ſich wieder, und iſt noch, und denkt noch, und fluchet,

Daß er noch iſt, und ſpritzt mit bleichen ſterbenden Händen
Blut gen Himmel, Gott flucht er, und wollte ihn gerne noch leugnen:
Alſo betäubt ſprang Kaiphas auf, und ließ die Verſammlung
Aller Prieſter und Aelteſten im Volke ſchnell zu ſich berufen. ꝛc.

Wie vortrefflich iſt dieſes Gleichniß ausgemalt! Es iſt eins von denen, welches der Dichter mehr als einmal braucht, und immer auf einer neuen Seite ſchildert; ſo wie Virgil den Löwen. — Es würde eine Beleidigung gegen unſere Leſer ſeyn, wenn wir mehr Stellen ausziehen wollten. Wir würden zu glauben ſcheinen, ein Menſch von Geſchmack könne ſich mit abgeriſſenen Stücken begnügen.

Der fünfte Geſang enthält die Leiden Jeſu auf dem Oelberge. Die Wahrheit zu geſtehen, dies war eine von den Stellen, wo wir den Dichter erwarteten. Er hat unſre Hoffnung, er hat ſich ſelbſt übertroffen. Einen einzigen Ort wollen wir bemerken, wo er einen Kunſtgriff anwendet, den man bey dem Virgil für eine Unvollkommenheit anſieht — Gott war auf Tabor herab geſtiegen, mit dem Meſſias ins Gericht zu gehen, und die Sünder alle hatten ſich vor ihm verſammelt.

Aber Gott dachte sich selbst, die Geisterwelt, die ihm getreu blieb,
Und den Sünder das Menschengeschlecht. Da ergrimmt er, und stand jetzt
Hoch auf Tabor, und hielt den erzitternden Erdkreis,
Daß er nicht vor ihm verging.

Hier bricht er den Vers ab; und dieser Ruhepunkt läßt dem Leser Zeit, sich von der Last dieses schwangern Gedankens, den der Dichter selbst nicht bis an das Ende der Zeile fortzuwälzen gewagt hat, zu erholen. Wenn alle die halben Verse bey dem Virgil von gleicher Beschaffenheit wären, wie es einige in der That sind, so würden die Kunstrichter sehr auszulachen seyn, die sich die Mühe gegeben haben, sie auf Gerathewohl zu erfüllen.

Unser Dichter hat sich nunmehr seinem erhabnen Belohner genähert. Er befindet sich in Kopenhagen, und ohne Zweifel in derjenigen glücklichen Ruhe, woran die Aufmerksamkeit der Welt Theil nimmt, und welche allezeit die Mutter der ewigsten Werke gewesen ist. Ein belohnter Dichter ist zu unsern Zeiten keine geringe Seltenheit. Diese Seltenheit aber wird noch weit größer, wenn der Dichter ein Deutscher ist, und wenn seine Gesänge nichts als Religion und Tugend athmen. — Könnte man dieses letztere

von dem franzöſiſchen Poeten Piron ſagen, ſo würde vielleicht ſein Wohlthäter eine Urſache weniger gehabt haben, ſich ihm und der Welt nicht zu entdecken. Dieſe Begebenheit verdient, daß wir ſie unſern Leſern mittheilen. Hier iſt der Brief, welchen er an den Verfaſſer des franzöſiſchen Merkurs geſchrieben hat, der ſie am beſten erzählen wird.

Mein Herr,

„Ich zweifle nicht, daß Sie nicht an den ge„häuften Unglücksfällen, welche mich ſeit einem „Jahre betroffen haben, Antheil werden genom„men haben, wenn anders die Nachricht davon „bis zu Ihnen gekommen iſt. Ich habe Ihrer „Empfindlichkeit die Erzählung derſelben erſpa„ren wollen; einen Zufall aber, welcher mir „jetzt den Augenblick widerfahren iſt, kann ich „Ihnen unmöglich verſchweigen. Er iſt weit „ſonderbaren, als alle meine Unglücksfälle ge„weſen ſind, und ſo beſchaffen, daß ich Zeit mei„nes Lebens daran denken werde. Das Außer„ordentliche dabey iſt, daß ich nicht weiß, an „wen ich mich deswegen halten ſoll, noch wo„durch und wie ich mir ihn zugezogen habe. „Hören Sie nur. Ich erhielt vor Kurzem einen „Brief ohne Namen, in welchem man mich „bat, mich den und den Tag, zu der und der „Stunde, in der und der Straße, bei einem ge-

„wissen Herrn — (welchen ich im geringsten „nicht die Ehre hatte zu kennen) einzufinden, „welcher mir sagen würde, was man von mir „verlange.

„Ich begab mich den bestimmten Tag rich„tig dahin, doch nicht ohne eine kleine Bewe„gung, welche bey annahender Entwickelung „solcher geheimnißvollen Anweisungen ganz na„türlich ist. Hier kömmt endlich ein gewiß „recht rührender Theaterzufall, der aber etwas „weniger abgedroschen ist, als die, welche wir „auf der Bühne zu sehen bekommen.

„Dieser Herr — war ein Notar, ein sehr „wackrer und höflicher Mann, welcher mir, so„bald er mich sahe, die Feder darreichte, einen „Contrakt auf 600 Livres Leibrenten, welche zu „meinem Gebrauch ausgesetzt waren, ohne daß „ich einen Heller zu dem Capitale gegeben „hatte, zu unterzeichnen. Er gab mir sogleich „eine Rolle, worin 25 Louisd'or auf das erste „Jahr waren. Sie können leicht begreifen, in „was für eine Fluth von Fragen mein Erstau„nen und meine Dankbarkeit ausbrechen mußte. „Doch umsonst, ich bekam keine Antwort. Der „Notar verrichtete, was ihm aufgetragen war, „und die Verschwiegenheit war eine von sei„nen Vorschriften. Seine Rolle war aus, meine „fängt nunmehr an; und diese ist, den edlen Ur-

„heber des Stücks zu entdecken, oder mit Ver„druß zu ſterben.

„Es iſt kein Stoff, den man von der Kan„zel ableſen könnte, ob er es gleich, wie mir es „ſcheint, ſeyn ſollte. Denn iſt denn die Kanzel „nur dazu, daß ſie ſtrafbare Handlungen be„kannt machen ſoll? Würde dieſer Vorfall nicht „eben ſo gut erbauen, als jede andre Abdan„kung? Ich frage Sie darum, mein Herr. „Weil es aber doch der Gebrauch nicht iſt, ſo „erzeigen Sie mir wenigſtens den Gefallen, „und unterſtützen meine Begierde, denjenigen „kennen zu lernen, an welchen ich mich mit „meinen ſchuldigen Dankſagungen zu wenden „habe. Zeigen Sie dieſen Brief einer gewiſſen „Perſon von Ihren Bekannten, welche Ihnen „wohl will, welche überall in der Welt be„kannt iſt, welche alles wiſſen will, und in der „That auch alles weiß, welche alles ſagt, was „ſie weiß, und zuweilen noch mehr. Sie wird „plaudern, ſie wird plaudern laſſen, und da„durch wird vielleicht jemand hinter das Ge„heimniß kommen. Dieſe Perſon iſt das Pu„blicum. Ich bin mit aller Hochachtung, mein „Herr ꝛc.“

Piron.

Auf dieſen Brief folgt eine kleine Sinn„ſchrift, wovon dieſes der Einfall iſt: „Wenn

„derjenige, welcher gern Gutes thut, ein Bild „Gottes auf Erden iſt, ſo iſt der es noch viel„mehr, welcher es unſichtbar thut." — Wir hoffen, daß Leſer von Gefühl hierbey alles empfinden werden, was eine das Licht fliehende Großmuth, und eine Dankbarkeit, welcher man die Hände gebunden hat, empfinden zu laſſen fähig iſt. Wie ſchmeichelnd iſt dieſe uneigennützige Wohlthat, welche dadurch, daß ihr Urheber dem Dichter die Freiheit läßt, ſie zuzuſchreiben, wem er will, eine Art von öffentlicher Belohnung wird. Noch ſchmeichelhafter muß es ſeyn, wenn man die Ueberzeugung damit verbinden kann, dieſe Belohnung verdient zu haben, ſie durch den Eifer verdient zu haben, die verſcheuchte Tugend der Welt an der Hand der ihr geweiheten Muſe zuzuführen, nicht aber durch einen zügelloſen Witz, welcher Himmel und Sitten lächerlich macht, ſie erſündigt zu haben.

Wenn der Verfaſſer des Meſſias kein Dichter iſt, ſo iſt er doch ein Vertheidiger unſerer Religion. Und dieſes iſt er, mehr als alle Schriftſteller ſogenannter geretteter Offenbarungen oder untrüglicher Beweiſe. Oft beweiſen dieſe Herren durch ihre Beweiſe nichts, als daß ſie das Beweiſen hätten ſollen bleiben laſſen. Zu einer Zeit, da man das Chriſtenthum nur durch Spöttereyen beſtreitet, werden ernſthafte Schlüſſe übel verſchwendet. Den

bündigſten Schluß kann man durch einen Einfall zwar nicht widerlegen, aber man kann ihm den Weg zur Ueberzeugung abſchneiden. Man ſetze Witz dem Witze, Scharfſinnigkeit der Scharfſinnigkeit entgegen. Sucht man die Religion verächtlich zu machen, ſo ſuche man auf der andern Seite, ſie in allem dem Glanze vorzuſtellen, wo ſie unſre Ehrfurcht verdienet. Dieſes hat der Dichter gethan. Das erhabenſte Geheimniß weiß er auf einer Seite zu ſchildern, wo man gern ſeine Unbegreiflichkeit vergißt, und ſich in Bewunderung verlieret. Er weiß in ſeinen Leſern den Wunſch zu erwecken, daß das Chriſtenthum wahr ſeyn möchte; geſetzt auch, wir wären ſo unglücklich, daß es nicht wahr ſey. Unſer Urtheil ſchlägt ſich allezeit auf die Seite unſres Wunſches. Wenn dieſer die Einbildungskraft beſchäftigt, ſo läßt er ihr keine Zeit, auf ſpitzige Zweifel zu fallen; und alsdann wird den meiſten ein unbeſtrittner Beweis, eben das ſeyn, was einem Weltweiſen ein unzubeſtreitender iſt. Ein Fechter faßt die Schwäche der feindlichen Klinge. Wenn die Arzeney heilſam iſt, ſo iſt es gleich viel, wie man ſie dem Kinde beybringt. — Dieſe einzige Betrachtung ſollte den Meſſias ſchätzbar machen, und diejenigen behutſamer, welche von der Natur verwahrloſet ſind, oder ſich ſelbſt verwahrloſet haben, daß ſie die poetiſchen Schönheiten deſſelben

nicht empfinden. Besonders, wenn es zum Unglück Männer sind, die bey einer Art Leute, welche noch immer den größten Theil macht, ein gewisses Ansehen haben.

Wir wollen den Lesern einen kleinen Auszug aus der Vorrede, welche der Hr. D. Triller dem jüngst herausgekommenen fünften Theile seiner Gedichte vorgesetzt hat, mittheilen. Man darf gewisse Leute nur an dem gehörigen Orte reden lassen, wenn sie ihre eigne Satire reden sollen. „Die Liebhaber einer ungezwungnen, „leichten und erbaulichen Dichtkunst sind mei„ner geringen Gedichte noch nicht überdrü„ßig. — Ich überreiche diesen fünften Theil mit „der fast zuversichtlichen Hoffnung, daß er nicht „gänzlich mißfallen wird — Sie sind nicht alle „von gleichem Werthe und Nachdrucke — Wo „sie keine Bewunderung erwecken, so wer„den sie doch auch keinen Eckel erregen — (Horaz sagt, nicht wir,

Mediocribus esse poetis
Non homines, non dii, non concessere columnae —

— — — — — —

— Animis natum inventumque poema juvandis
Si paulum a summo discessit, vergit ad imum.)

— „Wir haben diejenige natürliche, leichte, „fließende und mit einem Worte menschliche Art

„zu dichten, auch in unſerm Alter nicht verlaſ„ſen wollen, welche wir vormals in der blü„henden Jugend wohlbedächtig angenommen „haben — Sie hat ganzer dreißig Jahr bey „vielen gelehrten und ungelehrten Leſern „Beyfall erhalten — Man wird auch in die„ſem Theile keine dunklen, ſchweren und räth„ſelvollen Ausdrücke von den ſteilen und un„wegſamen Alpen, oder aus der neuen Arche „Noah, und den duftigen Cedern vom Libanon „her — viel minder aber ſo genannte ſchöpfe„riſche Erfindungen antreffen — Es ſollte mir „leid ſeyn, wenn ich unter die Afterſchöpfer ge„zählt werden könnte — Die neuen Heldenge„dichte, davon bisher ſo ein ungeſtümes Lär„men zum Trotz der geſunden Vernunft, und „Beleidigung des Wohlklangs, allenthalben ge„höret worden, ſind nur für die rauhen und „ſchwermüthigen Einwohner des Saturnus — „unſre natürlich denkenden Weltbürger werden „ſie nicht eher verſtehen, als bis ſie in reines „Deutſch und in eine menſchliche Dichtart über„ſetzt werden — Schöpferiſch ſchreiben, ſchöpfe„riſch dichten, ſind ſtrafbare und unchriſtli„che Ausdrücke — Wir wiſſen aus der Schrift, „Vernunft und Natur, daß nur ein einziger „Schöpfer iſt — Die Weltweiſen, ja Gottesge„lehrte ſelbſt hätten es beſſer überlegen ſollen, „ehe ſie die Schöpferwürde einem ohnmächtigen

„Geſchöpfe zugeeignet hätten — Sie ſchaffen aber „lauter Abentheuer, wie aus der Miltoniſchen „Geſpenſter, und Geiſterhecke, aus Dantes „Hölle ꝛc. ꝛc. mit Entſetzen zu erſehen iſt — „Wenn diejenigen Schöpfergeiſter ſind, die ein „paar Dutzend neue und zum Theil gar from„me und büßende Teufel erſinnen können, wie „ſie in den bekannten Fauſtiſchen und Wagne„riſchen Lebensbeſchreibungen ſtehen; die Schaa„ren von Seraphs eigenmächtig erdichten oder „eine froſtige und finſtre Sonne unter der Erde „ungeheißen aufgehen laſſen, als ob die oberſte „allgemeine Sonne ſo eine unnöthige Nebenge„hülfin brauchte: ſo müſſen alle Ertrunkene, „Träumende und Mondſüchtige auch in die „ſeltne Claſſe der ſchöpferiſchen Geiſter zu ſet„zen ſeyn — Die Menge von Gelehrten und „Kennern iſt unzählig, welche mit dieſer un„gewöhnlichen Art zu dichten nicht zufrie„den ſind — viele haben nicht einmal einen Ge„ſang, oder Ungeſang, weil es ſich weder reimt „noch ſonſt poetiſch klingt, ganz aushören können „— Doch dieſe ſchöpferiſche Heldengedichte werden „ſchon mit der Zeit verſchwinden, wenn dieſes „jetzige faſt allgemeine Sinnenfieber wird nachge„laſſen haben — Ich wünſche es aus herzlichem „Mitleiden — Ich würde mir die Mühe nicht ge„geben haben, mein Urtheil zu ſagen, weil an der „ganzen Sache wenig gelegen, wofern mir es

„nicht vornehme Standesperſonen anbefohlen „hätten — Opitz, Flemming, Gryphius, Gün„ther ꝛc. haben von dieſer Art zu dichten nichts „gewußt — Wenn ſie wieder kommen ſollten, „würden ſie ſich vermuthlich über dieſe „afrikaniſchen Wundergeburten entſetzen — Ich „danke dem gütigen Himmel, daß ich von der „Dichtkunſt nicht leben darf, ſondern weit rühm„licher etwas anderes und nützlichers gelernt „habe, als meine Verſorgung mit ſchöpfriſchen „Gedichten zu gewinnen, oder mit elendem zu„ſammengerafften Zeitungsſchreiben, und unan„ſtändigem Durchhecheln gelehrter und ver„dienter Männer das Brot zu verdienen. — „Das unhöfliche Schreyen gegen meine unſchul„digen, und zum mindeſten nicht unnützen „Gedichte iſt ganz vergebens geweſen — Doch „ich habe mit dieſen lächerlichen Leuten zu lange „geſchertzt. Ich empfehle dem billigen Leſer „meine mittelmäßige Muſe, und verſpreche „ihm den ſechſten Theil und einen beſondern „Band geiſtlicher Gedichte. Ich bin für ſeine „unverdiente Wohlgewogenheit ꝛc.

Hier fehlt nichts, als daß Herr Doctor Triller nicht noch, nach Maßgebung des Orts, wo er jetzt lehrt, die orthodoxe Verſicherung hinzufügt, daß der Meſſias (denn dieſes Gedichte meint er doch, ob er es gleich nicht nennet) voller ketzeriſchen Irrthümer ſey. Und wer weiß, ob nicht ehſtens der

elende Geſchmack den Aberglauben zu Hülfe ruft. Ein Ungeheuer muß das andre vertheidigen helfen. Aber warum ereifert ſich der Herr Profeſſor? Die Hiſtorie der Schildbürger wird immer noch geleſen, ob man gleich Clariſſen hat. Laßt uns unſerm Vaterlande Glück wünſchen, daß ſeine Dichter, nach langen Verirrungen, den wahren Weg des Alterthums gefunden haben! Die mit den Alten am meiſten zu prahlen pflegen, kennen ſie am wenigſten. Es giebt Männer, welche auf allen Seiten den Horaz anführen, und in dem ganzen Werke iſt nicht eine Horaziſche Schönheit.

Wir haben mit einer Anmerkung angefangen, wovon der Leſer vielleicht ſchon die Anwendung gemacht hat. Er mag ſie aber gemacht haben, wie er will, ſo müſſen wir doch geſtehen, daß wir nichts damit ſuchen, als diejenigen abzuſchrecken, welche ihre Schultern einem Werke unterziehen, dem ſie nicht gewachſen ſind. Hierher gehört der Verfaſſer eines Gedichts in drey Geſängen: Jacob und Joſeph. Es iſt nichts als eine ausgedehnte Erzählung deſſen, was man von der zweyten Reiſe der Söhne Jacobs nach Egypten, bis auf den Zug des ganzen Geſchlechts dahin, in der Bibel findet. Die Erfindungskraft hat wenig dabey gearbeitet; obgleich die Geſchichte einer epiſchen Fabel weit ähnlicher hätte können gemacht

werden. Doch vielleicht iſt es wider den Sinn des Verfaſſers ſelbſt, ſein Werk auf dieſer Seite betrachten zu laſſen, und er iſt zufrieden, einen beträchtlichen Platz unter den hiſtoriſchen Poeten zu finden. Dieſen kann man ihm nicht verſagen. Hier iſt eine Stelle zur Probe. Es ſind die Worte des Jacobs, da er ſeinen Sohn das erſtemal wieder umarmet.

Und o, ſprach der Erzvater, mit Freuden wollt' ich jetzt ſterben,
Da ich noch einmal dein Antlitz geſehn, dich noch lebend geſehen!
Welche gräßliche Lücke mit eingeſtürztem Rande,
Wie der gähnende Schlund des Pardels, mit Zähnen umzäunet,
Brach in mein Leben ein von jenem mühſeligen Tag an,
Da du von Dothan nicht wiederkamſt, und die Brüder mir ſagten,
Joſeph hätt ein Raubthier zerfleiſcht, und den ſtreifigen Rock mir
Brachten und fragten: Sieh, Vater, obs wohl des Joſephs Gewand ſey?
Bis zu dem fröhlichen Tag, da Juda die beſſere Nachricht,
Kaum geglaubte, nicht glaubliche Nachricht, nach Mamre gebracht hat:

Joseph lebt, Joseph regiert, auch gab ihm Gott Erben.
Alle die Längen von Jahren, die zwischen die Tage getreten,
Hielt die Trauer mich fest, und löschte den männlichen Muth aus.
Wehmuth streut auf das Grau der Haare mir Wolken von Asche.
Aber dies lange Weh ersetzt die vollkommenste Freude,
Diese gesegneten Blicke, wohl werth, sie so zu erkaufen.

Ein gewisser Kunstrichter hat den Rath gegeben, diejenigen Werke mit lateinischen Buchstaben drucken zu lassen, welche verdienten, von den Ausländern gelesen zu werden. Bey dem Jacob und Joseph hätte man die Gothischen Buchstaben also immer noch behalten können.

Mit weit andern Augen muß man die zwey ersten Gesänge des Gedichts, die Sündfluth, betrachten. Der Verfasser hat nichts geringes gewagt. Dem Dichter des Noah entgegen zu arbeiten, heißt, wie er selbst sagt, nach einem Ulysses Bogen greifen, den zu spannen Muth und Sehnen von nöthen sind. „Doch," fährt er fort, „der Verlust „selbst in diesem Kampfe ist geringer, als die „Ehre des Unternehmens. Es ist schon ein vornehmer

„nehmer Ruhm der andere oder der dritte nach „dem Sieger zu ſeyn. Hier ſind anſehnliche Ge„winnſte auch für die nächſten nach ihm aufgeſet„zet. Oft iſt es ſehr ſchwer, unter zweyen, de„ren jeder ſeine ſtarke Anſprache an den Sieg „hat, zu entſcheiden.“ Dieſes iſt gewiß, und eine Vergleichung dieſer zwey wetteifernden Gedichte wird es am beſten lehren. Der Raum hindert uns, ſie ſelbſt anzuſtellen. — Wie ſtolz wird Deutſchland ſeyn können, wenn alle dieſe Werke ſo glücklich zu Stande kommen, als ſie angefangen ſind! Drey Heldendichter zu gleicher Zeit in Deutſchland! Zu viel Gutes, zu viel auf einmal!

Wie einſam dagegen ſitzt Frankreichs Kalliope! Ein blitzender Witz hat ihr die Larve einer Buhlerin aufgedrückt und ihren majeſtätiſchen Purpur mit Flittergolde beſetzt. Ihre Trompete iſt dem Momus in die Hände gefallen. Will man den Beweis? Hier iſt er. Das neue Jahr, ein heroiſches Narrengedicht *). Es beſteht aus zehn Geſängen, wovon der längſte ungefähr 80 Zeilen hat. Un-

*) Le nouvel an, Poëme Heroi-Fou. *Aimes-vous la muſcade? On en a mis partout.* Deſpréaux, à Brochuromanie, l'an du déluge des Almanachs 1751. in 12. 60 Seiten.

ter den kleinen Kalendern, welche die Franzoſen einer dem andern zum Neujahr ſchenken, iſt in dieſem Jahre einer in Verſen geweſen, welcher der Almanach der Liebe heißt. Man kann ſich leicht einen Begriff davon machen. Die Gewalt dieſes Almanachs über das ſchöne Geſchlecht iſt der Stoff dieſes Gedichts. Lycoris hat den Lindor bezaubert; er erklärt ihr ſeine Liebe; Lycoris verwirft ſie auf das grauſamſte: erſter Geſang. Amor erſcheint dem Lindor am Ufer der Seine, tröſtet ihn, und giebt ihm den Almanach der Liebe, mit der Verſicherung, daß eine einzige Lection daraus ſeine Geliebte überzeugen werde; jedes Herz ſey ihm Opfer ſchuldig: zweyter Geſang. Lindor eröffnet das Buch, erſchrickt anfangs, da er ſieht, daß es ein Kalender iſt, faſſet aber neuen Muth, da er den eigentlichen Inhalt ſieht: dritter Geſang. Es iſt Nacht, Lindor ſchläft; im Traum erſcheinen ihm die Liebesgötter und Grazien, welche ſich über ſeinen Almanach erluſtigen. Er ſieht ſeine Lycoris im Schlafe ſich ihm ergeben; er küßt ſie im Schlafe. „Wird man mir glauben, „ſpricht der Dichter, wenn ich ſage, daß die „Grazien, die das alles mit anſahen, finſtre „Grimaſſen machten, daß eine Zweideutigkeit „ihre Tugenden in Harniſch jagte? Nein, „nein; die Zeit der Scham iſt vergangen. „Die Grazien ſind wie andre Schönen. Hinter dem Fächer braucht man über nichts roth

„zu werden ꝛc.“ vierter Geſang. Der Neujahrstag bricht an; ſeine Thorheiten belacht ein Philoſoph: fünfter Geſang. Lindor begiebt ſich zu ſeiner Lycoris; ſie will ihn anhören, ſie wirft ſeine Geſchenke zu Boden; eine alte häßliche Kammerfrau wagt es, Schiedsrichterin zu ſeyn; ſie vertheidigt den Lindor; Lindor küßt das Geſpenſt aus Dankbarkeit mehr als einmal; alle Anweſende lachen darüber, und endlich auch Lycoris: ſechſter Geſang. Lindor und Lycoris ſind allein; er ſpricht aufs neue von ſeiner Liebe; die Unbewegliche will ihm nichts als Freundſchaft zugeſtehen. Endlich überreicht er ihr den Almanach; voller Verachtung wirft ſie ihn auf den Nachttiſch, und ſchwört, ihn nicht zu leſen. Lindor geht fort, in der Hoffnung, ſeine Geliebte morgen verändert zu finden: ſiebenter Geſang. Die Neugier beſiegt die Lycoris; ſie lieſt den Almanach; ihr Herz wird zärtlich; ſie geht zur Ruhe: achter Geſang. Lycoris träumt; ihr Traum iſt ein wollüſtiges Räthſel, welches der Dichter den Traumdeutern zur Erklärung vorlegt: neunter Geſang. Lindor kömmt mit anbrechendem Morgen zu ſeiner Schönen, und ſie überliefert ſich ihm. „Iſt „dieſes gleich eine Fabel, ſchließt der Dichter, ſo „hütet euch doch ihr Schönen vor den Almanachs „in Verſen; ſie verbergen Schlangen unter angenehmen Blumen; der Almanach der Liebe, iſt der

„Almanach des Teufels.“ — Hat es sich der Mühe verlohnt, daß wir dem Leser diese Kleinigkeit so weitläuftig erzählt haben? Die untermengte Satire ist fein; sie hat aber nichts als gewisse Modethorheiten zum Gegenstande. Den Ausländern wird sie dadurch unverständlich; und in Paris selbst ohne Nutzen, so bald man diese Thorheiten mit andern abwechselt. Eine Abwechselung, worin Frankreich so sinnreich, als in Veränderung seiner Kleider ist.

Vielleicht ist die epische Dichtkunst in England glücklicher? Noch bewundert es seinen Leonidas, ein Werk, dessen Schönheit sich einem freyen Engländer in einer Vergrößerung zeigen muß, worin sie wenigstens kein zum Dienen geborner Franzose zu fühlen fähig ist. In diesem Jahre aber hat es unter dem Titel: Scriblériade, ein neues komisches Heldengedicht erhalten, welches voller ursprünglichen Witzes ist. Der Held heißt Scriblerus, ein Gelehrter, in dessen Person der Dichter die unnützen Unternehmungen der studierten Don Quixotes unnachahmlich lächerlich macht. Er hat überall des Cervantes ernsthafte Art zu scherzen genau beybehalten, und sie niemals mit dem Drolligen abgewechselt, welche Vermischung zwar vielen gefällt, in der That aber ein Fehler ist. Wir wollen anfangen, dem Leser von dem ersten Buche, mit eingestreuten kleinen Stellen, den Inhalt bekannt zu machen. Der Dichter fängt, wie gewöhnlich,

mit Beſchreibung ſeines Unternehmens an. Er entdeckt, daß Saturn, oder die Zeit, der Feind ſeines Helden ſey. Er berührt kürzlich die Urſachen dieſer Feindſchaft, und zeigt uns den Scriblerus auf einmal in der afrikaniſchen Wüſte. Dieſe durchzieht er mit ſeinen Gefährten, die verſteinerte Stadt aufzuſuchen. (Dieſe verſteinerte Stadt iſt in ganz Afrika bekannt, und nicht wenige anſehnliche Perſonen in Europa haben das Märchen geglaubt. Shaw erzählt uns in ſeiner Reiſebeſchreibung, daß Ludwig XIV. ſo überzeugt davon geweſen ſey, daß er ſeinem Geſandten Befehl gegeben habe, ihm den Körper eines verſteinerten Mannes aus dieſer Stadt zu verſchaffen, es möge koſten was es wolle. Zwei Janitſcharen hätten dem Geſandten auch wirklich einen ſteinernen Knaben um fünfhundert Livres verkauft, und vorgegeben, daß ſie einen größern Körper unmöglich ſo weit wegbringen könnten, ohne von den Arabern entdeckt zu werden, welche es durchaus nicht zugeben wollten, daß ein Muſelmann, todt oder lebendig, an Chriſten verkauft würde. D. Shaw aber habe ihm bewieſen, daß der verſteinerte Knabe nichts als die Bildſäule eines Cupido

ſey, wie er ihm denn den Ort bemerken laſſen, wo ſie den Köcher von den Schultern abgebrochen hatten.) Saturn glaubt nunmehr Gelegenheit zu haben, ſeine Rache auszuführen, und den Helden ums Leben, ja, was ihm noch werther als das Leben war, um ſeine Ehre zu bringen. Er bittet den Aeolus, ihn durch einen Wirbelwind unter den Wogen des Sandes zu vergraben, daß er mit ſammt ſeinen Gefährten in Vergeſſenheit geſtürzt würde. Nun redet der Held. Eine ſo unedle Todesart wird von ihm verworfen. Voller Gegenwart des Geiſtes beſchließt er, alle ſeine geſammelten Raritäten auf einen Haufen zu thürmen, ſie anzuzünden, und ſich ſelbſt in die Flammen zu ſtürzen. „Wie ſe„lig," ſagt er, „iſt der Mann, deſſen Name „von einem ruhmvollen Tode ſeinen prächtig„ſten Glanz erhält! O, hätte das liebreichere „Schickſal beſchloſſen, daß ich, wie der gro„ße Empedokles, in dem Feuer des Aetna ver„derben könnte! Oder, daß ich das Geſchick „des unſterblichen Plinius theilte, und die „Aſche des berüchtigten Veſuvs mein Grab „geworden wäre! Hätte es beſchloſſen, mein „Ende wie das Ende jener ruhmvollen Stadt „zu machen, und mich, mir ſelbſt ein trauriges „Monument, verſteinert da ſtehen zu laſſen! Weit „über die Welt würde alsdann mein wachſender „Ruhm erſchallen, und von allen Muſen in allen

„Gegenden beſungen werden. Ach! Ein ſchimpf„liches Schickſal ſoll mein hoffnungsloſes Haupt „unbeweint, unbemerkt und auf ewig todt ver„graben! Doch — ich ſollte dieſen unedlen Tod „nicht verſchmähen? — Nein, unter dem elen„den Sande will ich meinen Geiſt nicht aushau„chen. — Da ich alle meine Augenblicke würdig „zugebracht habe; ſo ſey etwas gethan, wodurch „auch der letzte verherrlichet wird! Ja, der „wackre Phönix ſoll mein Beyſpiel ſeyn. (— Ach, „daß ich den Phönix, ich Unglücklicher, nicht „noch habe ſehen ſollen! —) — Ja ſein präch„tiger Scheiterhaufen erweckt in mir den erha„benſten Einfall! — Ich will meine geſammel„ten Schätze anzünden, und mich ſelbſt der theu„ren Flamme übergeben." — Der Gott nimmt die Aufopfrung dieſer raren Sammlung als das Zeichen der tiefſten Unterthänigkeit auf, und beſchließt alſo ſein Leben noch zu friſten. Weil er aber doch ſeine gegenwärtige Hoffnung zu Schanden machen will, ſo führet er den Sturmwind über die verſteinerte Stadt, und vergräbt ſie unter dem Sande. Scribler, welcher unmöglich den Verluſt ſeiner Schätze überleben kann, wird von der Vollziehung ſeines Vorhabens durch ein Wunder, durch die Dazwiſchenkunft des Gottes Momus, abgehalten. Nach einem fruchtloſen Forſchen von ſechs Tagen dringen ſeine Gefährten auf die Rückreiſe. Scribler hält eine Rede an ſie, und beſteht darauf,

die verſteinerte Stadt aufzuſuchen; endlich aber redet es ihm Albertus, einer von ſeinen Gefährten, durch die Erzählung eines erdichteten Traums aus. Scribler hält eine Lobrede auf die prophetiſchen Träume, und beklagt den Mangel der andern Orakel. „Aber," ſpricht er, „wo ich meine „der Ewigkeit geweihte Reiſe nun weiter hin„wenden ſoll, das wollen mir keine Ahndungen „entdecken, keine freundliche Schatten mich leh„ren. Ach, daß in unſern unerleuchteten Tagen „kein gelehrter Prieſter die Opfer mehr erklärt, „und mit prophetiſchem Auge die Eingeweide „durchſpähet, oder die herumirrenden Warnun„gen des Himmels leſen kann! Keine geheilig„ten Orakel kommen mehr zu Hülfe; die Py„thia und das Cumäiſche Mädchen ſind ſprach„los. O, hätten wir in jenen glücklichen Zeiten „gelebt, als der Trojaniſche Held und der Grie„chiſche Weiſe herumſchweiften! Da hätten wir „vielleicht einen freundſchaftlichen Helenus oder „Anius gefunden, welcher geſchickt geweſen „wäre, uns jede Ahndung zu entziffern. Viel„leicht wären wir zu den dunkeln Wohnungen „der Hölle gegangen, und der berüchtigte Ti„reſias hätte uns unſer Schickſal gezeigt! Hier„auf ſpricht Albertus: Ach, nur allzugerecht iſt „dein Kummer! O, möchte mein weißagendes „Herz die gewünſchte Linderung verſchaffen! „Die klugen Muhametaner haben den Narren „und Unſinnigen allezeit beſondere Ehre er-

„zeigt, und dieſes ſehr weislich. Denn oft, wenn „ſich die Flügel der Vernunft hoch über irdi„ſche Dinge erheben, ſo ſtreifen die Gedanken „unter den Wohnungen der Sterne, und wer„den durch den Umgang mit den Unſterblichen „beglückt. Von da aus theilt alsdann der göttliche Mann den minder erhabnen Sterblichen „unterrichtende Wahrheiten aus. In Cairo wohnt „ein phrenetiſcher Weiſer, welcher von aller die„ſer theomantiſchen Wuth begeiſtert iſt. Ich „habe bemerkt, ſo oft der Moroſoph zum Vor„ſchein kam, ward er von einer unzähligen „Menge umringt, und von allen verehret. Jung „und Alt, Jungfern und Weiber küßten die „Fußſtapfen des ſeligen Gymnoſophiſten. Die „brünſtige Braut berührte jeden günſtigen Theil „geſchickt, die Kraft der Fortpflanzung zu er„theilen." Endlich thut die Stimme den heiligen Ausſpruch, und die horchende Menge bleibt ſtaunend ſtehen. — „Laß uns alſo, dieſes iſt „meine Meynung, wieder nach Cairo zurückkeh„ren, und laß den Weiſen ſich bey dem Nar„ren Raths erholen." Hiemit endet ſich das erſte Buch. Die beſten Erläuterungen des ganzen Gedichts kann man aus den Denkwürdigkeiten des Scriblerus, welche ſich in Popens Werken befinden, ziehen, wovon es eigentlich eine Art Nachahmung iſt.

4.

Briefe nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen, von C. G. Gellert.

Was abgeschmackte Junkers und aberwitzige Neukirchs so unglücklich, und nur zur Aufhaltung des guten Geschmacks unternommen haben, wird in diesem Werke auf die vortrefflichste Art geleistet. Der Herr Verfasser hat sich das Recht längst erworben, daß die Welt auf alles, was aus seiner Feder fließt, aufmerksam seyn muß; und wer ist geschickter, als er, die Natur überall in ihre alten Vorrechte unter uns wieder einzusetzen? Den besten Briefsteller zu machen, wird nichts erfordert, als zu beweisen, daß man keinen Briefsteller braucht; und die ganze Kunst, schöne Briefe zu schreiben, ist die, daß man sie ohne Kunst schreiben lernt. Allein wie viel seltne Eigenschaften setzt diese Vermeidung der Kunst voraus? Gesunde Ordnung im Denken, lebhafter Witz, Kenntniß der Welt, ein empfindliches Herz, Leichtigkeit des Ausdrucks sind Dinge, die den Deutschen weniger fehlen würden, wenn man sie in Schulen lernen könnte. Die meisten Lehrer haben sie selbst nicht; was Wunder also, daß sie ihre Schüler anführen, sich mit methodischen Leitfäden, topischen Einfällen, studierten Empfindun-

gen, ſtaubigen Realien und künſtlichen Perioden zu behelfen? Wie unbeſchreiblich würde der Nutzen ſeyn, wenn die praktiſche Abhandlung des Herrn Gellert alle wohl informirten Briefſteller und alle die gelehrten Männer auf us de conſcribendis epiſtolis aus den Claſſen vertreiben könnte! Man würde die Briefe des Cicero und Plinius beſſer nutzen lernen, und einige lateiniſche Brocken würden das wenigſte ſeyn, was man ihnen zu danken hätte. Iſt es zu hoffen? — Die Briefe des Herrn Gellert ſelbſt ſind Meiſterſtücke, die man eben ſo wenig als ſeine Fabeln zu leſen aufhören wird. Die ſchöne Natur herrſcht überall; alle Zeilen ſind mit dem ſüßeſten Gefühle, mit den rühmlichſten Geſinnungen belebt; und die Ueberzeugung, daß ſie der Verfaſſer an wirkliche Perſonen geſchrieben hat, macht den Antheil, welchen die Leſer daran nehmen, ungleich größer. Von was für einem Herzen ſind ſie, die Beweiſe! Wie liebenswerth hat ſich der Verfaſſer ſelbſt, ihm unbewußt, darin geſchildert! Welche Freundſchaft, welche Aufrichtigkeit, welche Liebe! Mit was für einer philoſophiſchen Gleichgültigkeit ſind zwey Briefe abgefaßt, wobey wenigſtens ſeine Leſer nicht gleichgültig bleiben werden. Verdienet ein Mann, welcher das Vergnügen Deutſchlands iſt, kein Amt zur Belohnung, wenn anders ein Amt eine Belohnung ſeyn kann? — Herr Gellert ſcheint den vornehmſten Inhalt ſei-

ner Abhandlung in eine Erzählung, die er auf der 83sten Seite einschaltet, gebracht zu haben. Können wir den Platz schöner anwenden, als wenn wir sie einrücken?

Ein junger Mensch, der, wenn er Briefe schrieb,
Die Sachen kunstreich übertrieb,
Und wenig gern mit stolzen Formeln sagte,
Las einem klugen Mann ein Trauerschreiben vor,
Worin er einen Freund beklagte,
Der seine Frau durch frühen Tod verlor,
Und ihm mit vielem Schulwitz sagte,
Daß nichts gewisser wär, als daß er ihn beklagte.
Ihr Brief, fiel ihm der Kenner ein,
Scheint mir zu schwer und zu studiert zu seyn.
Was haben Sie denn sagen wollen?
„Daß mich der *Fall des guten Freunds betrübt*,
„Daß er ein Weib verlor, die er *mit Recht geliebt*,
„Und meinem Wunsche nach stets hätte haben sollen;
„Daß ich von Lieb' und Mitleid voll,
„Nicht weiß, wie ich ihn trösten soll.
„Dies ungefähr, dies hab ich sagen wollen."
Mein Herr, fiel ihm der Kenner wieder ein,
Warum sind Sie sich denn durch Ihre Kunst zuwider?
O, schreiben Sie doch nur, was Sie mir sagten, nieder:
So wird Ihr Brief natürlich seyn.

5.

Kleinigkeiten.

Dieſe Kleinigkeiten beſtehen aus etlichen ſechzig kleinen Liedern. Man darf nicht glauben, daß ſie der Verfaſſer deswegen ſo benennet habe, damit er der unerbittlichen Kritik mit Höflichkeit den Dolch aus den Händen winden möge. Er wird der erſte ſeyn, diejenigen davon mit zu verdammen, die ſie verdammt; ſie, der zum Verdruß er wohl einige mittelmäßige Stücke kann gemacht haben, der zum Trotze er aber nie dieſe mittelmäßigen Stücke für ſchön erkennen wird. Er wagt es ſogar, wenn er ihr anders vorgreifen darf, ſie, durch uns, ſelbſt anzuzeigen, und die Kenner erſuchen zu laſſen, in ſeiner Sammlung folgende gänzlich zu überſchlagen: An den Anakreon; die Sparſamkeit; der Vetter und die Muhme; die Ente; der beſcheidne Wunſch; das Schäferleben; der Schiffbruch und die Redlichkeit. Noch ſind einige andere, welche ſie mit ſchonenden Augen anſehen mögen. Dieſe, wie jene, würden gewiß weggeblieben ſeyn, wenn ſie dem Verfaſſer nicht ſchon ganzer drey Jahre aus den Händen geweſen wären. Und kann man es ihm zur Laſt legen, wenn ſein Geſchmack vor drey Jahren weniger geläutert war, als er itzt

vielleicht ist. Unterdessen wollen wir ein Paar von denen hersetzen, die er selbst für gut erkennt — Er selbst? Warum nicht? Sollte er nicht eben so wohl wissen dürfen, was an seiner Arbeit gut ist, als was es nicht ist?

Die Namen.

Ich fragte meine Schöne,
Wie soll mein Lied dich nennen?
Soll dich als Dorimene,
Als Galathee, als Chloris,
Als Lesbia, als Doris
Die Welt der Enkel kennen?
Die Namen sind sehr schöne,
Sprach meine holde Schöne.
Wähl' selbst. Du kannst mich Doris
Und Galathee und Chloris,
Und — wie du willst, mich nennen;
Nur nenne mich die Deine.

Das Paradies.

Sein Glück für einen Apfel geben;
O Adam, welche Lüsternheit!
Statt deiner hätt' ich sollen leben,
So wär das Paradies noch heut.
Wie aber, wenn alsdann die Traube
Die Probefrucht gewesen wär?
Wie da, mein Freund? — Ey nun, ich glaube,
Das Paradies — wär auch nicht mehr.

Das Gebet.

Sagt nicht, die ihr Dorinden kennt,
Daß ſie aus Eitelkeit nur in die Kirchen rennt;
Daß ſie nicht betet, und nicht höret,
Und andre nur im Beten ſtöret.
Sie bat — mein Ohr iſt ſelber Zeuge —
Denn ihre Schönheit geht allmälich auf die Neige;
Sie bat mit brünſtigen Geberden:
Laß unſer Angeſicht, Herr, nicht zu Schanden werden.

6.

Mémoires pour servir à l'histoire des moeurs du XVIII. ſiècle; par Mr. Duclos, de l'Académie royale des belles-lettres.

Auch die Sitten haben ihre Moden. Ein Jüngling aus dem vorigen Jahrhunderte würde mit ſeiner jungfräulichen Schamhaftigkeit, mit ſeiner blöden Beſcheidenheit, jetzt eine ſehr lächerliche Figur machen. Es war eine Zeit, wo man ein Frauenzimmer, welchem man in unſern Tagen das Lob eines lebhaften Frauenzimmers, die ihre Welt kennt, beylegt, wenigſtens ins Tollhaus

gebracht hätte. Es wird eine andre kommen, und es wäre Schade, wenn ſie nicht kommen ſollte, da es der Wohlanſtändigkeit gemäß ſeyn wird, ein guter Chriſt zu heißen, ſo wie es jetzt die Artigkeit erfordert, ſich für nichts ſchlechteres als einen Atheiſten, ſo lange man geſund iſt, halten zu laſſen. Wenn man in geſitteten Ländern vom Anfange an alle dieſe Abwechſelungen in beſondern Büchern aufgezeichnet hätte, ſo würde man dieſe Bücher nicht beſſer, als die Schandchronik des menſchlichen Geſchlechts nennen können. Noch iſt es Zeit unſern Nachkommen dieſe Erniedrigung zu verſchaffen. Herr Duclos, welchen man ſchon aus ſeinen Betrachtungen über die Sitten dieſes Jahrhunderts auf eine für ihn vortheilhafte Art kennt, ſcheint den Anfang gemacht zu haben. Er hat die verſchiednen Bilder von den Sitten ſeiner Zeitgenoſſen in die Lebensbeſchreibung eines artigen Mannes gebracht. Dieſe Lebensbeſchreibung iſt wahrſcheinlich genug, um wahr ſeyn zu können; gleichwohl wird ſie der Nachwelt, wenn anders, wider den Ausſpruch des Horaz, eine vernünftigere auf uns folgen ſollte, als der unſinnigſte Roman vorkommen; ſo viel ausſchweifende Thorheiten, ſo viel unbegreifliche, lächerliche Kleinigkeiten wird ſie darin aufgezeichnet finden.

II.

Zwey Erzählungen *).

I.

Die Theilung.

An seiner Braut, Fräulein Christinchens, Seite
Saß Junker Bogislav Dietrich Karl Ferdinand
Von — sein Geschlecht bleibt ungenannt —
Und that, wie alle seine Landesleute,
Die Pommern, ganz abscheulich witzig und galant.

Was schwatzte nicht für zuckersüße Schmeicheleien
Der Junker seinem Fräulein vor!
Was raunte nicht für kühne Schelmereien
Er ihr vertraut in's Ohr!
Mund, Aug' und Nas' und Brust und Hände,
Ein jedes Glied macht ihn entzückt,
Bis er, entzückt auch über Hüft' und Lende,
Den plumpen Arm um Hüft' und Lende drückt.
Das Fräulein war geschnürt (vielleicht zum ersten Male.)
„Ha!" schrie der Junker; „wie geschlank!
Ha, welch ein Leib! verdammt, daß ich nicht male!
Als käm' er von der Drechselbank!

*) Sie wurden nach Lessings Tode im Deutschen Museum vom J. 1782 (Monat Junius, S. 544 und 552) bekannt gemacht.

So dünn! — Was braucht es viel zu sprechen?
Ich wette gleich — was wetten wir? wie viel?
Ich will ihn von einander brechen!
Mit den zwei Fingern will ich ihn zerbrechen,
Wie einen Pfeifenstiel!"

„Wie?" rief das Fräulein; „wie? zerbrechen?
Zerbrechen" (rief sie nochmal) „mich?
Sie könnten sich an meinem Latze stechen.
Ich bitte, Sie verschonen sich."

„Bei'm Element! so will ich's wagen,"
Schrie Junker Bogislav: „wohlan!"
Und hatte schon die Hände kreuzweis angeschlagen,
Und packte schon heroisch an;
Als schnell ein: „Bruder! Bruder, halt!"
Vom Ofen her aus einem Winkel schallt.

In diesem Winkel saß, vergessen, nicht verloren,
Des Bräut'gams jüngster Bruder, Fritz.
Fritz saß mit offnem Aug' und Ohren,
Ein Kind voll Mutterwitz.

„Halt!" schrie er, „Bruder! Auf ein Wort!"
Und zog den Bruder mit sich fort:
„Zerbrichst du sie, die schöne Docke,
So nimm die Oberhälfte Dir!
Die Hälfte mit dem Unterrocke,
Die, lieber Bruder, schenke mir!"

2.

Der über uns.

Hans Steffen stieg bey Dämmerung (und kaum
Konnt' er vor Näschigkeit die Dämmerung erwarten)
In seines Edelmannes Garten,
Und plünderte den besten Aepfelbaum.

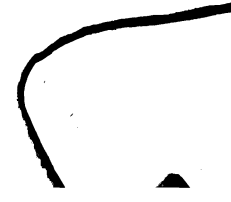
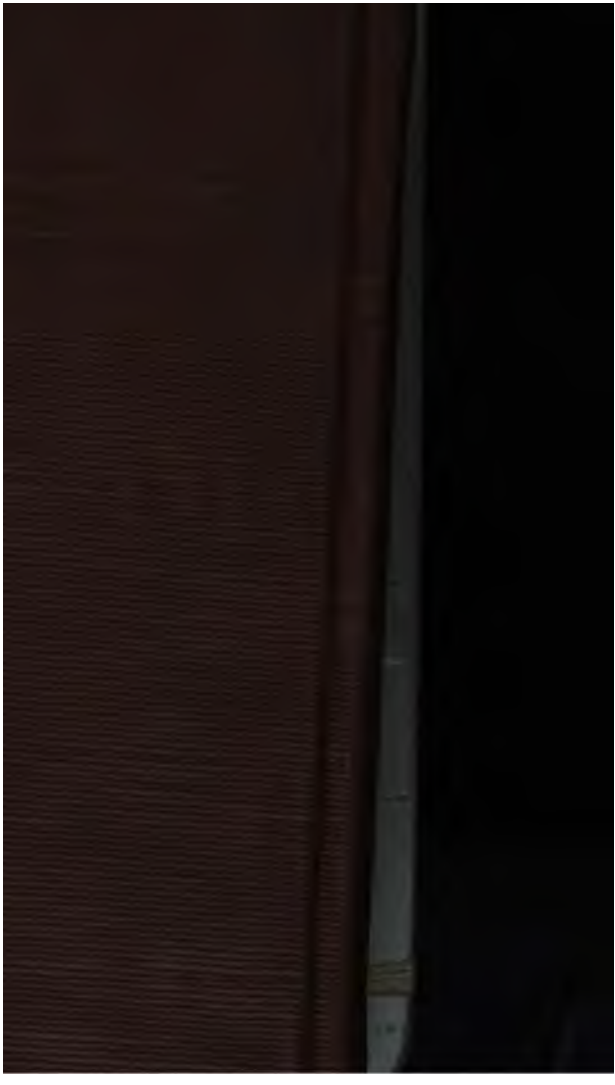
Johann und Hanne konnten kaum
Vor Liebesgluth die Dämmerung erwarten,
Und schlichen sich in eben diesem Garten,
Von ungefähr an eben diesen Aepfelbaum.

Hans Steffen, der im Winkel oben saß,
Und fleißig brach und aß,
Ward mäuschenstill, vor Wartung böser Dinge,
Daß seine Näscherei ihm diesmal schlecht gelinge.
Doch bald vernahm er unten Dinge,
Worüber er der Furcht vergaß,
Und immer sachte weiter aß.

Johann warf Hannen in das Gras.
„O pfui:" rief Hanne; „welcher Spaß!
Nicht doch, Johann! — Ei was?
O, schäme dich! — Ein andermal — o laß —
O, schäme dich! — Hier ist es naß." — —
„Naß, oder nicht; was schadet das?
Es ist ja reines Gras." —

Wie dies Gespräche weiter lief,
Das weiß ich nicht. Wer braucht's zu wissen?
Sie stunden wieder auf, und Hanne seufzte tief:

„So, schöner Herr! heißt das bloß küssen?
Das Männerherz! Kein einz'ger hat Gewissen!
Sie könnten es uns so versüßen!
Wie grausam aber müssen
Wir armen Mädchen öfters dafür büßen!
Wenn nun auch mir ein Unglück widerfährt —
Ein Kind — ich zittre — Wer ernährt
Mir dann das Kind? Kannst du es mir ernähren?"
„Ich?" sprach Johann; „die Zeit mag's lehren.
Doch wird's auch nicht von mir ernährt,
Der über uns wird's schon ernähren.
Dem über uns vertrau!"

Dem über uns! Dies hörte Steffen.
Was, dacht' er, will das Pack mich äffen?
Der über ihnen? Ei, wie schlau;
„Nein!" schrie er; „laßt Euch andre Hoffnung laben!
Der über Euch ist nicht so toll!
Wenn ich ein Bankbein nähren soll:
So will ich es auch selbst gedrechselt haben!"

Wer hier erschrack und aus dem Garten rann,
Das waren Hanne und Johann.
Doch gaben bey dem Edelmann
Sie auch den Apfeldieb wohl an?
Ich glaube nicht, daß sie's gethan.